

Norbert Fischer

**Vom Gottesacker zum Krematorium -
Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe
in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert**

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Einleitung: Metamorphosen der Tradition - Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Todes

I. Aufbruch im späten 18. Jahrhundert: Die neuen Friedhöfe als Orte der Gesellschaft

- 1. Voraussetzungen: Zur Bestattungsgeschichte
bis zum 18. Jahrhundert**
- 2. Hygiene-Notstand und Friedhofsverlegungen**
 - a. Aufklärung, Hygienediskurs und Reformabsolutismus
 - b. Die Friedhofsverlegungen
 - c. Neue Friedhofsarchitektur: Die ersten
Leichenhäuser
- 3. Geometrische Ordnung:
Wunschbild und Realität der Friedhofsästhetik
um 1800**
- 4. Materialisierte Emotionen:
Zur klassizistischen Grabmalkultur**

II. Die Krumme Linie: Friedhofsästhetik vom frühen 19. Jahrhundert bis zur wilhelminischen Zeit

- 1. Auflösung des geometrischen Rasters: Die Krumme Linie**
- 2. Der Großfriedhof als landschaftliches Gesamtkunstwerk**
- 3. Architektonische Varianten und ein utopisches
Projekt aus dem Jahr 1908**

III. Ornamentierung des Raumes: Grabstättenkultur im Zeitalter von Bürgerlichkeit und Industrialisierung

- 1. Neuklassifikation der Grabstätten**
- 2. Bürgerliche Grabmalkultur vom neogotischen Kreuz**

zum industriellen Galvano-Engel

**IV. Zwischen Kulturkritik und Funktionalität:
Die Friedhofsreform im 20. Jahrhundert**

- 1. Anfänge und Entwicklung
der Friedhofsreformbewegung**
- 2. "Erst der Techniker, dann der Künstler": Der
funktionale Friedhof der zwanziger Jahre**
- 3. Zur Wirkungsgeschichte der Friedhofsreform während
der NS-Herrschaft und in der Bundesrepublik**

**V. Eine Tradition der Moderne:
Krematoriumsbau, Einführung der Feuerbestattung und der
technisierte Umgang mit den Toten**

- 1. Die Feuerbestattungsbewegung und ihre Gegner:
Zur sozialen Dynamik säkularisierter Vernunft
im späten 19. Jahrhundert**
- 2. Krematoriumsarchitektur und Trauerzeremonien:
Das Elend der "konservativen Modernisierer"**
- 3. Feuerbestattung und Krematorien im 20. Jahrhundert**
 - a. Pragmatisches Potential: Arbeiterbewegung,
Aschenreihengräber und Anonyme Beisetzung
 - b. Zur Funktion der Krematorien im
NS-Massenvernichtungssystem

Schluß: Die Entzauberung des Todes

Quellen- und Literaturverzeichnis
Sach-, Orts- und Personenregister

Vorwort

Friedhofsanlagen mit ihrer ästhetischen Struktur, mit ihren Grabmälern und Bauten können als historische Quellen gelesen werden. Ich bin über viele Friedhöfe in Deutschland gegangen, um zu erkunden, was sie über den Umgang mit dem Tod und den Toten, über Bestattungs- und Trauerkultur in verschiedenen Epochen auszusagen vermögen, welche Muster dabei entwickelt wurden und in welcher Beziehung sie zur jeweiligen Gesellschaftsordnung standen.

Hiermit lege ich die überarbeitete und ergänzte Fassung meiner 1994 an der Universität Hamburg eingereichten Dissertation vor, mit der ich im Fach Sozial- und Wirtschaftsgeschichte promoviert wurde. Ihr ursprünglicher Titel lautete: "Vom Gottesacker zum Krematorium - Trauerkultur zwischen Tradition und bürgerlicher Rationalität. Eine sozialgeschichtliche Studie zum Umgang mit den Toten in Deutschland 1780-1930". Die Ergänzungen bestehen vor allem darin, einige der dargestellten Entwicklungslinien über das Jahr 1930 hinaus bis zur Gegenwart zu ziehen. Insbesondere war es mir wichtig, im Kapitel über die Feuerbestattung zusätzlich die Funktion der Krematorien im Rahmen der NS-Massenvernichtungspolitik zu thematisieren.

Dieses Buch ist, über die Jahre hinweg, in ständigem gewinnbringendem Austausch mit zahlreichen Freundinnen und Freunden, Kolleginnen und Kollegen entstanden. An erster Stelle sei meinem Betreuer Prof. Dr. Hans-Jürgen Goertz für seine konzeptionellen Hinweise und seine Forderung nach begrifflicher Schärfe gedankt. Er gab mir während meiner mehrjährigen Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg den nötigen Freiraum zur Fertigstellung der Dissertation. Prof. Dr. Alexander Deichsel (Institut für Soziologie) übernahm freundlicherweise die Aufgabe, das Mitgutachten anzufertigen.

Für kritische Durchsicht der Texte, wichtige Hinweise, aufschlußreiches Material und sonstige Unterstützung danke ich Prof. Dr. Gerhard Ahrens, Britta L. Behm, Mike Driedger, Prof. Richard Evans, Klaus Gille, Prof. Dr. (Wolfgang) Grünberg, Dr. Gabriele Haefs, Hella Häussler, Dr. Barbara Happe, Andrea Kammeier-Nebel, Priv. Doz. Dr. Elke Kleinau, Priv. Doz. Dr. Franklin Kopitzsch, Dr. Eberhard Kändler, Dr. Barbara Leisner, Susanne Limmroth-Kranz, Sabine Philippeit, Uwe Prasse, Helmut Schoenfeld, Helga Stachow, Markus Stock und Viktoria Urmersbach. Vom Zentralinstitut/Museum für Sepulkralkultur (Kassel) sei Dr. Reiner Sörries sowie Gerold Eppler, Wolfgang Neumann und der Bibliothekarin Priska Röder für Ihre Hilfsbereitschaft und Unterstützung ebenfalls gedankt. Mein Dank gilt nicht zuletzt Wolfgang Jung und dem Förderkreis Ohlsdorfer Friedhof e.V. für die Überlassung von Abbildungen sowie an Asmus Henkel für deren

sorgfältige Reproduktion.

Gewidmet ist das Buch meiner Frau Dorothea Stalman und unseren Kindern Hendrik und Lea - in Erinnerung an viele Spaziergänge über die Friedhöfe.

Hanstedt/Nordheide, Oktober 1995

Norbert Fischer

Einleitung:

Metamorphosen der Tradition - Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Todes

Am 13. August 1913 starb August Bebel, der große alte Mann der deutschen Sozialdemokratie. Die seinem Tod folgenden Trauerzeremonien wie auch die Art und Weise seiner Bestattung bieten dem Betrachter ein ungewöhnlich schillerndes und aufschlußreiches Spektrum kultureller Ausdrucksformen. Die von Bebel selbst testamentarisch verfügte Feuerbestattung galt 35 Jahre nach dem Bau des ersten deutschen Krematoriums noch immer als ultramodern, und seine schlichte Aschengrabstätte konterkarierte die bürgerlich-monumentale Grabmalkultur der wilhelminischen Gesellschaft. Die feierlichen Zeremonien nach Bebels Tod waren geprägt von der politischen Symbolik der Sozialdemokratie, aber auch von konventionellen, genuin bürgerlichen Formen der Trauer. Diese teilweise widersprüchliche Synthese von Tradition und Modernität hängt unmittelbar zusammen mit den fundamentalen Erschütterungen der deutschen Gesellschaft in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Aber wir eilen weit voraus. Schließlich sollten Vorgeschichte und Rahmenbedingungen geklärt sein, bevor dieses historische Exempel über Tod, Trauerkultur und Gesellschaft später wieder aufgegriffen wird. Hier geht es also um die Geschichte des Umgangs mit dem Tod und den Toten. Daß es generell einem solchen Thema an historischer Relevanz nicht mangelt, ist vor allem durch Untersuchungen aus dem angloamerikanischen und französischen Sprachraum belegt worden.¹ Von der deutschen Geschichtsforschung aber wurde es bislang eher am Rande behandelt, zumindest für den hier berücksichtigten Zeitraum seit dem 18. Jahrhundert.

Dabei lassen sich doch anhand des Umgangs mit den Toten in der Moderne einige Hauptlinien struktureller Entwicklungen analysieren. Auch hier gilt, was Friedrich Nietzsche über die Bedeutung der Geschichte im allgemeinen schrieb: "... Daß ihr Werth gerade der ist, ein bekanntes, vielleicht gewöhnliches Thema, eine Alltagsmelodie geistreich zu umschreiben, zu erheben, zum umfassenden Symbol zu steigern und so in dem Original-Thema eine ganze Welt von Tiefsinn, Macht und Schönheit ahnen zu lassen."² Um eine "Alltagsmelodie" handelt es sich in der Tat, wenn im folgenden von Friedhofsästhetik und Krematoriumsarchitektur die Rede ist. Es ist immerhin eine Melodie von ausgesprochen polyphoner Struktur, deren Aufschlüsselung

Erkenntnisse verspricht, die weit über das Alltägliche hinaus auf die Dynamik gesellschaftlicher Prozesse verweisen.

Das Material entstammt den vielfältigen Varianten einer "Sepulkalkultur",³ die in oft spannungsreicher Beziehung zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod und den Toten steht. Parallel zum Fachterminus kann man auch von "Trauerkultur" insofern sprechen, als es jeweils um die Bewältigung des Phänomens Tod geht, die hier - über individuell-psychologische Dimensionen hinaus - in ihrer gesellschaftlichen Vermittlung betrachtet wird.

Zum Zweck der Untersuchung wurden exemplarische Bereiche dieses weiten Feldes ausgewählt: Friedhofsästhetik, Grabstättentypologie und Grabmalkultur, Feuerbestattung und Krematoriumsarchitektur. Behandelt wird die Entwicklung in den Städten; dort wurden neue Tendenzen zuerst entfaltet, die dortige Entwicklung wurde häufig zum Muster auch für ländliche Regionen. Es geht also nicht darum, die gesamte Geschichte der Sepulkalkultur in Deutschland für den genannten Zeitraum darzustellen; allein der Anspruch auf ein solches Unterfangen wäre vermessen. Vielmehr sollen die Transformationen bestimmter sepulkraler Ausdrucksformen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert analysiert werden - vor allem anhand markanter Zäsuren, folgenreicher Innovationen und besonders aufschlußreicher Fallbeispiele, aber auch anhand der Linien langer Dauer.⁴

Diese exemplarischen Analysen umgreifen immer wieder auch die historischen Einstellungen zum Tod, oder - um einen präziseren Begriff zu verwenden - die historischen "Gefühlsstrukturen".⁵ Diese werden also hier nicht, wie häufig üblich, von ideengeschichtlichen Zeugnissen der feudalen oder bürgerlichen "Hochkultur" abgeleitet, sondern auf der Ebene tatsächlich realisierter und damit gesellschaftlich bereits vermittelter Ausdrucksformen beschrieben und analysiert. Eine schon verwirklichte Friedhofskonzeption, ein bereits gebautes Krematorium weist immer über die individuelle Dimension hinaus und kann aus der hier verfolgten sozialgeschichtlichen Perspektive zunächst einmal mehr Relevanz für sich beanspruchen als zeitgenössische literarische Texte oder theoretische Postulate.⁶

Mein Vorgehen beruht dabei auf der Verknüpfung der chronologischen Entwicklung mit der Darstellung struktureller Phänomene: So wird die Geschichte des Friedhofes als Geschichte eines "domestizierten Kulturraumes"⁷ interpretiert, der je nach gesellschaftlichem Kontext unterschiedlich strukturiert und durch diverse Einzelelemente, vor allem Grabmäler, Vegetation und Bauten, gleichsam verdichtet wurde. Deren Interpretation wiederum verweist zurück auf soziale, wirtschaftliche,

religiöse, technische oder architektonische Entwicklungen und gibt zugleich Aufschlüsse über die Gefühlsstrukturen und Machtverhältnisse bestimmter historischer Perioden.⁸

So wird der Gang der Argumentation immer wieder oszillieren zwischen den Ausdrucksformen der Trauerkultur und den darin aufscheinenden gesellschaftlichen Prozessen. Dabei weicht die Datierung von Zäsuren und die Periodisierung von Entwicklungen gelegentlich ab von den üblichen historiographischen Schnitten - auch ein Zeichen dafür, daß die Geschichte des Umgangs mit den Toten neue Aufschlüsse zu vermitteln vermag. Gerade weil sich diese Geschichte in ständiger, fließender Wechselwirkung mit dem Kontext entwickelt, ergeben sich aufschlußreiche Parallelen, aber auch Verwerfungen und "Anachronismen". Daß es dabei nicht nur um linear-eindimensionale Entwicklungen geht, belegt nicht zuletzt die Doppelbödigkeit technischer Rationalität, wie sie sich spätestens in der Funktion der Krematorien für die nationalsozialistische Tötungsmaschinerie zeigt.

Diese Studie versteht sich als Exempel einer Synthese von Sozial- und Kulturgeschichte.⁹ Sie will die handlungsleitenden gesellschaftlichen Strukturen mit ihren vielfältigen Wechselwirkungen und Rückkopplungen im kulturellen Bereich verschränken. Sozial- und Kulturgeschichte werden als zwei komplementäre, einander sich ergänzende Seiten einer Medaille betrachtet. Wie kulturellen Ausdrucksformen immer soziale Erfahrungen zugrundeliegen, so basieren soziale Erfahrungen auf kulturellen Mustern.

Als analytischen Parameter für diese Verschränkung verwende ich einen "revisionistisch" verstandenen Traditionsbegriff. Normalerweise wird in der sozialgeschichtlichen Forschung mit Bewegungsbegriffen wie "Revolution" gearbeitet, um zwischen Phasen des Stillstands und historischen Schüben zu unterscheiden, um Zäsuren zu setzen. Aber bei einem Phänomen wie dem Umgang mit den Toten, dessen Wandel häufig langen Zyklen unterliegt, hat es sich als sinnvoll erwiesen, einen Parameter wie Tradition zu wählen. Gerade weil er hilft, die Linien langer Dauer zu fixieren, kann dann umso präziser das Moment der Bewegung, der Veränderung, der Zäsur, aber auch die soziale Dynamik noch uneingelöster Utopien gemessen werden.

Um einem Mißverständnis gleich vorzubeugen - und zur Erläuterung dessen, was mit "revisionistisch" gemeint ist: Traditionen werden hier nicht als statisch verstanden; auch sie sind einbezogen in den Prozeß gesellschaftlicher Verwerfungen, auch sie unterliegen Transformationen. Deren Eigendynamik und spezifische Ausdrucksformen erlauben es jedoch, Traditionen als Gerinnungsform historischer Entwicklungen zu betrachten.

Lange Zeit haftete der Verwendung des Traditionsbegriffs etwas Rückwärtsgewandtes an. Seit aber britische Historiker wie Edward P. Thompson und Eric J. Hobsbawm¹⁰ die soziale Bedeutung von Traditionen beschrieben und analysiert haben, ergeben sich neue, unverbrauchte Perspektiven. An diese knüpfe ich im folgenden an, wenn ich Traditionen als "Schatzkammer" sozialer und kultureller Erfahrungen verstehe. Traditionen bilden ein gruppen-, schicht- oder klassenspezifisches Potential, das in bestimmten historischen Situationen aktivierbar ist, um Vorstellungen und Interessen zu realisieren, aber auch, um Widerstand zu formieren. In diesem Sinn bezeichnete Jacques Le Goff Traditionen einmal als "... die Art und Weise, in der sich die Gesellschaften geistig reproduzieren und in der sie ihre Ungleichzeitigkeiten hervorbringen, die auf verzögerter Anpassung an den Wechsel und auf der ungleichen Evolutionsgeschwindigkeit verschiedener Sektoren der Geschichte beruhen."¹¹

Über den revisionistischen Traditionsbegriff lassen sich also gerade jene gesellschaftlich relevanten Muster¹² zusammenfassend erschließen, die sich ansonsten aufgrund der ungleichmäßigen und untereinander verworfenen Entwicklungsströme im Disparaten verflüchtigen würden. Aus dieser Perspektive wird sich zeigen, daß historisches Geschehen in Traditionen sozusagen eingemeißelt ist.¹³ Unter diesen Voraussetzungen kann der Traditionsbegriff als analytischer Parameter verwendet werden, ohne von der gesellschaftlichen Entwicklung abgekoppelt im "luftigen Kulturalismus"¹⁴ zu enden.

Der Bereich von Tod und Trauer ist in der Regel besonders stark von Traditionen geprägt, da die extreme Nähe eines grundlegenden Aspekts individueller wie sozialer Erfahrung zu kristallisierten Ausdrucksformen von Erinnerung und Gedächtnis führt: "Gedächtnis und Tod entsprechen einander", vermerkte Paul Valéry.¹⁵ Im Umgang mit den Toten werden Erinnerung und Gedächtnis in ganz unterschiedlichen Formen materialisiert, wobei sie in der ästhetischen Gestalt von Friedhöfen und Grabmälern geradezu geronnen erscheinen.

So werden die heterogenen Ausdrucksformen der Sepulkralkultur in einer analytischen Klammer zusammengefaßt, die das Aufspüren und Verfolgen von Traditionslinien ebenso einschließt wie die Datierung ihres Abbruchs oder ihr spannungsreiches, vielleicht halbverborgenes Fortleben. Wir werden unter anderem sehen, wie und warum ausgesprochen innovative Entwicklungen geradezu umhüllt wurden von jenen traditionellen Elementen, die man überwunden glaubte.

Wichtigster Faktor der Veränderung ist dabei das jeweils eigene, oft ganz materielle Interesse - sei es institutionen-, gruppen- oder klassenspezifisch. Traditionen im

Umgang mit den Toten werden selten um ihrer selbst willen verteidigt, sondern um bestimmte Einnahmequellen zu sichern, um Glaubensdogmen zu legitimieren, um Macht und Reichtum repräsentativ zu untermauern, um soziales Prestige zu behaupten. Traditionen werden rasch hinfällig, wenn es pragmatische Alternativen gesellschaftlicher Repräsentation gibt, wenn der politisch-administrative Zugriff übermächtig wird, wenn sie sich als zu kostspielig erweisen - wir werden dies beispielsweise verfolgen können anhand der raschen Popularisierung der Feuerbestattung in den 1920er Jahren.

Bevor wir uns aber dem eigentlichen Thema zuwenden, sind einige Erläuterungen zu Forschungsstand und Quellenmaterial notwendig. Es existieren bereits eine Reihe von historischen Arbeiten über den Umgang mit dem Tod und den Toten - ja, das Sujet entwickelte sich bisweilen zum Modethema. Aber für viele dieser Werke gilt, was sich auch gegen die französische Pionierstudien von Philippe Ariès¹⁶ einwenden läßt: Sie spiegeln aufgrund des sozial nicht sehr breit gestreuten, meist der Hochkultur entstammenden Materials lediglich die Ideen und Gedankenwelt einer schmalen sozialen Elite wider und können häufig keine übergreifende gesellschaftliche Relevanz beanspruchen.

Dennoch läuteten derartige Pionierstudien geradezu eine Welle von historischen Arbeiten zum Thema Tod aus unterschiedlicher Perspektive ein.¹⁷ Neben Ariès waren es weitere französische Historiker wie Michel Vovelle, die quellenmäßig breitgefaßte Untersuchungen über kollektive Einstellungen vorlegten, etwa zum Tod in der Frühen Neuzeit.¹⁸ Vovelle zählt darüber hinaus, wie auch Joachim Whaley, zu denjenigen Historikern, die dezidiert sozialgeschichtlich orientierte Ansätze zur Erforschung des Umgangs mit dem Tod ausarbeiteten.¹⁹

Wenn diese und zahlreiche andere Studien in Fachkreisen und der Öffentlichkeit das Interesse am Thema steigen ließen, so fehlte es doch zumindest in Deutschland lange Zeit an einer neueren Geschichte der Friedhöfe. Bis vor kurzem galten noch immer die Arbeiten von Herbert Melchert,²⁰ Herbert Derwein,²¹ Johannes Schweizer²² und Adolf Hüppi²³ als Standardwerke. Diese aber weisen aufgrund der nur unzureichend reflektierten, darüber hinaus meist auch ungesicherten Quellenbasis erhebliche Mängel und Fehleinschätzungen auf. Diese Kritik gilt zwar in der Regel nicht den inzwischen recht zahlreichen Darstellungen zur Geschichte einzelner Friedhöfe, die aber wiederum aufgrund lokaler, regionaler und kultureller Besonderheiten nur begrenzt Verallgemeinerungen erlauben. Glücklicherweise liegt inzwischen mit der Dissertation von Barbara Happe eine Arbeit vor, die unter begründeter Auswahl des Materials

wichtige Einblicke in die Entwicklung deutscher Friedhöfe von der Frühen Neuzeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vermittelt.²⁴

Ähnlich verhält es sich mit der Formgeschichte von Grabmälern, die im übrigen häufig in die allgemeine Geschichte von Friedhöfen integriert wird. Für Deutschland gibt es keine entsprechende Übersicht, wohl aber einige, fast immer kunsthistorisch orientierte Einzelstudien zu bestimmten Formen, Perioden oder Orten.²⁵

Für spezielle Kristallisationspunkte der Entwicklung erwiesen sich eigene Archivstudien als unumgänglich - vor allem sei hier Krematoriumsbau und Einführung der Feuerbestattung genannt, wo es kaum Vorarbeiten gibt. Im übrigen bieten zeitgenössische Schriften, vor allem auch Presseberichte, aufschlußreiche Einblicke in die Entwicklung der Sepulkralkultur. Der Ergänzung und Illustration dienen nicht zuletzt Zeugnisse aus Literatur und Kunst.

Weniger disparat ist der Forschungsstand zum Traditionsbegriff.²⁶ Jene Literatur, die sich damit allgemein befaßt, ist überschaubar, aber meist älteren Datums und inzwischen überholt.²⁷ Als hilfreicher erweisen sich in der Regel Ergebnisse aus den Sozialwissenschaften, wenn sie auch häufig auf Dritte-Welt-Probleme hin orientiert und von daher hier nur sehr bedingt brauchbar sind.²⁸ Wichtige grundsätzliche Anregungen für eine Auseinandersetzung mit dem Traditionsbegriff aus sozialgeschichtlicher Sicht gibt darüber hinaus das Konzept der "invented traditions" des britischen Historikers Eric J. Hobsbawm.²⁹ Zugleich kann aufgebaut werden auf die Ergebnisse neuerer Ansätze zur historischen Kulturforschung, die bereits seit einiger Zeit im Rahmen der Sozialgeschichtsschreibung eine wachsende Bedeutung erhalten hat.³⁰

Auch die vermehrt erschienenen Arbeiten zu verwandten Begriffen wie "Erinnerung" und "Gedächtnis" bieten zahlreiche Anregungen für die sozialgeschichtliche Analyse dessen, was hier unter Tradition verstanden wird.³¹ Der Ägyptologe Jan Assmann hat in diesem Zusammenhang den Begriff "kulturelles Gedächtnis", ausdrücklich am Beispiel des Totengedenkens, als umfassendere Alternative zu "Tradition" konzipiert.³² Für eine sozialgeschichtliche Studie allerdings, wie sie hier beabsichtigt ist, erweist sich dieses am Beispiel früher Hochkulturen entwickelte Konzept als wenig brauchbar - zu sehr bleibt es einer statisch-kulturellen Ebene verhaftet.³³

Damit sind nur einige grundlegende Positionen genannt, auf andere werde ich zu gegebener Zeit im Rahmen der weiteren Argumentation eingehen. So unzulänglich der Traditionsbegriff sein mag, so sehr lassen sich doch mit seiner Hilfe jene in sich

verworfenen Entwicklungen erfassen, die als isoliert und statisch gerade nicht adäquat zu analysieren sind.

Bevor ich nun den Versuch wage, sozialgeschichtlich relevante Linien im Umgang mit den Toten auszuzeichnen und zu erörtern, sei eine knappe Erläuterung der Gliederung gestattet. Das erste Kapitel bietet, neben der Vorgeschichte, eine Art Tableau der im späten 18. Jahrhundert auftauchenden, grundlegenden Probleme sowie den daraus resultierenden Veränderungen im Umgang mit dem Tod und den Toten. Die folgenden Kapitel wenden sich dann ausgewählten Bereichen der Sepulkralkultur in Deutschland vom 18. bis zum 20. Jahrhundert zu. Im Mittelpunkt steht die Friedhofs- und Grabmalkultur mit ihren Entwicklungslinien, die in teilweise bis heute gültige Ausdrucksformen mündeten. Krematoriumsbau und Einführung der modernen Feuerbestattung werden in einem gesonderten fünften Kapitel analysiert, da sie mit ihrer Technisierung die bedeutendste Innovation der letzten Jahrhunderte im Umgang mit den Toten bedeuten. Letztlich resultieren aus der Feuerbestattung auch jene Formen anonymer Beisetzung, die im ausgehenden 20. Jahrhundert die Sepulkralkultur erneut entscheidend verändern.

Wie sich rasch zeigen wird, ist die Entwicklung vor allem geprägt vom ständigen Wechselspiel zwischen den Forderungen einer spezifisch bürgerlichen Rationalität und der Widerborstigkeit und Zählebigkeit, aber auch dem utopischen Potential von Traditionen. Diese permanente Spannung zwischen Modernität und Tradition, zwischen Zukunft und Vergangenheit wird überformt von den Versuchen, dem Umgang mit den Toten ein immer wieder anderes ästhetisches Kleid zu geben - ein Kleid, dessen Muster stets zurückverweist auf die gesellschaftlichen Entwicklungen seit dem 18. Jahrhundert.

^Anmerkungen zur Einleitung

¹ [Vorbemerkung: In den Anmerkungen wird jeder Titel bei der ersten Nennung bibliographisch vollständig, bei jeder weiteren mit Verfasser, Kurztitel und Erscheinungsjahr aufgeführt und ist dann gegebenenfalls über das Literaturverzeichnis zu erschließen.] Zur Diskussion der Forschungsliteratur siehe unten, S. 11-15.

² Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachtheile der Historie für das Leben. In: Ders.: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Dritte Abteilung. Erster Band: Die Geburt der Tragödie - Unzeitgemäße Betrachtungen I-III. Berlin, New York 1972, S. 241-330, hier S. 288.

³ Der Friedhofshistoriker Hans-Kurt Boehlke versteht unter "Sepulkralkultur" alle kulturellen Erscheinungsformen der Totenbestattung und des Totengedenkens. Zu ihnen zählen danach:
"Kirchhöfe und Friedhöfe in ihrer siedlungsstrukturellen, architektonischen, garten- oder landschaftsgestalterischen Erscheinungsform,

Grabmale in zeitgebundenen Formen und mit zeitgebundenen
Inschriften und Symbolen,
Texte und Inschriften wie Leichenreden, Totengedenk- und
Gebetbücher, Predigtsammlungen,
Realien des Totengedenkens wie Gewänder, Gebinde,
Totenkronen, Totenmasken usw.,
Toten- und Bestattungsriten."

Hans-Kurt Boehlke: Einführung. In: Wie die Alten den Tod
gebildet. Wandlungen der Sepulkralkultur 1750-1850. Mainz
1979, S. 1-6, hier S. 2.

⁴ Zu diesem aus der französischen Mentalitätsgeschichte
übernommenen Begriff siehe Fernand Braudel: Geschichte und
Sozialwissenschaften. Die "longue durée". In: Marc Bloch
u.a.: Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur
systematischen Aneignung historischer Prozesse. Hg. von
Claudia Honegger. Frankfurt/M. 1977, S. 47-85.

⁵ Dieser Begriff wurde vom britischen Kulturwissenschaftler
Raymond Williams zur Kennzeichnung der Kultur einer Epoche
benutzt; Williams verwendet dabei einen weiten, die
Gefühlswelt einbeziehenden Kulturbegriff. Zugleich
impliziert sein Kulturverständnis - und damit der Begriff
"Gefühlsstruktur" - eine ständige Wechselwirkung
kultureller Phänomene mit den Mechanismen
gesellschaftlicher Veränderung. Siehe Raymond Williams:
Theorie und Verfahren der Kulturanalyse. In: Ders.:
Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und
Kultur. Hg. von H. Gustav Klaus. Frankfurt/M. 1977, S. 45-
73, besonders auch S. 51.

⁶ Natürlich soll damit nicht unterstellt werden, daß
letztere ohne Belang sind. Hier geht es um ein Mehr oder
Weniger und darum, die Analyse von der ideengeschichtlichen
Ebene wegzuverlagern. Auch ich werde im folgenden immer
wieder Dokumente künstlerisch-literarischen Schaffens
heranziehen, sei es zur Überprüfung eigener Erkenntnisse,
sei es zu deren Illustration oder auch, weil sie - wie in
der Zeit der Romantik - explizit Stellung zum Tod bezogen.
Auch schließt obige Feststellung den gelegentlichen
Einbezug utopischer Projekte, etwa aus der Zeit der
Französischen Revolution, zu Vergleichszwecken keineswegs
aus.

⁷ Silvia Koch: Geschichte und Bedeutung des Friedhofs im
Abendland. In: Zeitschrift für Semiotik 11, 1989, Heft 2-3,
S. 125-133, hier S. 131. Zum Friedhof als Zeichensystem
siehe auch im selben Heft Werner Enninger/Christa Schwens:
Friedhöfe als kulturelle Texte, S. 135-181. Siehe darüber
hinaus Jean-Didier Urbain: La société de conservation.
Étude sémiologique des cimetières d'Occident. Paris 1978.

⁸ Aus semiotischer Perspektive schreibt Silvia Koch über
die Bedeutung des Friedhofs: "Die differenzierte Ordnung
und die Differenziertheit in der Ordnung der Zeichen machen
es möglich, daß Werte, Gefühle, Traditionen gezeigt werden.
Exemplifikatorisch bilden sie Muster für das, was gezeigt
wird." Koch: Bedeutung des Friedhofs, 1989, S. 128. Was der
Kunsthistoriker Martin Warnke über die politische Bedeutung
ikonographischer Objekte schreibt, läßt sich auf die
Gestaltung von Friedhöfen und Grabmälern übertragen: "Wenn
die politischen Machthaber nur halbwegs nach diesen
Einsichten auch gehandelt haben, dann hat sich ein

Hauptgewicht ihres politischen Wirkens in der Vergangenheit nicht in schriftlichen Akten, nicht in Verträgen, Abkündigungen, Dekreten und 'Zeytungen', nicht in Büchern, Kompendien, Staatslehren und Pamphleten niedergeschlagen, sondern in Zeremonien, in Schaustellungen, Schaumünzen, Festivitäten, Theatern, Aufzügen, Paraden, Gebäuden, Gärten, Bildern, Denkmälern, Medaillen, Transparenten, Balletten, Wasserspielen und Feuerwerken, also im Gegenstandsbereich der politischen Ikonographie." Martin Warnke: Politische Ikonographie. In: Jean Arrouye u.a.: Die Lesbarkeit der Kunst. Zur Geistes-Gegenwart der Ikonologie. Hg. von Andreas Beyer. Berlin 1992, S. 23-28, hier S. 24.

⁹ Siehe etwa Jürgen Kocka: Sozialgeschichte der neunziger Jahre. In: Frankfurter Hefte 40, 1993, S. 1125-1129, hier S. 1127-1128.

¹⁰ Edward P. Thompson untersuchte Erscheinungsformen der Tradition zusammenhängend in: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Zwei Bände Frankfurt/M. 1987 (engl. Orig. 1963); Eric J. Hobsbawm: Introduction: Inventing Traditions. In: Ders./Terence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1992, S. 1-14. Siehe auch die in diesem Sammelband, dessen Erstausgabe 1983 erschien, zusammengefaßten Beiträge. - Siehe auch eine vergleichbare Konzeption bei Josef Ehmer: Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels. Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert. Frankfurt/New York 1994, vor allem die Einleitung, S. 9-22. - Aufschlußreich aus der hier verfolgten Perspektive auch die essayistische Studie von David Gross: The Past in Ruins. Tradition and the Critique of Modernity. Amherst 1992.

¹¹ Jacques Le Goff: Eine mehrdeutige Geschichte. In: André Bruguière u.a.: Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Hg. von Ulrich Raulff. Berlin 1989, S. 18-32, hier S. 23.

¹² Nach Raymond Williams zeigt der Wirkungsgrad von Selektionmechanismen bei der Entwicklung von Traditionen, welche Elemente für die jeweils bestehende Gesellschaft von aktueller Bedeutung sind. Williams: Theorie, 1977, S. 53-56.

¹³ Adorno sprach im Zusammenhang mit dem Traditionsbegriff davon, daß "...die geschichtliche Spur an den Dingen, Worten, Farben und Tönen .. immer die vergangenen Leidens" ist. Theodor W. Adorno: Über Tradition. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band 10/1: Kulturkritik und Gesellschaft I. Frankfurt/M. 1977, S. 310-320, hier S. 315.

¹⁴ Kocka: Sozialgeschichte, 1993, S. 1128.

¹⁵ Paul Valéry: Cahiers/Hefte. Band 3. Frankfurt/M. 1989, S. 414. Auch Jan Assmann stellt in seiner Arbeit über das "kulturelle Gedächtnis" fest, daß der Tod eine "'Urszene' der Erinnerungskultur" ist, nach seiner Ansicht die ursprünglichste Form des Bruchs zwischen Gestern und Heute. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, S. 33 (zu Assmanns Konzept des kulturellen Gedächtnisses siehe unten).

¹⁶ Philippe Ariès: Geschichte des Todes. München 1985 (2. Aufl.). Die französische Originalausgabe erschien 1978,

einige Vorstudien 1975 (dt. unter dem Titel: Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München 1981).

¹⁷ Stellvertretend für etliche andere, zu gegebener Zeit anzumerkende Arbeiten sei hier für die Geschichte der Neuzeit verwiesen auf James S. Curl: A Celebration of Death. An introduction to some of the buildings, monuments, and settings of funerary architecture in the Western European Tradition. London 1980; Richard A. Etlin: The Architecture of Death. The Transformation of the Cemetery in Eighteenth-Century Paris. Cambridge/Mass., London 1987; Jean-Didier Urbain: L'archipel des morts. Le sentiment de la mort et les dérives de la mémoire dans les cimetières d'Occident. Paris 1989.

¹⁸ Etwa Michel Vovelle: Piété baroque et déchristianisation en Provence au XVIII^e siècle: les attitudes devant la mort d'après les clauses des testaments. Paris 1973; ders.: Mourir autrefois: attitudes collectives devant la mort aux XVII^e et XVIII^e siècles. Paris 1974.

¹⁹ Joachim Whaley: Introduction. In: Ders. (Hg.): Mirrors of Mortality. Studies in the Social History of Death. London 1981, S. 1-14; Michel Vovelle: Die Einstellungen zum Tode: Methodenprobleme, Ansätze, unterschiedliche Interpretationen. In: Arthur E. Imhof (Hg.): Biologie des Menschen in der Geschichte - Beiträge zur Sozialgeschichte der Neuzeit aus Frankreich und Skandinavien. Stuttgart-Bad Cannstatt 1978, S. 174-197.

²⁰ Herbert Melchert: Die Entwicklung der deutschen Friedhofsordnungen. Dessau 1929.

²¹ Herbert Derwein: Geschichte des christlichen Friedhofs in Deutschland. Frankfurt/M. 1931.

²² Johannes Schweizer: Kirchhof und Friedhof. Eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten. Linz a. d. Donau 1956.

²³ Adolf Hüppi: Kunst und Kult der Grabstätten. Olten, Freiburg 1968.

²⁴ Barbara Happe: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870. Tübingen 1991. - Grundlegende kleinere Forschungsbeiträge sind versammelt in dem bereits zitierten Band: Wie die Alten, 1979, sowie in: Vom Kirchhof zum Friedhof. Wandlungsprozesse zwischen 1750 und 1850. Kassel 1984. Siehe auch zum Vergleich für die Schweiz Albert Hauser: Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700-1990. Zürich 1994.

²⁵ Um nur exemplarisch zwei neuere Werke zu nennen: Heike Schmidt: Friedhof und Grabdenkmal im Industriezeitalter am Beispiel Essener Friedhöfe: Geschichte - Gestaltung - Erhaltung. Eine kunsthistorische Untersuchung mit besonderer Betrachtung des Steinzerfalls. Bochum 1993; Peter Pinnau: Gruft, Mausoleum, Grabkapelle. Studien zur Sepulkralarchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts mit besonderer Hinsicht auf Adolf von Hildebrand. München 1992.

²⁶ Einen guten Überblick aus US-amerikanisch-kulturwissenschaftlicher bietet Dan Ben-Amos: The seven strands of tradition: Varieties in its Meaning in American Folklore Studies. In: Journal of Folklore Research 21, 1984, S. 97-131.

²⁷ Etwa Josef Pieper: Über den Begriff der Tradition. Köln, Opladen 1958; ders.: Überlieferung: Begriff und Anspruch.

München 1970. Eine Ausnahme bildet hier Edward Shils: Tradition. London 1981.

²⁸ Ein Beispiel: Samuel N. Eisenstadt: Tradition, Wandel und Modernität. Frankfurt/M. 1979.

²⁹ Hobsbawm: Introduction, 1992.

³⁰ Dazu unter anderem neuerdings knapp Richard van Dülmen: Vorbemerkung. In: Ders. (Hg.): Dynamik der Tradition. Studien zur historischen Kulturforschung IV. Frankfurt/M. 1992, S. 7-11, hier S. 7-8. Aus volkskundlicher Sicht Wolfgang Kaschuba: Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit. Frankfurt/M., New York 1988.

³¹ Systematisch Assmann: Gedächtnis, 1992 (unter anderem S. 60-63 auch zu Totengedenken); Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1988; volkskundlich Brigitte Bönisch-Brednich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991; Jacques Le Goff: Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1992; Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin 1990; Thomas Butler (Hg.): Memory. History, Culture and Mind. Oxford 1989; aus sozialwissenschaftlicher Sicht bereits Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt/M. 1989 (zuerst 1925). Siehe auch Roland Kany: Mnemosyne als Programm. Geschichte, Erinnerung und die Andacht zum Unbedeutenden im Werk von Usener, Warburg und Benjamin. Tübingen 1987; Alice Kohli-Kunz: Erinnern und Vergessen. Das Gegenwärtigsein des Vergangenen als Grundproblem historischer Wissenschaft. Berlin 1973.

³² Assmann zufolge könne letzterer Begriff dieses Phänomen nur verkürzt erfassen: "Denn der Begriff Tradition verschleiert den Bruch, der zum Entstehen von Vergangenheit führt, und rückt dafür den Aspekt der Kontinuität, das Fortschreiben und Fortsetzen in den Vordergrund." Assmann: Gedächtnis, 1992, S. 34.

³³ Daß im übrigen mit dem Gedächtnis-Konzept auch für die Moderne zumindest dann konstruktiv gearbeitet werden kann, wenn ein relativ eng begrenzter Zeitraum zugrundeliegt, zeigt die Fallstudie von Helga Stachow: Rituale der Erinnerung. Die Maifeiern der Hamburger Arbeiterbewegung zwischen 1890 und 1914. Marburg 1995.

I. Aufbruch im späten 18. Jahrhundert: **Die neuen Friedhöfe als Orte der Gesellschaft**

1. Voraussetzungen:

Zur Bestattungsgeschichte bis zum 18. Jahrhundert

Im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert kam es in Deutschland zu einer umfassenden Welle von Friedhofsverlegungen. Die Verbannung der Toten aus den Städten bildete den Auftakt für neue Entwicklungen im sepulkralen Bereich, deren Auswirkungen teilweise bis ins 20. Jahrhundert reichen. Begründet mit hygienischen Argumenten und einzuordnen in die zeitgenössische Politik des Reformabsolutismus¹, sorgten diese Maßnahmen für eine größere Distanz zwischen den Lebenden und den Toten. Zum anderen aber, - und das wird uns in den folgenden Kapiteln begleiten, schufen sie in den neuen Begräbnisplätzen überhaupt erst jenen gesellschaftlich relevanten Raum, in dem sich künftig bürgerliche Sepulkrälästhetik entfalten sollte.

So begann also im späten 18. Jahrhundert eine folgenreiche Wende.² Aufgeklärtes Denken zielte auf einen rationalen Umgang mit den Toten, während die Kunst des Klassizismus den naturalistisch-barocken Darstellungen eine neue, an bürgerlichen Gefühlsstrukturen orientierte Ästhetik des Todes entgensetzte.³ Vernunft und Gefühl -

^Anmmerkungen zu Kapitel I

1 Horst Möller: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1986, S. 302-303; Christof Dipper: Deutschland 1648-1789. Frankfurt/M. 1991, S. 66.

² Zur Rolle des 18. Jahrhunderts als Epochenschwelle siehe Reinhart Koselleck: Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit. In: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hg.): Epochenschwelle und Epochenbewußtsein. München 1987, S. 269-282.

³ Es handelt sich um einen Prozeß, der nicht nur in Deutschland, sondern in Westeuropa insgesamt zum Tragen kam. Ariès: Geschichte, 1980, Kap. 11; Curl: Celebration, 1980, S. 151; Rainer Volp: Der Tod im Leben. In: Wie die Alten, 1979, S. 7-16, hier S. 7. Dieser Prozeß war von antichristlichen Elementen gekennzeichnet; so wurde etwa die Negierung der Unsterblichkeit zu einem Grundzug des französischen Materialismus. Auf die Kraft der Vernunft vertrauende Aufklärungsphilosophen wie Antoine Condorcet betonten das Leben und sahen den Tod als "Unglücksfall der Natur". Condorcet vertrat die Vorstellung, daß nach Erschöpfung aller Lebenskräfte ein "natürlicher Tod" eintrete - der dann auch willkommen sei. Dazu Jacques Choron: Der Tod im abendländischen Denken. Stuttgart 1967, S. 139-140. Wenn auch in Deutschland der Einfluß materialistisch-antichristlichen Denkens längst nicht so

dieser Dualismus sollte, zusammen mit anderen Faktoren wie Macht und Repräsentation, die Sepulkralkultur des 19. und 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflussen.⁴

Was war vorher? Sehen wir uns zunächst die wichtigsten Stationen aus der Geschichte des christlichen Friedhofs bis zum 18. Jahrhundert an, bevor die genannte Zäsur mit all ihren Auswirkungen im Detail analysiert wird.

Die christlichen Bestattungsformen entwickelten sich aus biblisch-israelischen und antiken Traditionen.⁵ Während jedoch im antiken Rom sowohl Erdbestattung als auch Leichenverbrennung bekannt gewesen waren, duldete das Christentum allein das Begraben des Leichnams - die Feuerbestattung hingegen wurde als "heidnisch" tabuisiert.⁶ Für dieses Verdikt sorgten unter anderem der Glaube an die leibliche Auferstehung und der Reliquienkult, der mit der Verehrung der Märtyrergebeine in der Alten Kirche begonnen hatte.⁷

stark wie in Frankreich war, so belegt das Aufkommen des Pietismus sowie der rationalistischen Theologie, daß beispielsweise der Protestantismus von Veränderung und Erneuerung nicht verschont blieb. Zu Deutschland siehe unter anderem Georg Scherer: Das Problem des Todes in der Philosophie. Darmstadt 1988 (2. Aufl.), S. 128-133 (zu Kant); Paul Graff: Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zweiter Band: Die Zeit der Aufklärung und des Rationalismus. Göttingen 1939, S. 31.

⁴ Wir werden sehen, wie sich am Beispiel von Friedhofsarchitektur und Grabmalkultur die Entfaltung dieser neuen Einstellung zum Tod und ihres Dualismus von Vernunft und Gefühl nachzeichnen läßt - und zwar mit teilweise anderen Ergebnissen, als die so häufig geübte Auswertung rein literarisch-künstlerischer Zeugnisse bisher erbrachte.

⁵ Zur Bestattung in der Vor- und Frühgeschichte siehe die Beiträge in Fritz Horst/Horst Keiling (Hg.): Bestattungswesen und Totenkult in ur- und frühgeschichtlicher Zeit - Beiträge zu Grabbrauch, Bestattungsriten, Beigabenausstattung und Totenkult. Berlin 1991.

⁶ Zur Feuerbestattung in der griechischen Antike siehe Donna C. Kurtz/John Boardman: Thanatos. Tod und Jenseits bei den Griechen. Mainz 1985, S. 55-58, S. 83-86, S. 120-122.

⁷ Hier und zum folgenden: Martin Illi: Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt. Zürich 1992; Bernhard Koetting: Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude. Köln, Opladen 1965; James Stevenson: Im Schattenreich der Katakomben. Entstehung, Bedeutung und Wiederentdeckung der frühchristlichen Grabstätten. Köln 1990; Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 21-27; Michael Belgrader/Hans-Kurt Boehlke: "Friedhof". In: Theologische Realenzyklopädie.

Charakteristisch für die christliche Einstellung war der Wunsch, in der Nähe der Reliquien beerdigt zu werden; so wurde die Kirche zum bevorzugten Bestattungsort. Zugleich wurden die Begräbnisplätze zurück in das Zentrum der Orte geholt, während sie noch im antiken Rom außerhalb der Städte angesiedelt waren.⁸

Natürlich konnte dem Wunsch nach Kirchenbestattung schon aus Platzgründen nicht uneingeschränkt entsprochen werden - mehrere Synoden und Konzilien verboten vor allem die Laienbestattung im Kirchengebäude.⁹ Daher wurde im allgemeinen die Bestattung innerhalb der Kirche oder in deren Vor- und Ausbauten, also in größtmöglicher Nähe zu den Reliquien, zu einer Auszeichnung bzw. zu einem teilweise käuflichen Privileg für Standespersonen. Nur wenn ausreichend Platz zur Verfügung stand, wurde breiteren Kreisen die Bestattung in der Kirche ermöglicht - ansonsten blieb diesen der Kirchhof.¹⁰ Dabei dienten sogenannte Beinhäuser¹¹ (Karner, Ossarien) der Aufnahme unverwester Skeletteile nach Räumung von Gräbern.

Daß bei der Festlegung des Bestattungsortes auch machtpolitische Fragen eine Rolle spielten, belegt schon Ende des 8. Jahrhunderts das "Capitulare de partibus Saxoniae" von Karl dem Großen. Neben dem Verbot der Leichenverbrennung schrieb es die Bestattung bei den Kirchen nach christlicher Tradition vor, um den mancherorts nach wie vor bestehenden, als heidnisch gebrandmarkten Brauch der Bestattung auf Gräberfeldern außerhalb der Siedlungen zu unterbinden.¹² Vom 9. Jahrhundert an gab es

Band XI. Berlin, New York 1983, S. 646-653; Ariès: Geschichte, 1985, Kap. 2. Zur weiteren Geschichte der Feuerbestattung siehe unten, Kap. V.1.

⁸ Auf eine detaillierte Beschreibung der Entwicklung, unter anderem der Unterschiede zwischen Friedhofs- bzw. Stadt- und Versammlungskirche in der römischen Antike, muß hier verzichtet werden. Siehe dazu Illi: Toten, 1992, S. 11-13.

⁹ Illi: Toten, 1992, S. 12; Schweizer: Kirchhof, 1956, 23-24.

¹⁰ Arno Borst u.a. (Hg.): Tod im Mittelalter. Konstanz 1993; Norbert Ohler: Sterben und Tod im Mittelalter. München 1993; Karl Stüber: Commendatio animae. Sterben im Mittelalter. Bern, Frankfurt/M. 1976; Herman Braet/Werner Verbeke (Hg.): Death in the Middle Ages. Leuven 1985.

¹¹ Zum Begriff siehe Friedrich Zoepfl: "Beinhaus". In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. Hg. von Otto Schmitt. Zweiter Band. Stuttgart-Waldsee 1948, Sp. 203-214; Belgrader/Boehlke: "Friedhof", 1983, S. 649. Zu regionalen Beispielen: Sigrid Metken: Seelkerker, Schädel und Totengebein. In: Dies. (Hg.): Die letzte Reise. Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern. München 1984, S. 330-332; Ludger Heuer: Ländliche Friedhöfe in Unterfranken von 1800 bis 1950. Diss. Würzburg 1992, S. 27-45.

¹² Illi: Toten, 1992, S. 16; Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 25.

im kanonischen Recht die Tendenz, den christlichen Begräbnisplatz mit dem Ort der Kirche zwingend zu verbinden.¹³

Dennoch fanden längst nicht alle Toten des Mittelalters in Kirche oder auf dem Kirchhof ihre letzte Ruhe: Selbstmördern, Hingerichteten, Angehörigen "unehrlicher" Berufe, Andersgläubigen und Ehebrechern wurde dieses Recht verweigert. Sie wurden beispielsweise auf den - und damit sei auf weitere Ausnahme verwiesen - zu Seuchenzeiten außerhalb der Orte angelegten sogenannten Pestfriedhöfen bestattet.¹⁴ In Kriegszeiten errichtete man zudem besondere, geweihte Massengräber.¹⁵

Die Bezeichnungen für Begräbnisstätten variierten nach Zeit und Ort¹⁶: Leichhof, Kirchhof, Gottesacker, Totenhof, Totenacker und ähnlich lauteten sie. Der heute gebräuchlichste Begriff "Friedhof" leitet sich etymologisch von jener althoch- bzw. mittelhochdeutschen Wortzusammensetzung ab, die einen eingefriedeten Bereich bezeichnete; später erhielt er seine endgültige Bedeutung als umfriedete Begräbnisstätte. Zum Synonym für Friedhof wurde Kirchhof; genaugenommen meint dieser Begriff allerdings jeden Hof um eine Kirche, unabhängig davon, ob er eine Begräbnisstätte beherbergt. Der Begriff "Gottesacker" kam im 16. Jahrhundert auf, als die Begräbnisstätten wieder des öfteren entfernt von den innerstädtischen Kirchen angelegt wurden; der Stadtgottesacker in Halle/Saale ist ein berühmtes Beispiel.¹⁷

Daraus wird schon deutlich, daß es im 16. Jahrhundert zu einer Zäsur im Bestattungswesen kam.¹⁸ So wie die Reformationszeit generell zu einer Epochenschwelle wurde, zeitigte reformatorisches Denken auch weitreichende Auswirkungen auf den Umgang mit den Toten: Die traditionellen Bestattungsorte Kirche und Kirchhof verloren, wenigstens tendenziell, ihre bisherige religiöse Bedeutung. Die Ursachen lagen in der reformatorischen Ablehnung von Reliquienverehrung, Fürbitte für die Toten und der Rolle der Heiligen als Mittler für das Seelenheil. Nicht mehr die Toten standen im Mittelpunkt, sondern die Hinterbliebenen, denen der Friedhof ein Ort des Trostes sein sollte, ein "feiner stiller Ort ... darauff man

¹³ Illi: Toten, 1992, S. 13.

¹⁴ Andere Bestattungsorte für die "Unehrlichen" waren Richtplatz und Schindanger. Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 27.

¹⁵ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 26.

¹⁶ Zum folgenden Belgrader/Boehlke: Friedhof, 1983, S. 646-647; Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 15-19.

¹⁷ Siehe zu diesem Beispiel Norbert Fischer: "Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los." Historische Friedhöfe in Deutschland. Hamburg 1992, S. 40-44.

¹⁸ Zum Umgang mit dem Tod im 16. Jahrhundert siehe unter anderem Paul Richard Blum: Studien zur Thematik des Todes im 16. Jahrhundert. Wolfenbüttel 1983.

mit andacht gehen und stehen" könne, wie Martin Luther 1527 schrieb.¹⁹ Aber hier kündigten sich nicht nur neue Formen der Trauerkultur an.²⁰ Der Reformator aus Wittenberg vertrat nämlich auch den Standpunkt, daß man Friedhöfe ruhig außerhalb der Städte anlegen sollte, falls es aus hygienischen Gründen erforderlich sei.²¹

Damit ist eine weitere wesentliche Voraussetzung für diese erste Verlegungswelle in der Neuzeit angesprochen: Schon im 16. Jahrhundert warnten Mediziner vor den negativen Einflüssen überfüllter Begräbnisplätze auf die Gesundheit der Menschen.²² Vereinzelt und aufgrund lokaler Erfordernisse wurden - neben den erwähnten Pestfriedhöfen - schon vor der Reformation Begräbnisplätze vor den Toren der Städte angelegt (so in Nürnberg 1518/19²³).

Allgemein aber ist festzuhalten: Erst der reformatorische Aufbruch ermöglichte Friedhofsverlegungen in größerem Umfang, weil jetzt religiöse Belange die hygienischen Forderungen nicht mehr desavouierten (im übrigen soll keineswegs

¹⁹ Martin Luther: Ob man vor dem Sterben fliehen möge. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 23. Band. Weimar 1901, S. 338-379, hier S. 375.

²⁰ Im Zusammenhang mit der Reformation entfaltete sich eine neuartige Emotionalität im Umgang mit den Toten, die zu veränderten Formen der Trauer führte. Diese eher privaten Gefühle der Trauer fanden in den Leichenpredigten ihren gesellschaftlich vermittelten Rahmen, aber auch in den neuen Friedhöfen, die nun vor den Toren der Städte eingerichtet wurden. Siehe dazu Andrea Kammeier-Nebel/Norbert Fischer: Familie, Tod und Trauerkultur. Sozialgeschichtliche Überlegungen zum Wandel von Gefühlsstrukturen im nachreformatorischen Deutschland. In: Elke Kleinau/Katrin Schmersahl/Dorion Weickmann: "Denken heißt Grenzen überschreiten". Beiträge aus der sozialhistorischen Frauen- und Geschlechterforschung. Hamburg 1995, S. 67-85.

²¹ Siehe dazu Katharina Peiter: Der evangelische Friedhof. Von der Reformation bis zur Romantik. Diss. Berlin (DDR) 1968, S. 300.

²² Barbara Happe: Gottesäcker gegen Mitnacht und freyer Durchzug der Winde. Hygiene auf dem Friedhof des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung 7, 1988, S. 205-231, hier S. 225. Allgemein Ariès: Geschichte, 1985, S. 604-613. Dies bewirkte letztlich, daß es teilweise auch in katholischen Orten zu Verlegungen kam. Happe: Friedhöfe, 1991, S. 206. Zu den zeitgenössischen Anfängen eines städtischen Gesundheitswesens siehe Alfons Labisch: Homo Hygienicus. Gesundheit und Medizin in der Neuzeit. Frankfurt/M., New York 1992, S. 60-68.

²³ Zu Nürnberg Kurt Pilz: St. Johannis und St. Rochus in Nürnberg. Nürnberg 1984, vor allem S. 66ff.

unterschlagen werden, daß das privilegierte Kirchengrab auch bei Protestanten künftig teilweise noch hohes soziales Prestige genießen sollte²⁴).

Die seit dem 16. Jahrhundert neu errichteten Gottesäcker waren meist einfach strukturiert und wurden durch einen Hauptweg sowie einen oder mehrere Querwege erschlossen.²⁵ Davon abgesehen, mangelte es ihnen jedoch an einer geordneten Binnengliederung: Die Begräbnisfelder mit ihren verstreut aufgestellten Grabmälern glichen eher wüsten Äckern. Gartenästhetische Gestaltungsprinzipien spielten keine erkennbare Rolle. Neu errichtete Kapellen oder, im katholischen Bereich, Hochkreuze verwiesen auf die religiöse Dimension, die grundsätzlich weiterhin vorhanden war.

Aber nicht auf allen Friedhöfen mangelte es an ästhetischen Ambitionen. Als neuartiges Gestaltungsprinzip ist in einigen Fällen der "Camposanto" mit seinen umlaufenden, den Begräbnisplatz begrenzenden Arkaden überliefert. Bedeutendstes Beispiel ist wiederum der bereits erwähnte, 1594 vollendete Stadtgottesacker in Halle/Saale, wo die Arkadenarchitektur dem reformatorischen Bürgertum als repräsentativer Bestattungsort diente.²⁶ Der Stadtgottesacker von Halle zeigt auch, wie sehr die Gestaltung der Friedhöfe Ausdruck der sozialen Veränderungen im 16. Jahrhundert sein konnte. Hier entstand ein neuartiger Raum, auf dem sowohl Trauer entfaltet als auch gesellschaftliches Prestige den Zeitgenossen und der Nachwelt demonstriert werden konnte.²⁷

Werfen wir einen Blick auf den rechtlichen Aspekt: Aus der Zeit nach der Reformation sind erste staatliche Direktiven im bis dahin rein kirchlichen Friedhofsrecht bekannt.²⁸ Sie sollten das "ehrliche" Begräbnis für jedermann gewährleisten, also auch für die oben genannten, von der Kirche diskriminierten gesellschaftlichen Außenseiter. Eine erste Lockerung der streng konfessionellen Orientierung brachte dann der Westfälische Friede von 1648. Dort hieß es, daß sich die drei Konfessionen des Augsburger Bekenntnisses wechselseitig die Beerdigung von Angehörigen der jeweils anderen Glaubensrichtung

²⁴ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 206.

²⁵ Belgrader/Boehlke: Friedhof, 1983, S. 650.

²⁶ Fischer: Historische Friedhöfe, 1992, vor allem S. 41-43. Siehe zum Typus des Camposanto-Friedhofs im 16. Jahrhundert ausführlicher Happe: Friedhöfe, 1991, S. 207-215. Zum Einzelbeispiel eines Camposanto in Thüringen siehe Barbara Happe: Der Camposanto in Buttstädt - ein seltener Zeuge frühneuzeitlicher Sepulkralkunst in Thüringen. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 5, S. 67-77.

²⁷ Kammeier-Nebel/Fischer: Familie, Tod und Trauer, 1995, S. 82-83.

²⁸ Zu diesem Absatz insgesamt siehe Eberhard Sperling: Der Rechtsstatus der kommunalen und kirchlichen Friedhöfe. In: Wie die Alten, 1979, S. 37-44, hier S. 37.

auf dem eigenen Friedhof unter Mitwirkung eines Geistlichen zugestehen müssen, wenn am Ort kein Friedhof des Bekenntnisses, dem der Verstorbene angehört, vorhanden ist.

Noch bis zum 18. Jahrhundert blieb die Kirche im wesentlichen allein für das Friedhofswesen zuständig. Erst infolge der Reformgesetzgebung um 1800 sollte sich eine gemeinsame Verantwortlichkeit von geistlicher und weltlicher Obrigkeit entwickeln, die später dann vielerorts in die Kommunalisierung des Bestattungswesens mündete.

Allgemein blieb der Tod in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit ein vertrautes Element alltäglichen Lebens.²⁹ Ungeachtet bereits erfolgter Friedhofsverlegungen und trotz der hohen Sterblichkeit waren hygienische Kriterien im Bestattungswesen meist von nachrangiger Bedeutung. Dem Klerus, der schließlich an den Kirchenbestattungen gut verdiente, fehlte es hier an Interesse und Engagement. So fanden die Begräbnisplätze erst im Verlauf der Aufklärung wieder verstärkte Beachtung, was im übrigen auch zusammenhing mit der Entdeckung des menschlichen Körpers (nicht zuletzt des toten) als Objekt wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Interesses.³⁰

Schon die Tatsache, daß sich viele der seit dem 16. Jahrhundert verlegten Begräbnisplätze inzwischen wieder innerhalb bewohnter Gebiete befanden, sorgte für erneute Schwierigkeiten. Daneben wurden in Orten, wo es noch zu keinen Verlegungen gekommen war, die hygienischen Probleme immer gravierender: Kirchen und Kirchhöfe waren mit verwesenden Leichen überfüllt. Die Probleme auf den städtischen Friedhöfen wurden immer unhaltbarer.

Besonders in den Brennpunkt der Kritik gerieten im 18. Jahrhundert jene Gemeinschaftsgruben, in die die Leichen einfach hineingeworfen wurden. Sie mußten für jede Bestattung neu geöffnet und wieder zugeschüttet werden. Letzteres führte ebenso zu massiven hygienischen Problemen wie die Tatsache, daß die Leichen hier direkt neben- und aufeinander lagen - was die Verwesungszeit nicht gerade verkürzte. War der Friedhof mit Leichen gefüllt, so wurde häufig für weitere Beerdigungen nur neue Erde aufgeschüttet.³¹

²⁹ Dipper: Deutschland, 1991, S. 49.

³⁰ Martin Beutelspacher: Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrungen in der Aufklärung. Weingarten 1986 (im Gegensatz zur Aussage im Titel beschäftigt sich die Arbeit S. 55-60 auch mit toten Körpern). Siehe weiterhin allgemein Rudolf zur Lippe: Naturbeherrschung am Menschen. Zwei Bände. Frankfurt/M. 1974; siehe auch Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 70-71.

³¹ So für Mainz Hans Caspary: Klassizistische Grabmäler auf dem Mainzer Hauptfriedhof. In: Mainzer Zeitschrift 67/68,

Die folgende Beschreibung trifft sicherlich auf viele Begräbnisplätze bis ins 18., gelegentlich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein zu: "Welche das Herz empörende Anblicke werden wir fast wöchentlich auf unserm Gottesacker gewahr. Särge, die noch unversehrt sind, [werden] ausgegraben und zerstoßen, und die darin noch nicht halb vermoderten Gebeine unserer Vorfahren heraus geworfen, um nur Platz zu kriegen. Bey den Haaren werden sie oft noch heraus gerissen, so daß man vor Gestank vergehen möchte."³²

2. Hygiene-Notstand und Friedhofsverlegungen

a. Aufklärung, Hygienediskurs und Reformabsolutismus

Es ist bezeichnend, daß die katastrophalen hygienischen Zustände auf den städtischen Begräbnisplätzen vom überkommenen System einer ständischen Gesellschaft, in der Erhalten und Bewahren eine zentrale Rolle spielten,³³ nicht mehr adäquat bewältigt werden konnten. Dies galt auch für viele andere drängende Probleme. Weil Veränderungen immer nur als Katastrophen empfunden worden waren - Mißernten, Seuchen, Kriege, aber auch ein über das Ernährungspotential hinausgehendes Bevölkerungswachstum -, blieb die altständische Gesellschaft gegenüber diesen Herausforderungen relativ hilflos.³⁴ Immer neue Mortalitätswellen hatten zu Fatalismus gerade im Umgang mit den Toten geführt.³⁵

1972/73, S. 274-278, hier S. 274. In Düsseldorf sollen sich die Gebeine nur noch eine Handbreit unter der Erde befunden haben; der Verwesungsprozeß sorgte für üble Gerüche; Inge Zacher: Düsseldorf Friedhöfe und Grabmäler. Begräbniswesen und Brauchtum im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1982, S. 43. Einige Beispiele für die neuartige abendländische Sensibilität im Umgang mit den Toten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts versammelt Alain Corbin: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin 1984, S. 44-46.

³² Mit diesen Worten wurden von einem aufgeklärten Kaufmann 1810 die Verhältnisse für die ostwestfälische Kleinstadt Versmold beschrieben. Zitiert von Rolf Westheider: Kein Platz für Leichen. Bestattungsprobleme in einer ostwestfälischen Kleinstadt um 1800. In: Friedhof und Denkmal 38, 1993, Nr. 2, S. 38-42, hier S. 40-41.

³³ Dipper: Deutschland, 1991, S. 84.

³⁴ Dipper: Deutschland, 1991, S. 84.

³⁵ Beutelspacher: Kultivierung, 1986, S. 55; Dipper: Deutschland, 1991, S. 50. Diese hier allgemein für die breite Masse getroffenen Feststellungen bleiben auch dann

Dies alles aber sollte sich rasch ändern. Es gilt mittlerweile fast als Gemeinplatz, daß die Epoche um 1800 eine Zeit der Krisen und Brüche war. Verwiesen sei dabei auf den französischen Einfluß durch Revolution und die napoleonische Besetzung deutscher Gebiete; verwiesen sei auf Stichwörter wie Regierungs- und Verwaltungsreformen, Beseitigung der geistlichen Staaten, Veränderungen im Rechts- und Schulwesen, in Kirche und Militär.³⁶ Die von außen oktroyierten Veränderungen und die einsetzende Auflösung der altständischen Gesellschaft durch den Reformabsolutismus sorgten für Umbruchsstimmung: "Alle aber standen unter dem Eindruck einer tiefen Krise der politischen Institutionen wie des politischen Bewußtseins, deren Ausgang die Betroffenen und Beobachtenden nicht abzusehen vermochten."³⁷ Zugleich weckten die Reformansätze schillernd vielfältige, optimistische Erwartungen: Man versprach sich eine durchgreifende Modernisierung der Verhältnisse.³⁸

Der deutsche Reformabsolutismus jedenfalls setzte auf obrigkeitliche Interventionen, um überkommene Strukturen aufzubrechen und Maßnahmen durchzusetzen, die als fortschrittlich galten.³⁹ Diese Politik entsprang nach 1789 nicht selten auch der Furcht vor einem Übergreifen der Französischen Revolution - nicht umsonst kennzeichnet Wehler jene Ära in Deutschland mit dem Begriff der "Defensiven Modernisierung".⁴⁰ Im

gültig, wenn man jene Tendenzen berücksichtigt, die hier bereits von einer neuen Zeit künden und etwa stark emotional gefärbte Formen der Trauer kultivieren. Ein frühes und berühmtes Beispiel ist der Tod von Meta Klopstock, der 1758 im Kindbett verstorbenen Gattin des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock. Dazu Eberhard Kändler: Grabmale und Grabstätten einflußreicher Persönlichkeiten und Familien des Hamburger Bürgertums. Studien zur Sepulkralkultur des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Hamburg 1989 (überarbeitetes Manuskript 1995), S. 48-51.

³⁶ Allgemein Helmut Berding/Hans Peter Ullmann: Veränderungen in Deutschland an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Dies. (Hg.): Deutschland zwischen Revolution und Restauration. Königstein/Ts. 1981, S. 11-42.

³⁷ Rudolf Vierhaus: Aufklärung und Reformzeit. In: Ders.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen 1987, S. 249-261, hier S. 251-252. Zur Staats- und Gesellschaftstheorie um 1800 siehe Jörn Garber: Spätabolutismus und bürgerliche Gesellschaft. Studien zur deutschen Staats- und Gesellschaftstheorie im Übergang zur Moderne. Frankfurt/M. 1992.

³⁸ Vierhaus: Reformzeit, 1987, S. 251-252.

³⁹ Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. 1700-1815. München 1987, S. 339.

⁴⁰ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 347ff.

allgemeinen verlief diese Entwicklung disparat, immer abhängig vom politischen Kontext in dem hochgradig aufgesplitterten und von vielen politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und religiösen Trennungslinien geprägten "Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation", dessen Ende nahte.

Innerhalb der aufbrechenden altständischen Ordnung schärfte die Aufklärung,⁴¹ von deren Spätphase hier und im folgenden vor allem die Rede ist, auch die Sensibilität für hygienische Probleme: "Der Gesundheitsdiskurs wurde zum Diskurs des aufstrebenden Bürgertums."⁴² In Preußen etwa zeugten die "Sanitäts-Collegien" vom Bewußtsein der Obrigkeit um ein neues Aufgabengebiet; in anderen Teilen Deutschlands wurden in der zweiten Jahrhunderthälfte sogenannte Medizinalordnungen erlassen.⁴³ Johann Peter Frank, der "Schöpfer der allgemeinen Hygiene" (Lichtenthaeler), lieferte mit seinem 1779-1819 erschienenen sechsbändigen Hauptwerk "System einer vollständigen medicinischen Polizey" ein Fundament für aufgeklärt-hygienisches Gedankengut.⁴⁴ Der medizinische Diskurs bemächtigte sich des Umgangs mit dem menschlichen Körper; die "Medikalisierung des Hauses, des Körpers, der Krankheit, der Gesundheit und des Todes" begann.⁴⁵ Als wichtige Errungenschaft der Aufklärungsepoche galt nicht zuletzt, daß die soziale Bedeutung der Gesundheitspflege erkannt wurde.⁴⁶

⁴¹ Zu Aufklärung und Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland stellvertretend für viele andere: Richard van Dülmen: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland. Frankfurt/M. 1986; Wolfgang Ruppert: Bürgerlicher Wandel. Die Geburt der modernen deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1984 (2. Aufl.); Ulrich Herrmann (Hg.): "Die Bildung des Bürgers". Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert. Weinheim, Basel 1982; Walter H. Bruford: Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1975.

⁴² Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 102; zusammenfassend S. 102-104. Allgemein siehe Christian Barthel: Medizinische Polizey und medizinische Aufklärung. Aspekte des öffentlichen Gesundheitsdiskurses im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1989 sowie die Regionalstudie von Bettina Wischhöfer: Krankheit, Gesundheit und Gesellschaft in der Aufklärung. Das Beispiel Lippe 1750-1830. Frankfurt/New York 1991.

⁴³ Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 84-85.

⁴⁴ Charles Lichtenthaeler: Geschichte der Medizin. Die Reihenfolge ihrer Epochenbilder und die treibenden Kräfte ihrer Entwicklung. Band II. Köln-Lövenich 1974, S. 466; Franz Schnabel: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Dritter Band: Erfahrungswissenschaften und Technik. Freiburg 1954, S. 175.

⁴⁵ Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 94.

⁴⁶ Lichtenthaeler: Medizin, 1974, S. 468.

Frühzeitig standen dabei die alten Begräbnisplätze im Brennpunkt des Interesses - sie wurden, wie auch Gefängnisse, Hospitäler und Schlachthöfe, als gefährliche, weil hygienisch bedenkliche Orte empfunden.⁴⁷ Dies gilt beileibe nicht nur für Deutschland. Etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, so heißt es mit Blick vor allem auf Frankreich und Großbritannien, "... nährt der Geruch der luftförmigen Leichenüberreste die Aufmerksamkeit der Gelehrten...".⁴⁸ Bekannte Repräsentanten aufgeklärter Reformpolitik wie der Arzt und spätere Staatsmann Johann Friedrich Graf von Struensee nahmen zu dem Problem Stellung.⁴⁹

Es waren auch neue demographische Entwicklungen, die die Einstellung zum Tod und den Umgang mit den Toten veränderten. Die Jahrzehnte zwischen 1720 und 1810 bilden die Schlußphase dessen, was in der Historischen Demographie als "Sterblichkeit vom Typ 'Ancien Régime'" bezeichnet wird⁵⁰ - ein Sterblichkeitsmuster, bei dem die Mortalität starke jährliche Schwankungen bei relativ ausgeglichener Geburtenkurve aufgewiesen hatte und bei dem es immer wieder zu "offenen Krisen" (Seuchen, Hungersnöte) mit einer die Geburtenzahlen weit übersteigenden Sterblichkeit gekommen war.⁵¹ Dieses Muster also verlor allmählich seine Bedeutung. Für die Zeit nach 1740 ist in ganz Europa ein Bevölkerungswachstum feststellbar, das sich um 1800 in Deutschland beschleunigte und zu einem "sich selbst tragenden Prozeß" wurde.⁵² Es brach traditionelle Lebenszusammenhänge auf und unterminierte die gewohnten gesellschaftlichen Verhältnisse.⁵³

Damit kommen wir zu den konkreten Veränderungen. Nicht umsonst stellte schon Franz Schnabel fest: "Viel war durch den aufgeklärten Absolutismus für Hygiene und öffentliche Gesundheitspflege geschehen."⁵⁴ Als Beispiel sei hier auf den Beginn von

⁴⁷ Georges Vigarello: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt/M., New York, Paris 1988, S. 174-177.

⁴⁸ Corbin: Pesthauch, 1984, S. 44, der vor allem Beispiele aus Frankreich bringt.

⁴⁹ Stefan Winkle: Johann Friedrich Struensee. Arzt, Aufklärer und Staatsmann. Beitrag zur Kultur-, Medizin- und Seuchengeschichte der Aufklärungszeit. Stuttgart 1983, S. 208-209 und S. 224 (Anm. 50).

⁵⁰ Arthur E. Imhof: Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay. München 1981, S. 201.

⁵¹ Imhof: Gewonnene Jahre, 1981, S. 201.

⁵² Dipper: Deutschland, 1991, S. 43-45 und S. 73 (Zitat).

⁵³ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 335.

⁵⁴ Schnabel: Erfahrungswissenschaften, 1954, S. 175.

Impfungen verwiesen sowie den Bau von Krankenhäusern - die damals im Rahmen der Armenfürsorge allerdings eher den Charakter von Verwahranstalten trugen⁵⁵. Die medizinisch-medikamentöse Betreuung erwies sich als zunehmend effizienter. Hinzu kamen hygienische Maßnahmen bei der Nahrungsmittelversorgung und die Fortschritte in anderen gesundheitssichernden Bereichen. Diese Anfänge einer stärker vernunftorientierten Gesundheitspolitik kamen zunächst höheren Gesellschaftsschichten zugute und sorgten mit dafür, daß wenigstens hier der Tod seit der Mitte des 18. Jahrhunderts tendenziell seinen Schrecken verlor.⁵⁶

Gegenüber dem bislang herrschenden Fatalismus erwies sich also die Aufklärung als dynamische Antwort auf Probleme, die mit herkömmlichen Mitteln offensichtlich nicht mehr zu lösen waren.

Allerdings führte die "medizinische Polizey" auch zu sozialen Segregationen: Krankheit galt angesichts wachsenden Leistungsdenkens als eine Störung, die zu beheben war, Kranke wurden an den Rand der Gesellschaft gedrängt.⁵⁷ Hinzu kam der Machtaspekt: Hygienische Aufklärung, fachspezifisch-berufsständische Interessen und die Mechanismen politischer Herrschaft fanden sich hier zu neuen Formen der Sozialdisziplinierung zusammen.⁵⁸

Die Umsetzung aufgeklärter Reformideen⁵⁹ wurde in den Städten von einer schmalen Schicht bürgerlich Gebildeter getragen, die über die Universitäten zu führenden Funktionen in städtischer und staatlicher Verwaltung und Justiz gelangten - das Beamtentum war für sie ein begehrtes Berufsziel.⁶⁰ Staatsbedienstete wurden, unterstützt

⁵⁵ Für Hamburgs Gesundheitswesen als Beispiel: Franklin Kopitzsch: Grundzüge einer Sozialgeschichte der Aufklärung in Hamburg und Altona. Hamburg 1990 (2. Aufl.), S. 688-691; allgemein zum Krankenhaus: Axel Hinrich Murken: Vom Armenhospital zum Großklinikum. Die Geschichte des Krankenhauses vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Köln 1988, S. 27-46.

⁵⁶ Imhof: Gewonnene Jahre, 1981, S. 116.

⁵⁷ Dazu Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 103-104.

⁵⁸ Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 104. Dieser Aspekt ist allgemein Thema von Gerd Göckenjan: Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M. 1985.

⁵⁹ Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hier ausdrücklich vermerkt, daß "Aufklärung" nicht mit "Reformabsolutismus" gleichzusetzen ist.

⁶⁰ Siehe zu den sozialen Trägern der Aufklärung Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 202-217. Daneben zählten, vor allem auf dem Land, Pastoren zu den wichtigsten Vermittlern der Aufklärung. Zum deutschen Bürgertum in der Aufklärungszeit und seiner Kultur in verschiedenen Einzelaspekten: Rudolf Vierhaus (Hg.): Bürger

von aufgeklärten Regierungen, zur tragenden Schicht und zum Exekutivorgan der Reformstaaten.⁶¹ Diese Kreise, die auch auf öffentlichen, d. h. publizistischen Beistand bauen konnte und aus denen sich beispielsweise die Verfechter des preußischen Allgemeinen Landrechts rekrutierten,⁶² forderten eine freie und kritische Diskussion zur politischen Bewußtseinsbildung. Ihre Reform "von oben", galt ihnen als Ergebnis vieler einzelner, vernunftorientierter Maßnahmen, die sie zum Nutzen des Ganzen auch gegen "unvernünftigen" Widerstand glaubten durchsetzen zu dürfen.⁶³

Daraus geht bereits hervor, daß die Aufklärung keineswegs ein alle gesellschaftlichen Schichten erfassender Prozeß war, daß die Maßnahmen zur Beseitigung hygienischer Mißstände keineswegs immer von konkretem Erfolg gekrönt waren. Im Gegenteil: Die Widerstände gegen Eingriffe in die gewohnte Lebenswelt, in Werte und Normen, waren vor allem in den unteren, aber auch in mittleren Schichten sowie bei den um ihre Macht und ihren Einfluß fürchtenden Institutionen wie der Kirche groß.⁶⁴

Dennoch: Im Rahmen der Reformpolitik kam es schließlich auch auf breiter Ebene zu Friedhofsverlegungen. Das Bestattungswesen wurde nach und nach der neuen, bürgerlich-aufgeklärten Herrschaftsrationalität unterworfen. Es war eine Entwicklung, die nicht nur im folgenden detaillierter beschrieben, sondern uns mit ihren langfristigen Auswirkungen auch im Verlauf dieser Studie immer wieder beschäftigen wird.

b. Die Friedhofsverlegungen

und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg 1981.

⁶¹ Bernd Wunder: Geschichte der Bürokratie in Deutschland. Frankfurt/M. 1986, S. 27. Das Berufsbeamtentum ist eine Schöpfung Bayerns aus der Reformzeit. In diesem Zusammenhang sei auch vermerkt, daß das vielzitierte "Beamtenethos" ein Ergebnis des Glaubens ist, frei von partikularen Interessen einem wie auch immer definierten "Gemeinwohl" zu dienen. Ebd., S. 66-67.

⁶² Vierhaus: Reformzeit, 1987, S. 254.

⁶³ Vierhaus: Reformzeit, 1987, S. 253.

⁶⁴ Möller: Vernunft, 1986, S. 297; Rudolf Vierhaus: Aufklärung als Lernprozeß. In: Ders.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen 1987, S. 84-95, hier S. 87; Vierhaus: Reformzeit, 1987, S. 260. Zur defensiven Rolle der Kirche in der Zeit um 1800 siehe Leif Grane: Die Kirche im 19. Jahrhundert. Europäische Perspektiven. Göttingen 1987, S. 34-37 und - speziell für Deutschland - S. 43-47.

Grundsätzlich also wurden die katastrophalen Zustände auf den Friedhöfen nun als ein Problem begriffen, das anhand wissenschaftlicher Erkenntnisse zu beurteilen und mit vernunftgemäßen Mitteln zu lösen sei. Man ging davon aus, daß die überbelegten innerstädtischen Kirchhöfe eine gesundheitliche Bedrohung für die umliegende Bevölkerung darstellten, sei es durch ausfließende "Leichengifte" oder schädliche Ausdünstungen. Erste und wichtigstes Anliegen der Reformer war es daher, innerstädtische Begräbnisplätze zu schließen und neue Friedhöfe vor den Toren der Städte anzulegen. Allerdings vollzog sich die Umsetzung durchaus uneinheitlich - zu unterschiedlich fielen die Widerstände aus und zu sehr war dieses Deutschland um 1800 noch ein bunter politischer Flickenteppich.

Bevor wir uns beispielhaft einigen konkreten Friedhofsverlegungen in deutschen Städten zuwenden, sei ein Blick auf Frankreich und Österreich geworfen, den Vorbildern im Bestattungswesen jener Zeit. In Paris wurde bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Bestattung in Massengruben kritisiert und die Anlage von Einzelgräbern gefordert. Die Kritik entzündete sich vor allem am innerstädtischen Cimetière des Innocents. Hier wurden ein Zehntel aller Pariser Toten bestattet, was zu katastrophalen hygienischen Verhältnissen geführt hatte.⁶⁵ Blieb ein 1763 vom Pariser Stadtparlament verhängtes Bestattungsverbot noch folgenlos,⁶⁶ so war eine 1776 erlassene königliche Deklaration erfolgreicher. Sie forderte landesweit die Verlegung gesundheitsgefährdender Friedhöfe aus den Städten und bewirkte auch ein 1780 ausgesprochenes Bestattungsverbot für den berüchtigten Cimetière des Innocents (der daraufhin 1785/87 aufgegraben wurde).⁶⁷ Ihren vorläufigen Abschluß fanden die französischen Reformbemühungen im berühmten nachrevolutionären "Décret impérial sur les sepultures", das 1804 von Napoleon I. erlassen wurde.⁶⁸ Das napoleonische Dekret wirkte sich, wie wir noch sehen werden, über die Gesetzgebung der französisch besetzten Territorien direkt auch in Deutschland aus.

In Österreich waren es die josephinischen Begräbnisreformen, die zu massiven, hygienisch begründeten Einschnitten in das kirchlich geprägte Bestattungswesen

⁶⁵ Etlin: *Architecture*, 1987, S. 12-13.

⁶⁶ Ariès: *Geschichte*, 1985, S. 614-617; Rainer Polley: Das Verhältnis der josephinischen Bestattungsreformen zu den französischen unter dem Ancien Régime und Napoleon I. In: *Vom Kirchhof*, 1984, S. 109-124, hier S. 115.

⁶⁷ Polley: *Bestattungsreformen*, 1984, S. 115. Die dabei zutage geförderten Gebeine unzähliger Toter wurden in die Steinbrüche von Paris gebracht.

⁶⁸ Polley: *Bestattungsreformen*, 1984, S. 116. Es sah ein generelles Verbot von Bestattungen in Kirchen - die zuvor gegen Gebührenzahlungen noch immer geduldet worden waren - und auf innerstädtischen Kirchhöfen vor.

fürten.⁶⁹ Im Jahr 1780 zum Alleinregenten aufgestiegen, ordnete Kaiser Joseph II., der wegen seiner radikalen Reformpolitik bekannte, aber auch umstrittene Repräsentant eines aufgeklärten Absolutismus,⁷⁰ in den Folgejahren unter anderem ein ausnahmsloses Verbot von Bestattungen in Kirchengrüften und auf Kirchhöfen sowie die gemeinsame Bestattung von Katholiken und Nicht-Katholiken an.⁷¹

Ohne Übertreibung können die josephinischen Begräbnisreformen⁷² mit ihren massiven Eingriffen in die kirchliche Vorherrschaft vom Ansatz her als umwälzend eingestuft werden. Sie stießen aber nicht nur in einen traditionell kirchlichen Machtbereich vor, sondern zielten auch darauf, die Bestattung vom Einfluß des barocken "pompe funèbres"⁷³ zu befreien und pragmatisch-hygienischen Kriterien zu unterwerfen.⁷⁴

⁶⁹ Sperling: Rechtsstatus, 1984, S. 38. Zur Geschichte Wiener Friedhöfe siehe generell Werner T. Bauer: Wiener Friedhofsführer. Wien 1988.

⁷⁰ Unter anderem: Karl Gutkas: Kaiser Joseph II. Wien, Darmstadt 1989; Elisabeth Kovacs (Hg.): Katholische Aufklärung und Josephinismus. München 1979; Herbert Matis (Hg.): Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Berlin 1981.

⁷¹ Zu diesen und weiteren Aspekten der Reform siehe Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 110-111. Zu einem besonders umstrittenen Einzelaspekt siehe Karl Gutkas: Die "Todtentrue" in der Josephinischen Begräbnisreform. In: Vom Totenbaum zum Designersarg. Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart. Kassel 1993, S. 75-76.

⁷² Zum bereits Gesagten sei noch hinzugefügt: Ein weiteres Hofdekret vom 5. Dezember 1785 zielte auf eine geordnete Reihenfolge bei der Bestattung; es richtete sich gegen die Tradition, Verstorbene bei ihrer Familie zu bestatten, was häufig zum Aufgraben nur halbverwester Körper geführt hatte. Schließlich ergänzte ein Hofdekret vom 12. August 1788 die bisherigen Reformbestimmungen, indem es für Neuanlagen die Gemeinschaftlichkeit der Friedhöfe vorsah, also eine gemischte Belegung von Katholiken und den sog. Tolerierten (Evangelische, Reformierte und Nichtunierte) - wobei eine flächenmäßige Einteilung des Friedhofs nach Konfessionen erlaubt wurde. Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 111.

⁷³ Siehe dazu etwa Magdalena Hawlik-van de Water: Der schöne Tod. Zeremonialstrukturen des Wiener Hofes bei Tod und Begräbnis zwischen 1640 und 1740. Wien, Freiburg, Basel 1989.

⁷⁴ Wolfgang Biedermann: Friedhofskultur in Wien im 19. Jahrhundert. Das Bestattungswesen vom Josefinismus bis zur Gründerzeit. Diss. Wien 1978, S. 15. Dabei reihten sich die josephinischen Bestattungsreformen ein in weitere wegweisende österreichische Leistungen auf dem Gebiet von Medizin und Hygiene: So wurden unter Joseph II. auch weitreichende Schritte zur Reformierung des Krankenhauswesens vollzogen - unter anderem erhielt Wien im

Allerdings stießen die josephinischen Begräbnisreformen in der Bevölkerung auf Argwohn und Widerstand,⁷⁵ nicht zuletzt das seit 1784 vorgeschriebene Begraben der Toten ohne Sarg.⁷⁶ Die mit ihrer Umsetzung befaßten Behörden reagierten teilweise hilflos auf die neuen Bestimmungen.⁷⁷ So wurden die meisten Reformen nach dem Tod von Joseph II. (1790) wieder abgeschafft.⁷⁸ Dennoch: Mit ihrer allgemeinen Stoßrichtung wirkte die österreichische Reformpolitik wegweisend.⁷⁹

Wenden wir uns der Entwicklung in Deutschland zu. Auch hier kam es vor allem gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu Reforminitiativen.⁸⁰ Wie in Frankreich und Österreich, beinhalteten sie in erster Linie ein hygienisch motiviertes Bestattungsverbot in Kirchen und auf Kirchhöfen.⁸¹

Jahr 1784 mit seinem Allgemeinen Krankenhaus das für lange Zeit "großartigste Krankenhaus der Welt". Murken: Armenhospital, 1988, S. 36-38; Schnabel: Erfahrungswissenschaften, 1954, S. 166.

⁷⁵ Walter Demel: Vom aufgeklärten Reformstaat zum bürokratischen Staatsabsolutismus. München 1993, S. 23; Biedermann: Wien, 1978, S. 15.

⁷⁶ Sperling: Rechtsstatus, 1979, S. 38; siehe auch Gutkas: Todtentrue, 1993.

⁷⁷ Biedermann: Wien, 1978, S. 31-32, S. 36, S. 41; Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 111.

⁷⁸ Biedermann: Wien, 1978, S. 44. Ohnehin war die Kirche trotz der massiven staatlichen Eingriffe grundsätzlich für das Friedhofswesen verantwortlich geblieben. Sperling: Rechtsstatus, 1979, S. 39. Kommunale Friedhöfe gab es in Österreich-Ungarn erst nach 1870. Ebd., S. 39.

⁷⁹ Biedermann: Wien, 1978, S. 44-45.

⁸⁰ Ansätze zur Verlegung von Friedhöfen vor die Tore hatte es auch schon im frühen 18. Jahrhundert gegeben, so eine 1717 vom preußischen König Friedrich Wilhelm I. erlassene entsprechende Kabinettsorder. Dazu Alfred Etzold: Der Dorotheenstädtische Friedhof. Die Begräbnisstätten an der Berliner Chausseestraße. Berlin 1993, S. 11. Im ständig wachsenden Berlin wurden im Verlauf des 18. Jahrhunderts neue Friedhofsflächen für die einzelnen Kirchengemeinden vor den Toren erschlossen. Fischer, Christoph: Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg. Zur Entstehungsgeschichte. In: Ders./Renate Schein (Hg.): "O ewich is so lanck". Die Historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg. Ein Werkstattbericht. Berlin 1987, S. 17-52 sowie Heiderose Jenz: Der Friedhof als stadtgeographisches Problem der Millionenstadt Berlin - dargestellt unter Berücksichtigung der Friedhofsgründungen nach dem 2. Weltkrieg. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Berlin 1977, S. 26-28.

⁸¹ Nach Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 115, lassen sich diese Maßnahmen zumindest teilweise auf das Pariser bzw. Wiener Vorbild zurückführen - er führt an, daß einige französische Denkschriften zur Bestattungsreform ins Deutsche übersetzt worden sind, und weist auf

In Preußen waren es die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts von 1794, die für eine Zäsur sorgten.⁸² Sie forderten nicht nur die Anlage von Begräbnisplätzen außerhalb der Wohngebiete, sondern sahen auch staatliche Weisungs- und Kontrollbefugnisse für das Bestattungswesen vor. Damit schränkten sie die, grundsätzlich allerdings akzeptierte,⁸³ Verfügungsgewalt der Kirche ein; die Begräbnisplätze wurden dem Medizinalwesen unterworfen.⁸⁴ Darüber hinaus betrafen die Eingriffe, und dies gilt nicht nur für Preußen, auch die Bepflanzung und die Anlage von Reihengräbern.⁸⁵

Gehen wir die einzelnen Aspekte einmal durch. Zunächst zur Standortfrage: Nach Ansicht von Medizinern erwies sich eine leicht erhöhte Lage vor den Toren der Städte als günstig, weil sie die Verflüchtigung der als gefährlich erachteten Verwesungsdünste begünstigte.⁸⁶ Die Hauptwindrichtung auf den Friedhöfen sollte stadtauswärts weisen. So schrieb Nicolai Bendix Lange 1793 in seinen "Statistischen Briefen über Dänemark, Norwegen, Schleswig und Holstein" über Kiel:⁸⁷ "Man hat daher auch für die Gesundheit der Einwohner gesorgt, ist dem Beyspiel mehrerer Städte und vernünftigen Grundsätzen gefolgt, und hat die Verfügung getroffen, in der Folge die Leichen außerhalb der Stadt zu begraben. Zu dem Ende hat man den Kirchhof bey der St. Jürgenskirche, welche vor der Stadt auf dem Wege nach Lübeck und Hamburg liegt, vortrefflich eingerichtet. Der Kirchhof liegt frey und hoch, nach der Landstraße und einem Theile des Hafens zu."⁸⁸ Die Topographie war zugleich von politischer Bedeutung, denn die Verlagerung des Friedhofs nahm der Kirche auch eine ihrer

verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Herrscherhäusern hin.

⁸² Zum zeitgenössischen Preußen siehe unter anderem Reinhart Koselleck: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848. Stuttgart 1975 (2. Aufl.).

⁸³ Generell wurde das Bestattungswesen aber nicht als staatliche Aufgabe gesehen, so daß im Geltungsbereich des Allgemeinen Landrechts (ebenso wie in Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Sachsen und großen Teilen von Kurhessen-Waldeck) bis heute kirchliche Friedhöfe eine wichtige Rolle spielen. Dazu Sperling: Rechtsstatus, 1979, S. 39-40.

⁸⁴ Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 160.

⁸⁵ Happe: Gottesäcker, 1988, S. 225.

⁸⁶ Cornelius Steckner: Über die Luftangst. Chemische Anmerkungen zum Tode. In: Wie die Alten, 1979, S. 147-150, hier pass.; Happe: Gottesäcker, 1988, S. 225-226.

⁸⁷ Die Stadt war zwar damals dänisch regiert, insgesamt jedoch von der deutschen Entwicklung geprägt.

⁸⁸ Nicolai Bendix Lange: Statistische Briefe über Dänemark, Norwegen, Schleswig und Holstein. Hg. von Wilhelm Ernst Christiani. Altona 1793, S. 51.

Präsenzmöglichkeiten im Zentrum der Stadt.⁸⁹ Sie war damit sichtbarer Ausdruck jener gesellschaftliche Defensive, in die die Kirche geraten war.

Auch die Bepflanzung der Friedhöfe wurde um 1800 von hygienischen Argumenten beeinflusst. Sie war bewußt spärlich, denn eine allzu dichte Vegetation hätte die bekanntlich erwünschte Luftzirkulation eingeschränkt.⁹⁰ Im übrigen sprachen der Kostenaspekt und der Wunsch, die Anlagen überschaubar zu belassen, gegen allzu üppige Anpflanzungen.⁹¹ Auf der anderen Seite sei bereits hier vermerkt, daß die Ästhetisierung der Natur im späten 18. Jahrhundert auch die Friedhofsgestaltung nicht gänzlich unberührt ließ, wie wir weiter unten noch sehen werden.⁹²

Kommen wir zum letzten der genannten drei Aspekte: die Einzelbestattung. Wiederum hygienisch und zugleich platzökonomisch begründet und gegen die verbreitete Praxis der wahllosen Bestattung in Gemeinschaftsgruben gerichtet, wurde von den Reformern ein einzelnes, für sich abgeschlossenes Grab für jeden Leichnam gefordert. Die Lage des Grabes auf dem Friedhof sollte sich aus der Reihenfolge des Todes ergeben - daher die Bezeichnung "Reihengrab". Die Bestattung in sukzessive angelegten Reihengräbern erleichterte nicht nur die behördliche Kontrolle des Bestattungswesens, sondern kam auch der Forderung nach gesetzlich geregelten, überwachbaren Ruhefristen entgegen.⁹³ Zugleich entsprach das Reihengrab natürlich dem bürgerlich-antiständischen Gleichheitsideal.⁹⁴

⁸⁹ Siehe für Frankreich Hans-Christian Harten/Elke Harten: Die Versöhnung mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder, heilige Berge und Tugendparks in der Französischen Revolution. Reinbek 1989, S. 193.

⁹⁰ Happe: Gottesäcker, 1988, S. 226. Zur Bepflanzung allgemein siehe Gerhard Richter: Zur historischen Pflanzenverwendung auf Friedhöfen. In: Jutta Schuchard/Horst Claussen (Hg.): Vergänglichkeit und Denkmal. Beiträge zur Sepulkralkultur. Bonn 1985, S. 33-41. Richters Erkenntnisse sind nach Happes Forschungen allerdings überholt: Er hebt unter Verweis auf Hirschfeld einseitig die sentimentale Symbolik hervor.

⁹¹ Happe: Gottesäcker, 1988, S. 226. Andererseits wurden Friedhöfe durchaus als "Nutzfläche" betrachtet - eine Tatsache, die schon aus früheren Jahrhunderten bekannt ist. Auch Vieh weidete regelmäßig auf Friedhöfen. Daraus ergaben sich willkommene Nebeneinnahmen für den Verwalter bzw. die Pfarrer. In Berlin wurde gar staatlicherseits eine Bepflanzung mit Maulbeerbäumen zum Seidenanbau angeregt; Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 157.

⁹² Siehe dazu Kapitel I.3.

⁹³ Happe: Gottesäcker, 1988, S. 226. "Ruhezeit" meint die Dauer der Belegung einer Grabstätte.

⁹⁴ Besonders nachdrücklich und bis weit ins 19. Jahrhundert hinein versuchte man beispielsweise in Reutlingen, diese Vorstellungen von der "gleichen Bestattung für alle" zu

Mit diesen Hinweisen soll nicht behauptet werden, daß all die neuen Forderungen und Bestimmungen auch realisiert wurden. Die Reformen im Bestattungswesen wurden in den einzelnen deutschen Staaten und Städten in unterschiedlichem Ausmaß vorangetrieben. Konfessionelle Orientierung spielte dabei keine entscheidende Rolle.⁹⁵ Die Stoßkraft hing eher von den allgemeinen politischen und verfassungsrechtlichen Voraussetzungen in den jeweiligen Territorien ab.⁹⁶

Immerhin: Zum Ausgang des 18. Jahrhunderts deutete sich durch den Einbruch staatlicher "Policy-Wissenschaft" ins Bestattungswesen an, wie sehr künftig die Reglementierungen bis in die feinen Verästelungen alltäglichen Lebens hineinreichen würden.⁹⁷ Es begann eine Bürokratisierung der Friedhöfe, die sich bis ins 20. Jahrhundert hinein nicht nur als unumkehrbar erweisen, sondern noch erheblich verschärften sollte.⁹⁸

Wie aber wurde die Reformpolitik nun konkret vor Ort umgesetzt? Nehmen wir zunächst ein besonders fortschrittliches Beispiel wie München: Die Residenz des damaligen Kurfürstentums Bayern zählte zu jenen Städten, die sich relativ früh um eine Reform des Friedhofs- und Bestattungswesens bemühten. Nachdem sich bereits die 1759 gegründete Bayerische Akademie der Wissenschaften dieser Frage angenommen hatte,⁹⁹ warnte 1774 eine medizinische Kommission vor den hygienischen Probleme, die auf den innerstädtischen Friedhöfe entstanden waren.¹⁰⁰

realisieren - wenn auch letztlich das Reihengrab aufgrund des Drucks wohlhabender Familien nicht konsequent durchgehalten werden konnte (zu dieser Problematik später noch mehr); Barbara Happe: Der Friedhof "Unter den Linden" in Reutlingen. Reutlingen 1994, S. 31ff.

⁹⁵ Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 114. Dies steht übrigens im Gegensatz zu anderen Reformbestrebungen; Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 306, sieht die Beschleunigung oder Verzögerung von Modernisierungsprozessen in regionaler Kongruenz mit konfessionellen Trennungslinien.

⁹⁶ Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 114.

⁹⁷ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 254.

⁹⁸ Siehe dazu vor allem Kapitel IV.

⁹⁹ Fritz Wagner: Die Anfänge der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In: Fritz Hartmann/Rudolf Vierhaus (Hg.): Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert. Bremen und Wolfenbüttel 1977, S. 171-191, hier S. 188. Zur weiteren Geschichte der Akademie der Wissenschaft in München: Ludwig Hammermayer: Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Band II: Zwischen Stagnation, Aufschwung und Illuminatenkrise 1769-1786. München 1983.

¹⁰⁰ Steffi Röttgen: Der Südliche Friedhof in München. Vom Leichenacker zum Campo Santo. In: Metken (Hg.): Letzte Reise, 1984, S. 285-301, hier S. 285.

Gegen die Proteste des um seine "Gruftgelder" fürchtenden Klerus wurde 1798 der Südfriedhof (heute Alter Südfriedhof) als erster kommunaler Zentral-Begräbnisplatz der bayerischen Residenz eingerichtet.¹⁰¹ Dort entstand, wie wir noch sehen werden,¹⁰² auch eine der ersten deutschen Leichenhallen. München gewann damit im Bestattungswesen unter deutschen Städten eine Pionierfunktion. Sie entfaltete sich im Rahmen einer staatlich-aufgeklärten, auch gegen traditionelle städtische Führungsschichten durchgesetzten bayerischen Reformpolitik, die in Maximilian von Montgelas über einen der führenden deutschen Reformpolitiker um 1800 verfügte,¹⁰³ aber auch auf innovationsbereite Beamte zurückgreifen konnte.¹⁰⁴

In Bonn ordnete der reformfreudige Kurfürst Max Franz, Bruder des österreichischen Kaisers Joseph II., im Jahr 1787 die Schließung der innerstädtischen Pfarrkirchhöfe an und machte den Friedhof vor dem Sterntor (heute Alter Friedhof) zum alleinigen Begräbnisplatz der Stadt.¹⁰⁵ Der Schließung der innerstädtischen Kirchhöfe ging eine Verordnung von 1785 voraus, die für das Kurfürstentum die Verlegung der Kirchhöfe aus den Städten und ein Bestattungsverbot in den Kirchen beinhaltete. Außerdem schrieb sie dem katholischen Klerus vor, die Beerdigung von Protestanten auf katholischen Friedhöfen zuzulassen¹⁰⁶ - die bereits im Westfälischen Frieden von 1648 vereinbarte Gewährung von Grabstätten auf dem Begräbnisplatz der jeweils anderen Konfession war nämlich in der Praxis vielerorts auf Widerstand gestoßen.¹⁰⁷

Das Beispiel Köln zeigt, wie sich in der Zeit der napoleonischen Besetzung die französischen Reformen direkt auswirkten.¹⁰⁸ Das bereits erwähnte Bestattungsdekret

¹⁰¹ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 285-286. Der südliche Teil des Friedhofs blieb allerdings bis 1811 Soldatenbegräbnissen des benachbarten Lazaretts vorbehalten.

¹⁰² Siehe unten, Kap. I.3.c.

¹⁰³ Demel: Reformstaat, 1993, S. 41; Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 368-396 pass.

¹⁰⁴ Dazu Rolf Zerback: Zwischen Residenz und Rathaus. Bürgertum in München 1780-1820. In: Lothar Gall (Hg.): Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch 1780-1820. München 1991, S. 605-653, hier S. 633 und 653.

¹⁰⁵ Edith Ennen u.a.: Der Alte Friedhof in Bonn. Bonn 1986 (5. Aufl.), S. 10; Edmund Gassner: Der Alte Friedhof in Bonn. In: Bonner Geschichtsblätter 32, 1980, S. 17-45, hier S. 21. Auf nämlichem Areal war bereits 1715 vom damaligen Kurfürsten Joseph Clemens ein Begräbnisplatz zur Entlastung des St.-Remigii-Kirchhofs angelegt worden, der zunächst als Fremden- und Soldatenfriedhof gedacht war.

¹⁰⁶ Gassner: Bonn, S. 21.

¹⁰⁷ Belgrader/Boehlke: Friedhof, 1983, S. 650.

¹⁰⁸ Siehe dazu allgemein Elisabeth Fehrenbach: Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht. Die Einführung des

von 1804 führte nach langwierigen Verhandlungen in Köln zur Schließung der innerstädtischen Kirchfriedhöfe und zur Eröffnung des zentralen, außerhalb der Stadt gelegenen Friedhofes Melaten 1810.¹⁰⁹

In der Freien Hansestadt Hamburg erfolgte die Verlegung der Begräbnisplätze in den Jahren 1793/94, nachdem sich zuvor Mitglieder der aufgeklärt-fortschrittlichen Patriotischen Gesellschaft¹¹⁰ dafür eingesetzt hatten.¹¹¹ Die bis dahin genutzten Kirchfriedhöfe der fünf Hamburger Hauptkirchen waren, ebenso wie der Dom, mit Leichen überfüllt.¹¹² Vier der Hauptkirchen legten ihre neuen Friedhöfe auf dem neuen Begräbnisareal vor dem Dammtor an, St. Jakobi hingegen vor dem Steintor. Trotz wachsender Kritik an den hygienischen Zuständen blieb die Bestattung auf den Hamburger Kirchfriedhöfen aber noch bis in die Zeit der französischen Besetzung erlaubt. Erst am 1. Januar 1813 wurden Beerdigungen innerhalb der Stadtmauern verboten.¹¹³

Diese Beispiele mögen fürs erste genügen. Grundsätzlich führten die Friedhofsverlegungen zu einer Beschneidung der kirchlichen Oberhoheit über das Begräbniswesen. Neben München spielten hier die linksrheinischen Gebiete eine Pionierrolle, da das Friedhofswesen aufgrund der napoleonischen Gesetzgebung unter

Code Napoléon in den Rheinbundstaaten. Göttingen 1978 (2. Aufl.).

¹⁰⁹ Josef Abt/Wolfgang Vomm: Der Kölner Friedhof Melaten. Köln 1980, S. 14-19. Die Einrichtung des Friedhofes Melaten, der übrigens auf dem Areal einer früheren Leprosenanstalt angelegt wurde, verlief nicht problemlos: "Neben der rechtlichen Absicherung des neuen Beerdigungswesens, den schwierigen Verhandlungen mit den Religionsgemeinschaften, der Aufstellung von Tarifen des Leichenfuhrwesens war die Wahl des Standortes sehr schwierig." Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 14. Bis 1829 blieb Melaten den Katholiken vorbehalten; die Protestanten bestatteten bis zu diesem Jahr auf ihrem traditionellen Begräbnisplatz vor dem Weyertor. Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 17 und S. 19.

¹¹⁰ Dazu Kopitzsch: Hamburg und Altona, 1990, S. 331ff. Die 1765 gegründete Patriotische Gesellschaft gilt als Pionierin des Vereinswesens in Deutschland.

¹¹¹ Kändler: Grabmale, 1989, S. 16-18.

¹¹² Zu den hygienischen Mißständen Kändler: Grabmale, 1989, S. 13-15.

¹¹³ Otto Erich Kiesel: Die alten hamburgischen Friedhöfe. Ihre Entstehung und ihre Beziehungen zum städtischen und geistigen Leben Alt-Hamburgs. Hamburg 1921, S. 49; Barbara Leisner/Ellen Thormann/Heiko K. L. Schulze: Der Hamburger Hauptfriedhof Ohlsdorf. Geschichte und Grabmäler. Bearbeitet von Andreas von Rauch. Zwei Bände. Hamburg 1990, S. 17-18. Sozialgeschichtlich zu Hamburg im 18. Jahrhundert siehe allgemein Kopitzsch: Hamburg und Altona, 1990, S. 135-216.

Aufsicht der Gemeindebehörden gestellt wurde - wie ja überhaupt in den linksrheinischen Gebieten der französische Einfluß in Verwaltung, Recht und Gesellschaft die stärksten Spuren hinterlassen hat.¹¹⁴ Auch in dem vom napoleonischen Frankreich geschaffenen Großherzogtum Berg wurde das Bestattungswesen 1807 zur "ausschließlichen Angelegenheit der politischen Gemeinden" erklärt¹¹⁵.

Wie schon angedeutet, stießen die, hier nicht alle aufgezählten,¹¹⁶ Reformbestrebungen aber vielerorts auf heftigen Widerstand. Dieser war auf der einen Seite begründet im Interesse der Kirchen, die lukrativen Einnahmen durch den Verkauf von Kirchgräbern nicht ohne weiteres aufzugeben. Darüber hinaus war die Bestattung in der Kirche vor allem in den alteingesessenen Familien der städtischen Oberschichten ein zählebiges gesellschaftliches Privileg.

Dies zeigt das Beispiel Köln. Wie in vielen anderen Städten,¹¹⁷ so hatte es auch hier starke Vorbehalte und Widerstände gegen die Friedhofsverlegung gegeben. Sie resultierten teils aus der konservativen Mentalität des sozial besonders exklusiven Kölner Honoratiorentums¹¹⁸, teils aus der Furcht der Kirche um den Verlust traditioneller Pfründe. Schon das 1785 im Kurfürstentum ausgesprochene Verbot von Kirchenbestattungen und die Anordnung zur Verlegung der Begräbnisplätze war hier, im Gegensatz zu Bonn, ohne erkennbares Ergebnis geblieben.¹¹⁹ Dabei stanken die Zustände in den überbelegten Gotteshäusern im wahrsten Sinn des Wortes "zum

¹¹⁴ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 20.

¹¹⁵ Sperling: Rechtsstatus, 1979, S. 39.

¹¹⁶ Bereits 1770 erließ das Fürstentum Nassau-Dillenburg ein Verbot der Bestattung in Kirchen; es folgten unter anderem das Kurfürstentum Trier (1778) und die Grafschaft Lippe-Detmold (1779) mit ähnlichen Anordnungen. Das Kurfürstentum Sachsen erließ 1792 ein Verbot der innerkirchlichen Bestattung, gestattete aber Ausnahmen für besonders gesicherte Gräfte. Damit verbunden waren gelegentlich Vorschriften, ohne Ansehen von Stand und Rang in Reihen zu bestatten, also ein Verbot von Familien- (Erb-) gräbern. Siehe dazu und zu weiteren Beispielen Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 112-114.

¹¹⁷ Zusätzlich beschrieben sei hier die Entwicklung in Göttingen. Der bereits 1747 außerhalb der Stadtmauer eröffnete Bartholomäusfriedhof erfreute sich zunächst keiner großen Beliebtheit, sondern wurde eher als ein Armenbegräbnisplatz angesehen. Die Honoratioren ließen sich weiter in den städtischen Kirchen beisetzen. Nur einige aufgeklärte Professoren bevorzugten den neuen Friedhof. Jürgen Döring: Grabmäler des 18. Jahrhunderts in Göttingen. In: Göttinger Jahrbuch 32, 1984, S. 99-206, hier S. 152.

¹¹⁸ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 187. Zum Kölner Bürgertum um 1800 siehe Gisela Mettele: Kölner Bürgertum in Umbruchszeit (1776-1815). In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 229-275.

¹¹⁹ Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 113.

Himmel": Der Verwesungsgeruch soll in einigen Kirchen so stark gewesen sein, daß Besucher Schwindel- und Ohnmachtsanfälle bekamen.¹²⁰

Nach der Einrichtung des neuen, außerhalb gelegenen Friedhofs Melaten gaben die Vertreter der alteingesessenen Oberschicht nur widerwillig ihre alten Kirchengrabstätten auf.¹²¹ Außerdem hielten es viele Bürger für ungebührlich, daß Reisende, die von Westen kamen, zuerst den Friedhof passieren mußten, bevor sie in die Stadt gelangten¹²² - negative Assoziationen, die sich jedoch, wie wir sehen werden, im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts verflüchtigen sollten.

Zwei weitere Beispiele für retardierende Einflüsse seien noch genannt: In Münster wurden bereits 1729 erste Versuche unternommen, Friedhöfe außerhalb der Stadt anzulegen; der damalige Landmesser und Baumeister Johann Conrad Schlaun hatte im Vorjahr entsprechende Pläne ausgearbeitet. Kirchen oder Kapellen waren nicht mehr vorgesehen, ein großes Kreuz sollte den religiösen Bezug verkörpern.¹²³ Den dann vor den Toren der Stadt angelegten beiden Friedhöfen war aber nur eine kurzzeitige Lebensdauer beschieden, sie wurden von der Bevölkerung nicht angenommen. Diese bestattete ihre Toten lieber in anderen Kirchspielen als auf dem neuen Begräbnisplatz.¹²⁴

In den 1770er Jahren relativierte sich zwar diese schroffe Ablehnung neuer Begräbnisplätze,¹²⁵ aber nach wie vor fürchtete der Klerus nicht zu Unrecht erhebliche Einnahmeverluste.¹²⁶ Selbst Reformanhänger wie der münsterische Minister und Generalvikar Franz Freiherr von Fürstenberg verwiesen auf die nicht gesicherte Finanzlage der Pfarrkirchen und schlugen vor, besonders privilegierte - und teure - Bestattungen auf den alten Kirchhöfen weiter zu tolerieren.¹²⁷ Zum Ausgleich boten die Kirchenvorsteher Maßnahmen gegen hygienische Mißstände an, wie die Ausmauerung der Kirchengrüfte.¹²⁸ Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnten sich die Reformer

¹²⁰ Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 13.

¹²¹ Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 13. Angesichts dieser festgefügteten Traditionen verwundert es nicht, daß es in Köln vor allem zugewanderte Protestanten waren, die Industrien gründeten und für wirtschaftliche Dynamik sorgten. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1993 (6. Aufl.), S. 206.

¹²² Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 17.

¹²³ Silvia Dethlefs: Zur Geschichte der Friedhöfe und des Bestattungswesens in Münster. Münster 1991, S. 46.

¹²⁴ Dethlefs: Münster, 1991, S. 47.

¹²⁵ Dethlefs: Münster, 1991, S. 49-50.

¹²⁶ Dethlefs: Münster, 1991, S. 50-51.

¹²⁷ Dethlefs: Münster, 1991, S. 52.

¹²⁸ Dethlefs: Münster, 1991, S. 51.

schließlich durchsetzen, und 1808 wurden gleich drei neue Friedhöfe für Münster eingerichtet.¹²⁹

In Baden sollte mit einer entsprechenden Regierungsverordnung 1804 die Aufsicht über das Bestattungswesen auf die weltlichen Behörden übertragen werden.¹³⁰ Aber auch hier erwies sich der Klerus als mächtiger Widerpart, denn offensichtlich wurde diese Regelung von den drei Pfarrämtern der Stadt nicht anerkannt. Die Folgen zeigten sich nach 1831: Als der Entwurf einer neuen Leichenordnung für Mannheim vorlag, erklärten die Pfarrämter, daß sie der dabei vorausgesetzten behördlichen Regelung des Bestattungswesens nicht zustimmen könnten.¹³¹ Noch über Jahre hinweg vermochten die Mannheimer Behörden sich nicht durchzusetzen, obwohl das Interesse an einer effizienten kommunalen Administration in der lokalen Führungsschicht erwiesenermaßen groß war.¹³² Erst 1842 konnte eine provisorische neue Leichenordnung in Kraft treten, drei Tage vor Eröffnung des neuen Friedhofs in Mannheim; sie wurde 1845 endgültig beschlossen.¹³³

Wie diese und viele andere Beispiele zeigen,¹³⁴ muß im einzelnen jeweils unterschieden werden zwischen reformerischer Intention und tatsächlicher Praxis. Über die genannten

¹²⁹ Zur Geschichte Münsters um 1800 siehe Susanne Kill: Vom alten Münster zur preußischen Provinzialhauptstadt (1780-1816). In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 105-141.

¹³⁰ Hilsheimer: Mannheim, 1905, S. 10-11. Zum Mannheimer Bürgertum um 1800 siehe Dieter Hein: Umbruch und Aufbruch. Bürgertum in Karlsruhe und Mannheim 1780-1820. In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 447-515.

¹³¹ Karl Hilsheimer: Die Geschichte des Leichenbestattungswesens der Stadt Mannheim. Diss. Leipzig 1905, S. 11.

¹³² Siehe Hein: Umbruch, 1991, S. 514.

¹³³ Hilsheimer: Mannheim, 1905, S. 11. Über die genannten Widerstände hinaus spielte gelegentlich auch der Kostenfaktor bei geplanten Friedhofsverlegungen eine retardierende Rolle, wie wieder das Beispiel Mannheim zeigt: Dort scheiterte zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine mehrfach ins Auge gefaßte Verlegung schon aus finanziellen Gründen. Hilsheimer: Mannheim, 1905, S. 2.

¹³⁴ So ist aus Preußen ganz allgemein bekannt, daß die entsprechenden Bestimmungen im Bestattungswesen nur allzu häufig nicht eingehalten wurden. Vgl. Polley: Bestattungsreformen, 1984, S. 114. Nicht umsonst schrieb der Friedhofshistoriker Herbert Derwein schon 1931 über die Realisierung von Verlegungen: "Vielfach vergingen bis dahin noch Jahrzehnte, denn bei dem umständlichen Behördenapparat jener Zeiten, bei der mitunter großen Schwierigkeit, ein entsprechendes Gelände zu finden und - zu kaufen, mußten manchesmal noch dicke Aktenbündel aufgetürmt werden, bevor die Einweihung des neuen Friedhofs erfolgen konnte." Derwein: Christlicher Friedhof, 1931, S. 102.

Widerstände hinaus - und diese teilweise unterstützend - spielte eine wichtige Rolle, daß der Reformeifer in der Beamtenschaft im allgemeinen mit der Dienstebene sank. In der niederen Beamtenschaft lebten häufig herkömmliche Einstellungs- und Verhaltensmuster weiter und wirkten retardierend.¹³⁵ Aber Theorie und Praxis aufgeklärten Denkens klappten auch deshalb auseinander, weil sich sowohl die Macht der Kirche als auch traditionelle Privilegien der Oberschichten als widerständig erwiesen.¹³⁶ Dabei konnten lokale bzw. ständische Interessengruppen gerade in der niederen Beamtenschaft ihren Einfluß ausspielen.¹³⁷

So ist auch für die Entwicklung im Friedhofswesen um 1800 jene "Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" charakteristisch, die Hans-Ulrich Wehler zufolge für gesellschaftliche Prozesse in Deutschland dieser Zeit insgesamt symptomatisch war¹³⁸: "... der Dynamik des beschleunigten Evolutionsprozesses [stand] die Widerstandsfähigkeit fest verankerter Institutionen, jahrhundertlang eingelebter Rechtstraditionen und tief in die Kollektivmentalität eingeschliffener Reaktionsmuster entgegen."¹³⁹

c. Neue Friedhofsarchitektur: Die ersten Leichenhäuser

Fast parallel zu den Bemühungen um die Verlegung von Friedhöfen entstand mit den ersten Leichenhäusern auch eine neuartige Friedhofsarchitektur.¹⁴⁰ Sie war einerseits Ausdruck des beschriebenen Hygienediskurses, zum anderen bildete sie aber auch eine Reaktion auf die im 18. Jahrhundert grassierende Furcht vor dem Scheintod.¹⁴¹

Zahlreiche spektakuläre und im einzelnen dann nicht mehr zu überprüfende Schilderungen über Scheintote hatten Öffentlichkeit und Ärzte alarmiert.¹⁴² Es ging um

¹³⁵ Demel: Reformstaat, 1991, S. 67.

¹³⁶ Siehe zu dieser Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis auch Vierhaus: Lernprozeß, 1987, S. 87-90.

¹³⁷ Demel: Reformstaat, 1993, S. 67.

¹³⁸ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 218.

¹³⁹ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 332.

¹⁴⁰ Natürlich waren zuvor Bauten auf den Begräbnisplätzen nicht unbekannt: Abgesehen von den Kapellen, die auf den aus der Stadt verbannten Friedhöfen errichtet wurden, sind aus dem Mittelalter die bereits erwähnten, auch als Karner bzw. Ossarien bekannten Beinhäuser geläufig.

¹⁴¹ Philippe Ariès datiert die ersten Zeugnisse dieser Furcht in der westlichen Welt auf die Zeit um 1660. Ariès: Geschichte, 1985, S. 508.

¹⁴² Ernst Burkel: Über die Verhütung des Scheintodes. Diss. München 1984, S. 10. Siehe auch allgemein und teilweise anekdotisch Tankred Koch: Lebendig begraben. Geschichte und

Klopffzeichen von vermeintlich Toten, um Verstorbene, die sich plötzlich bewegten und von ihrem Totenlager erhoben.

Die Presse griff diese Fälle dankbar auf, und aufgeklärte Mediziner sahen ein neues Betätigungsfeld.¹⁴³

Aus der Furcht vor dem Scheintod jedenfalls resultierte ein gesellschaftliches Spannungsfeld, daß der Medizinhistoriker Ernst Burkel wie folgt umreißt: "Eine klassische Situation, die nach Règlement, nach einer Institution verlangt, wo der Versuch der Beruhigung der einen den anderen neue Tätigkeiten und Befugnisse zuweist ..." ¹⁴⁴

Man bemühte sich um "Entdämonisierung",¹⁴⁵ aber das allein reichte nicht. Schon eher beruhigend wirkte die vielbeschriebene Installation kompliziert anmutender Weck- und Signalapparate für Scheintote. Darüber hinaus blieb die Furcht vor dem Scheintod insofern nicht ohne behördliche Reaktionen, als vielerorts exakte Vorschriften über den zeitlichen Ablauf der Bestattung erlassen und geregelte Leichenschauen verfügt wurden. Im wiederum führenden Bayern gab es bereits seit 1760 eine obligatorische Leichenschau. In Baden-Durlach war seit 1781 eine geregelte Leichenschau vorgesehen,¹⁴⁶ während sie - um ein extremes, aber bedeutendes Gegenbeispiel zu nennen - in Preußen allgemein erst 1911 eingeführt wurde (und dann auch nur für Feuerbestattungen).¹⁴⁷ So resultierten hier aus dem Zusammenspiel von beunruhigten Bürgern, Ärzten und Obrigkeit jene prophylaktischen Maßnahmen auf privater, halbstaatlicher und staatlicher Ebene,¹⁴⁸ die eine weitere Variante der im späten 18. Jahrhundert eingeläuteten Reglementierung im Bestattungswesen bildeten.¹⁴⁹

Zu ihrem architektonischen Ausdruck wurden die Leichenhäuser - errichtet auf Friedhöfen, um Leichenschauen durchführen und vermeintlich Scheintote überwachen

Geschichten vom Scheintod. Leipzig 1990; Beutelspacher: Kultivierung, 1986, S. 59.

¹⁴³ Burkel: Scheintod, 1984, S. 18a.

¹⁴⁴ Burkel: Scheintod, 1984, S. 18a. Wir werden später in einem anderen Zusammenhang noch einmal darauf stoßen, daß diffuse Ängste in der Bevölkerung interessensspezifisch genutzt werden. Siehe Kap. V.1.

¹⁴⁵ Burkel: Scheintod, 1984, S. 10.

¹⁴⁶ Hilsheimer: Mannheim, 1905, S. 31.

¹⁴⁷ Hans-Kurt Boehlke: Über das Aufkommen der Leichenhäuser. In: Wie die Alten, 1979, S. 135-146, hier S. 135. In Österreich war die Leichenschau bereits in einem österreichisch-kaiserlichen Patent 1714 angeordnet worden (1770 bzw. 1784 erweitert). Ebd., S. 135.

¹⁴⁸ Burkel: Scheintod, 1984, S. 18a.

¹⁴⁹ Burkel: Scheintod, 1984, S. 10-11.

zu können. Dadurch konnten die Toten nicht nur hygienisch einwandfrei aufgebahrt werden, sondern unterlagen zugleich der gewünschten behördlichen Kontrolle.

Die ersten Leichenhäuser sind aus den 1790er Jahren bekannt¹⁵⁰ und bildeten ein aktuelles Thema innerhalb des reformerisch-hygienischen Diskurses. Zugleich bedeuteten sie eine neue Bauaufgabe¹⁵¹ - Schriften wie die des Königlich-preußischen Landbauinspektors in Ansbach, Jakob Atzel, aus dem Jahr 1796 zeugen davon ("Ueber Leichenhäuser vorzüglich als Gegenstände der schönen Baukunst betrachtet").¹⁵² Wie oben schon angedeutet, zeichnet sich hier jenes Wechselspiel von gesellschaftlichem Bedürfnis und berufsspezifischen Interesse ab, dem wir später noch häufiger begegnen werden.

Wie hat man sich diese Gebäude nun vorzustellen? Über das 1792 eröffnete Leichenhaus in Weimar, das insbesondere auf die Aktivitäten des in Weimar praktizierenden Arztes Christoph Wilhelm Hufeland zurückzuführen ist,¹⁵³ liegt eine ausführliche, 1834 veröffentlichte Beschreibung des Mediziners Carl Schwabe vor. Sie soll wegen ihrer Detailtreue hier ausführlicher zitiert werden: "In Weimar fand die Idee so allgemeinen Beifall, dass ohne Schwierigkeiten eine Subscription zur Eröffnung eines Leichenhauses zu Stande kam, die so gut ausfiel, dass ein Leichenhaus nach

¹⁵⁰ Vorausgegangen waren in Österreich mit den 1771 per Hofdekret verfüigten Totenkammern ähnliche, allerdings kleinere Einrichtungen. Burkel: Scheintod, 1984, S. 23-24. Vom Neustädter Friedhof in Erlangen wird bereits über ein im Jahr 1717 errichtetes "Bahrhaus" berichtet. Barbara Rietzsch: Der Neustädter Friedhof und die Entwicklung der Begräbniskultur in Erlangen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Erlanger Bausteine 31, 1984, S. 149-192, hier S. 153. Dieser Bau war durch ein 1707 verfüigtes Reskript von Markgräfin Elisabeth Sophia notwendig geworden, in dem es hieß, daß die Leichen nicht mehr in der Sophienkirche aufgebahrt werden dürften. Ebd.

¹⁵¹ Boehlke: Leichenhäuser, 1979, S. 136. Atzel schlug vor, die neue Bauaufgabe im Sinne von "Tempeln des Schlafs" zu lösen - eine Auffassung, die im Kontext der klassizistischen Orientierung an der Antike stand. Boehlke: Leichenhäuser, 1979, S. 136-137. Zum Klassizismus in der Sepulkralkultur siehe Kap. I.4.

¹⁵² Boehlke: Leichenhäuser, 1979, S. 136-139.

¹⁵³ Zu Hufeland - Goethe, Schiller, Herder und Wieland zählten zu seinen Patienten - siehe unter anderem knapp Walter Brednow: Christoph Wilhelm Hufeland. Arzt und Erzieher im Lichte der Aufklärung. Berlin (DDR) 1964; biographisch Wolfgang Genschorek: Christoph Wilhelm Hufeland. Der Arzt, der das Leben verlängern half. Leipzig 1977 (2. Aufl.). Hufeland publizierte auch eine Schrift zum Thema "Scheintod"; Burkel: Scheintod, 1984, S. 73 (Anm. 27). Zur Bedeutung Hufelands für die Geschichte der Hygiene siehe Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 99-101.

HUFELAND's [i. Orig. hervorgehoben] Angaben und unter seiner Aufsicht gebaut werden konnte. Es lag auf dem alten Gottesacker und enthielt ein grosses Zimmer, worin acht Leichen bequem liegen konnten. Es wurde durch Ofenröhren, welche unter dem Fussboden lagen, erwärmt und war mit Zugröhren versehen, um eine beständige Lufterneuerung hervorzubringen. Neben diesem grösseren Zimmer befand sich eine Stube für den Wächter mit einem Glasfenster in der Thür zur Beobachtung der Leichen. Diese Zimmer hatten eine Höhe von 12 Fuss, die Decke derselben war gewölbt. Eine Küche diente zur Bereitung der nötigen Hilfsmittel und namentlich warmer Bäder, wenn sich ja wiederkehrende Lebenszeichen darthun sollten. Damit keine, auch nicht die geringsten Zeichen des wiederkehrenden Lebens verloren gingen, bekamen die Wächter nicht allein eine sehr genaue Instruction, sondern es wurden auch Prämien für den ersten, der solche entdeckte, ausgesetzt. Um aber den Scheintodten es möglichst zu erleichtern, etwaige Zeichen von Leben von sich zu geben, wurden Hände und Füsse jedes Todten mit Fäden in Verbindung gesetzt, deren geringste Erschütterung sich durch eine damit verbundene Schelle hörbar machte."¹⁵⁴

Das Weimarer Leichenhaus konnte gegen Gebühr für 24 Stunden in Anspruch genommen werden. Während der sogenannten Befreiungskriege verfiel das Gebäude allerdings und wurde danach nicht mehr genutzt.¹⁵⁵

Außer Weimar waren noch einige andere Bauten bekannt. Schwabe nennt in seinem Werk zwei Einrichtungen in Berlin (1795 und 1797) sowie Mainz (1805) als die zeitlich nächstfolgenden Leichenhäuser.¹⁵⁶ Allerdings war in München bereits 1791 ein altes Beinhaus vergrößert und zum Leichenhaus umgebaut worden, nachdem zwei Jahre zuvor die Aufbahrung von Toten in einem separaten Gebäude für eine Mindestfrist von 48 Stunden vor dem Begräbnis vorgeschrieben worden war.¹⁵⁷ In Hamburg gestand der

¹⁵⁴ Carl Schwabe: Das Leichenhaus in Weimar. Nebst einigen Worten über den Scheintod und mehrere jetzt bestehende Leichenhäuser, sowie über die zweckmässigste Einrichtung solcher Anlagen im Allgemeinen. Leipzig 1834, S. 11.

¹⁵⁵ Schwabe: Leichenhaus in Weimar, 1834, S. 11. Das Entgelt betrug einen Korb Holz und ein Pfund Talglicht. Ebd.

¹⁵⁶ Schwabe: Leichenhaus, 1834, S. 11ff.

¹⁵⁷ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 286, wo das Gebäude folgendermaßen beschrieben wird: "Es enthielt drei Räume, darunter auch einen sogenannten Wachraum, der im Winter beheizt werden konnte und wo Wächter 'das Wiedererwachen der scheinbar Todten nach Möglichkeiten unterstützen'. Auch ein Raum zum Sezieren war vorhanden. Später wurde das Sezieren allerdings wegen Platzmangel teilweise im Freien durchgeführt, was zur Ansammlung vieler Schaulustiger führte."

Senat 1794 dem Kirchenkollegium der St.-Petri-Kirche die Errichtung einer "Totenkammer" zu.¹⁵⁸

In den kommenden Jahrzehnten entstanden derartige Einrichtungen nach und nach auch auf anderen deutschen Friedhöfen. Als spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Furcht vor dem Scheintod ihre Bedeutung verlor, spielten hygienische Faktoren eine immer stärkere Rolle. Die behördlich kontrollierbare Aufbahrung in den Leichenhallen wurde von der Obrigkeit der gerade bei beengten Wohnverhältnissen hygienisch bedenklichen Hausaufbahrung vorgezogen. So sind die Leichenhallen, wie noch weiter zu zeigen sein wird,¹⁵⁹ mit ihren später immer ausgefeilteren technischen Systemen auch ein Beispiel für die wachsende Technisierung des Umgangs mit den Toten.

3. Geometrische Ordnung:

Wunschbild und Realität der Friedhofsästhetik um 1800

Der Zusammenhang von Aufklärung, Hygienediskurs und Reformabsolutismus hatte also zu einschneidenden Reaktionen auf die gravierenden Probleme im Bestattungswesen geführt. Sichtbarste Zeichen waren die Anlage außerstädtischer Begräbnisplätze und der Bau erster Leichenhäuser. Über die hygienischen Ansprüche hinaus bedeutete die Verlegung der Friedhöfe aber auch eine ästhetische Herausforderung, da der traditionelle Bezugspunkt "Kirche" entfallen war. Die "Revolution auf dem Gebiete des deutschen Friedhofswesens",¹⁶⁰ die um 1800 vollzogen wurde, betraf also nicht zuletzt die Gestaltung der Begräbnisplätze.

Dabei beeinflussten schon allein die verschärften hygienischen Bestimmungen das Erscheinungsbild der Friedhöfe. Neben Einzelaspekten, wie feste Einfriedungen,¹⁶¹ wirkte sich hier vor allem die Einführung von Reihengräbern aus.¹⁶² Das Prinzip des Reihengrabs führte zu einer konsequent geometrischen Binnenstruktur der Friedhöfe, die dabei durch rasterförmig angelegte Wege erschlossen wurden.¹⁶³ Diese geometrische

¹⁵⁸ Kändler: Grabmale, 1989, S. 8.

¹⁵⁹ Siehe Kapitel V.1.

¹⁶⁰ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 44.

¹⁶¹ Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 160.

¹⁶² Happe: Friedhöfe, 1991, S. 174.

¹⁶³ Happe: Gottesäcker, 1988, S. 226. Das Beispiel des 1814 im damaligen Dorf Nienstedten bei Hamburg angelegten, geometrisch gestalteten Friedhofs zeigt, wie die städtischen Beispiele auch auf das ländliche Umland abfärbten. Siehe Werner Johannsen: Wer sie waren ... wo sie

Gestaltung war auch ästhetischer Ausdruck einer beginnenden technischen Rationalität.¹⁶⁴

Jenseits dieser Faktoren gab es im 18. Jahrhundert vor allem zwei Anlagen, die als allgemeine Leitbilder friedhofsästhetischer Anschauungen wirkten: der Begräbnisplatz der "Brüdergemeinde" in Herrnhut (Oberlausitz) und der Neue Begräbnisplatz in Dessau. Beide erwiesen sich innerhalb der aufbrechenden Sepulkralkultur als wegweisende Innovationen und ragten für lange Zeit über den friedhofsästhetischen Standard¹⁶⁵ hinaus.

Daß diese beiden Friedhöfe entstehen konnten, hängt auch mit der schillernden Vielfalt von politischen und klerikalen Herrschaftsformen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen im Deutschland des 18. Jahrhunderts zusammen.¹⁶⁶ Beginnen wir mit Herrnhut: Der dortige Begräbnisplatz wurde angelegt von der dort 1727 begründeten und nach dem Ort benannten Brüdergemeinde. Es handelt sich um eine zum

ruhen. Ein Wegweiser zu bemerkenswerten Grabstätten auf dem Friedhof Nienstedten. Hamburg 1992, S. 10.

¹⁶⁴ Zu dieser Form der Rationalität Joachim Radkau: Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt/M. 1989, S. 106, wo es wörtlich heißt: "Die 'technische' Vorgehensweise im übertragenen Sinne - als 'Erledigung' von Problemen durch bestimmte festgelegte, routinemäßig und gleichsam automatisch ablaufende Prozeduren - wurde durch die staatliche Verwaltung vor allem seit der Reformzeit des beginnenden 19. Jahrhunderts vorangetrieben und zu einer allgemeinen Art der 'Regelung' gesellschaftlicher Angelegenheiten gemacht, die scheinbar interessenneutral war." Parallel dazu orientierte sich auch die klassizistische Architektur an funktionalen Vorgaben: "Von den erhöhten Ansprüchen an Zweckmäßigkeit und Wohnlichkeit im bürgerlichen Wohnbau und den ökonomischen Aspekten von Speichern, Mühlen und anderen Produktionsgebäuden läßt sich häufig eine geradlinige Verbindung zur rationalen Grundhaltung klassizistischer Baukunst ziehen." Dieter Dolgner: Klassizismus. Deutsche Baukunst. Leipzig 1991, S. 8.

¹⁶⁵ Zum allgemeinen Erscheinungsbild der Friedhöfe ab 1800, das im allgemeinen noch nicht von parkähnlicher Gestaltung geprägt war, siehe Kap. II.1. Die bisherige Friedhofsgeschichte wurde diesbezüglich korrigiert von Barbara Happe: Friedhöfe, 1991, S. 217ff., wo sie diese Frage allgemein problematisiert. Siehe auch Barbara Happe: Der Friedhof im 19. Jahrhundert - Ein stimmungsvoller Park? Korrektur eines lieb gewordenen Bildes. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 4, 1989, S. 67-87. Siehe darüber hinaus Gerhard Richter: Die Wandlung des friedhofsarchitektonischen Erscheinungsbildes für die Zeit zwischen 1750 und 1850. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 137-143.

¹⁶⁶ Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 50-51.

großen Teil aus deutschstämmigen mährischen Exulanten bestehende pietistische Gruppierung um den Theologen Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700-1760). Die Herrnhuter Brüdergemeine, die sich später über die ganze Welt verzweigte, schuf an ihrem Ursprungsort 1730 einen Friedhof, der mit seinen streng rechteckig unterteilten, baumumstandenen Rasenflächen und den für alle gleich großen, in den gepflegten Rasen eingelassenen Grabsteinen die religiösen Überzeugungen der Glaubensgemeinschaft widerspiegelte.¹⁶⁷

Im Zeitalter von Aufklärung und Revolution galt dieser Begräbnisplatz als Vorbild für eine egalitäre und zugleich ästhetisch ansprechende Friedhofsgestaltung.¹⁶⁸ Den äußeren Eindruck des "Herrnhuter Totengarten[s] .. mit seinen flachen Beeten", der bis heute in seiner Grundstruktur fast unverändert geblieben ist, umschrieb Jean Paul in seinem Romanfragment "Flegeljahre" (1804/05) mit folgenden Worten: "Wie schön war hier der Knochenbau des Todes in Jugend-Fleisch gekleidet, und der letzte blasse Schlaf mit Blüten und Blättern zugedeckt! Um jedes stille Beet mit seinem Saat-Herzen lebten treue Bäume, und die ganze lebendige Natur sah mit ihrem jungen Angesicht herein."¹⁶⁹

Noch einflußreicher als der Gottesacker dieser separatistischen, von der Obrigkeit in Sachsen argwöhnisch beäugten, anderswo verfolgten religiösen Gruppierung wurde ein anderer, in seiner Grundstruktur ähnlicher Friedhof: der Neue Dessauer Begräbnisplatz. Er entstand 1787 als regelmäßiger, streng symmetrischer Friedhof, dessen quadratische Grundfläche durch ein Wegekreuz mit Mittelrondell erschlossen wurde.¹⁷⁰ Das Besondere am Dessauer Begräbnisplatz war, daß die zentrale Rasenfläche frei von Grabmälern blieb (wenigstens bis 1820¹⁷¹) - früher Vorbote der anonymen Bestattung des 20. Jahrhunderts.¹⁷² Wer aber ohne Erinnerungszeichen nicht auszukommen glaubte,

¹⁶⁷ Zur Frühgeschichte des Pietismus Herrnhuter Prägung und zu Zinzendorf siehe Hans-Christoph Hahn/Hellmut Reichel (Hg.): Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder - Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722-1760. Hamburg 1977; Erich Beyreuther: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1965.

¹⁶⁸ Zum Herrnhuter Gottesacker siehe P. O. Hennig: Der Hutberg. Führer über den Gottesacker der Brüdergemeine. Herrnhut 1922; Christian Rietschel: Das Herrnhuter Modell eines Gemeinschaftsfriedhofs, der Gottesacker der Brüdergemeine. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 75-88.

¹⁶⁹ Jean Paul: Flegeljahre. Frankfurt/M. 1964, S. 71.

¹⁷⁰ Heike Langenbach: "Über die Anlegung und Umwandlung der Gottesäcker in heitere Ruhegärten der Abgeschiedenen". In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 129-142, hier S. 129.

¹⁷¹ Richter: Erscheinungsbild, 1984, S. 138.

¹⁷² Siehe Kapitel V.4.

wurde auf die Grabnischen in der flachen und tiefen Außenmauer mit ihren schlichten Schrifttafeln verwiesen.

Die ästhetische Zielsetzung dieser Anlage wird vor allem in dem geometrisch geordneten Rasengrün deutlich, das sich grundlegend von dem sonst bekannten, häufig noch recht wüsten Erscheinungsbild zeitgenössischer Friedhöfe unterschied.¹⁷³ Friedrich Hölderlin schrieb nach einem Besuch des Friedhofs am 20. April 1795 an seine Schwester: "Es liegt wirklich recht viel Menschlichkeit und Schönheit in der Idee, die da ausgeführt ist."¹⁷⁴ Johann Wolfgang von Goethe setzte dieser Anlage Anfang des 19. Jahrhunderts in seinen "Wahlverwandtschaften" ein literarisches Denkmal. Der Dichter, der im übrigen auch die Herrnhuter Brüdergemeine kannte,¹⁷⁵ ließ seine Romanfigur Charlotte einen Kirchhof umgestalten, indem sie die Grabsteine an die Mauer und den Sockel der Kirche verbannte und die eigentliche Kirchhofsfläche "mit verschiedenen Arten Klee" besäte, so daß man "statt der holprigen Grabstätten einen bunten Teppich vor sich sah."¹⁷⁶ Daß sich der Neue Begräbnisplatz breiten öffentlichen Interesses erfreute, kann nicht verwundern: Das Fürstentum Anhalt-Dessau galt Ende des 18. Jahrhunderts auch weit jenseits der eigenen Landesgrenzen als aufgeklärter und innovationsfreudiger Kleinstaat.¹⁷⁷

Die neue Friedhofsästhetik mit ihrem geometrisch gezähmten Rasengrün wurde zwar als Ideal propagiert,¹⁷⁸ fand aber doch nur wenige konkrete Nachahmer. Als Ausnahmen werden in der Regel der Sadebecksche Friedhof in Reichenbach an der Eule und der Bremer Doventorsfriedhof genannt,¹⁷⁹ wo man mithilfe von Vorschriften der gepflegten Ordnung von Herrnhut und Dessau nacheiferte.¹⁸⁰ Resonanz fanden Herrnhut und

¹⁷³ Langenbach: *Ruhegärten*, 1987, S. 132. Zum Dessauer Neuen Begräbnisplatz siehe auch aus zeitgenössischer Sicht August Rode: *Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten in Dessau. Dessau 1795*, S. 143-155.

¹⁷⁴ Friedrich Hölderlins *Sämtliche Werke und Briefe in fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe* von Franz Zinkernagel. Vierter Band. Leipzig 1921, S. 221.

¹⁷⁵ Melchert: *Friedhofsordnungen*, 1929, S. 48-49.

¹⁷⁶ Johann Wolfgang Goethe: *Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman*. Frankfurt/M. 1972, S. 123.

¹⁷⁷ Siehe dazu allgemein Erhard Hirsch: *Dessau-Wörlitz*. München 1985, und ders.: *Experiment Fortschritt & praktizierte Aufklärung*. Dessau 1990.

¹⁷⁸ Melchert: *Friedhofsordnungen*, 1929, S. 55.

¹⁷⁹ Melchert: *Friedhofsordnungen*, 1929, S. 56-57.

¹⁸⁰ Herbert Melchert stellt dazu fest: "Charakteristisch ist an diesen Schöpfungen nicht nur das Regelmäßige des sich um einen Mittelpunkt lagernden Grundrisses, sondern vor allem auch die Zuhilfenahme der Friedhofsordnung zur Erreichung eines ästhetischen Eindrucks." Melchert: *Friedhofsordnungen*, 1929, S. 56. Vorschriften zur Größe und Gestaltung von Grabstätten und -denkmälern hatte es

Dessau auch insofern, als sie die Diskussion um Grabmäler anregten. In Hamburg wurden im späten 18. Jahrhundert aus aufgeklärten Kreisen die Setzung betont einfacher Leichensteine gefordert.¹⁸¹

Während das ordnend-ästhetische Element von Herrnhut und Dessau wenigstens, wie wir noch sehen werden, langfristig eine neue Traditionslinie einläutete, wurden die egalitären Tendenzen im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend überlagert: Ungeachtet der Forderung nach Reihengräbern für alle wurde nach und nach wieder dafür gesorgt, daß privilegierte Gesellschaftskreise auch einen bevorzugten Platz auf dem Friedhof erhielten, der sich in Lage und Gestaltung von den Reihengräbern deutlich unterschied.¹⁸² Der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis war offensichtlich: In Münster schrieb zwar ein Edikt vom 6. Mai 1808 das Begraben der Reihe nach und ohne Rücksicht auf Stand und Rang vor, erlaubte aber zugleich privilegierte Erbgrabstätten¹⁸³ und auf diesen auch besondere Grabdenkmäler.¹⁸⁴

Dieser Widerspruch war ja schon beim Dessauer Neuen Begräbnisplatz zutage getreten, indem parallel zum grabmallosen Innenraum eine Umfassungsmauer für nischenförmige, gemauerte Grabstätten errichtet wurde. Hier fanden unter anderem bevorrechtigte Familien ihre Ruhestätte, die Ersatz für ihre Grabgewölbe auf den alten Dessauer Gottesäckern forderten.¹⁸⁵

Auch andernorts wurde üblicherweise die Grundstruktur der Friedhöfe bestimmt von gewöhnlichen Reihengräbern einerseits und den besonderen, an der Mauer oder am Rand einzelner Gräberfelder liegenden Familiengräbern andererseits¹⁸⁶ - wir werden auf dieses Problem noch ausführlich zurückkommen.¹⁸⁷

beispielsweise schon für die zu Beginn des 16. Jahrhunderts eröffneten Friedhöfe St. Johannis und St. Rochus in Nürnberg gegeben. Diesen Reglementierungen verdanken sie auch ihr heute noch einheitliches Erscheinungsbild. Zu diesen beiden Friedhöfen allgemein Pilz: St. Johannis, 1984.

¹⁸¹ Kändler: Grabmale, 1989, S. 62-63. Mit Georg Heinrich Sieveking griff ein führender Hamburger Aufklärer 1791 dieses Thema auf. Zu Sieveking siehe Kopitzsch: Hamburg und Altona, 1990, S. 393-394.

¹⁸² Happe: Friedhöfe, 1991, S. 174.

¹⁸³ Zu diesem Begriff und anderen Unterscheidungen in der Grabstättenkultur siehe III.1.

¹⁸⁴ Dethlefs: Münster, 1991, S. 59. Und selbst das oben erwähnte radikale josephinische Hofdekret von 1784 hatte exklusive Bereiche an der Mauer zur Aufstellung von Grabdenkmälern vorgesehen.

¹⁸⁵ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 167.

¹⁸⁶ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 168.

¹⁸⁷ Siehe Kapitel III.1.

Letztlich also konnte sich das Gleichheitsideal nicht als Strukturmerkmal der um 1800 neuangelegten Friedhöfe durchsetzen. Im Gegenteil: Gerade die Aufteilung in Reihengräberfelder und privilegierte Bereiche wurde zum wichtigsten Charakteristikum damaliger und späterer Friedhöfe¹⁸⁸ und spiegelte damit die tatsächlichen gesellschaftlichen Machtverhältnisse wider.

Natürlich wirkte sich hier das Interesse der Friedhofsträger, seien es die Kirchen oder die Kommunen, an möglichst hohen Einnahmen aus. Auch auf den neuen Friedhöfen mußten bevorzugte Plätze teuer bezahlt werden. Vor allem den Kirchengemeinden flossen im 18. Jahrhundert durch den Verkauf von Erb- und Familienbegräbnissen erhebliche Gelder zu, die ihnen zu Wohlstand verhalfen. So hatten sie natürlich ein starkes Interesse daran, möglichst viel Friedhofsfläche als exklusiv zu deklarieren und entsprechend teuer zu verkaufen - die Kreuzberger Begräbnisplätze in Berlin bieten hier ein gutes Beispiel.¹⁸⁹ Immerhin: Auf diesem Weg gewannen die außerstädtischen Friedhöfe allmählich doch jenes gesellschaftliche Prestige, das ihnen in ihrer Anfangszeit versagt geblieben war. Nach und nach wurden sie auch vom städtischen Honoratiorenment akzeptiert.

In nicht unbedeutenden Einzelfällen, wie Berlin und Hamburg, hing dies auch mit Bemühungen um eine reichhaltige Bepflanzung zusammen. Die neuangelegten, geometrischen Friedhofsflächen in Berlin-Kreuzberg werden als durch "Pflanzungen strukturierte, 'grüne' Begräbnisplätze" bezeichnet.¹⁹⁰ Auch die Dammtor-Friedhöfe in Hamburg weisen bereits kurz nach ihrer Eröffnung eine überdurchschnittlich reichhaltige Bepflanzung auf.¹⁹¹ Wie also zuvor die Beispiele Herrnhut und Dessau schon andeuteten, wurden Friedhöfe allmählich doch zum Objekt gezielter, wenn auch keineswegs immer realisierter ästhetischer Überlegungen.

Diese Entwicklung stand im Kontext eines veränderten, ästhetisierten Verhältnisses zur Natur. In den Entwürfen einer aufgeklärt-bürgerlichen Gesellschaftsordnung fungierte

¹⁸⁸ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 174-175. Vor dem Hintergrund wachsender Raumnöte erhielten schließlich in der Folgezeit immer mehr Streifen auf dem Friedhofsgelände einen privilegierten Charakter - etwa an den Hauptwegen und den Rändern der Reihengräberfelder.

¹⁸⁹ Fischer: Entstehungsgeschichte, 1987, beispielsweise S. 25-27.

¹⁹⁰ Langenbach: Ruhegärten, 1987, S. 132-134.

¹⁹¹ Für die Hamburger Friedhöfe vor dem Dammtor siehe ausführlich und mit vielen Einzelbelegen Kändler: Grabmale, 1989, S. 77-89.

die Natur als "Fluchtraum"¹⁹². Sie wurde Ausdruck jenes idealen Konzeptes eines freien und gleichen, "humanen" Zusammenlebens im antiständisch-bürgerlichen Sinn,¹⁹³ das in der Realität nur allzu rasch auf Barrieren stieß. Natur wurde damit zum Schauplatz von Utopie.¹⁹⁴

Auserkoren zum Ort dieses "irdischen Elysiums"¹⁹⁵ wurde der Landschaftsgarten im englischen Stil¹⁹⁶ - in Deutschland mustergültig verkörpert durch den ab 1764

¹⁹² Wilfried Lipp: Natur - Geschichte - Denkmal. Zur Entstehung des Denkmalbewußtseins der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt/M., New York 1987, S. 19.

¹⁹³ Lipp: Denkmalbewußtsein, 1987, S. 252-253. Siehe auch Martin Warnke: Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, der sagt, daß "in die Naturerfahrung menschliche Erfahrung eingegangen ist". Ebd., S. 150.

¹⁹⁴ Wie sehr die Natur zum konstituierenden Merkmal von utopischen Friedhofs- und Bestattungsprojekten wird, werden die nachher angeführten Beispiele aus der Zeit der Französischen Revolution zeigen.

¹⁹⁵ Lipp: Denkmalbewußtsein, 1987, S. 55.

¹⁹⁶ Adrian von Buttlar: Der Landschaftsgarten. Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik. München 1980, S. 117-147; Derek Clifford: Geschichte der Gartenkunst. München 1966, S. 349-355; siehe auch immer noch die ausführliche Behandlung in Marie Luise Gothein: Geschichte der Gartenkunst. Zweiter Band. Von der Renaissance in Frankreich bis zur Gegenwart. Jena 1926 (Nachdruck München 1989), S. 363-412. Allerdings ist es simplifizierend, von "dem" englischen Landschaftsgarten zu sprechen. Es gab und gibt verschiedene Ansätze zur Kategorisierung; erwähnt sei unter anderem die Einteilung nach Walpole: der übliche Parkgarten (garden park), die Zierfarm (ornamental farm; im späten 18. Jahrhundert in Deutschland beispielhaft auf dem Vogtschen Mustergut in Flottbek [heute zu Hamburg] verwirklicht) und den freieren Wald- und Naturgarten; andere Einteilungen folgten dem Stimmungscharakter, Hirschfeld dagegen machte den gesellschaftlichen Stand der Besitzer zum Kriterium. Heutige Kunsthistoriker differenzieren chronologisch in den naturalistischen, den vorromantisch-sentimentalen, den klassischen und den romantischen Gartenstil (nach Buttlar: Landschaftsgarten, 1980, S. 17). Beispiele für die "Englische Schule" in Geoffrey Jellicoe/Susan Jellicoe: Die Geschichte der Landschaft. Frankfurt/M., New York 1988, 232-247. Zur Rezeption des englischen Landschaftsgartens siehe auch Siegmund Gerndt: Idealisierte Natur. Die literarische Kontroverse um den Landschaftsgarten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Deutschland. Stuttgart 1981. Bereits 1789 beschloß der bayrische Kurfürst Karl Theodor die Errichtung eines öffentlichen Landschaftsgartens in München. Seit 1804 wurde aus diesen Plänen unter Verantwortung von Friedrich Ludwig von Sckell der bekannte Englische Garten. Clifford: Gartenkunst, 1966, S. 406.

angelegten Wörlitzer Park bei Dessau.¹⁹⁷ Dabei wurde die Natur nicht mehr, wie noch in der französischen Schloßgartenkunst eines André LeNotre,¹⁹⁸ von den zugehörigen Bauten bestimmt: "Der Garten, die Natur diktieren jetzt der Architektur ihr Gesetz und nicht mehr umgekehrt."¹⁹⁹

Später wurden auch Begräbnisplätze in diese neue gartenkünstlerische Perspektive einbezogen (zu deren Kontext im übrigen ein neues Freizeitverständnis²⁰⁰ ebenso gehört wie eine antithetische Sehnsucht nach unberührter Natur angesichts offensichtlicher hygienischer Mißstände in den Städten²⁰¹). In seiner mehrbändigen, 1779-85 erschienenen "Theorie der Gartenkunst" widmete der Kieler Philosophieprofessor Christian Cay Lorenz Hirschfeld dem Friedhof eigene Abschnitte.²⁰² Hirschfeld konzipierte in dem Werk, das den "ersten großangelegten Ordnungsversuch"²⁰³ für die Landschaftsgartenkunst bedeutete, den Friedhof als Parklandschaft nach englischem Muster.²⁰⁴ Der Gartentheoretiker engagierte sich an seiner Wirkungsstätte Kiel auch für die Verlegung der Begräbnisplätze und forderte ihre Ausgestaltung als Park.²⁰⁵

Vorläufig blieb dies jedoch Theorie, in Kiel wie anderswo. Zwar fand Hirschfelds Werk insgesamt starke Beachtung, aber im allgemeinen waren, wie gesagt, Friedhöfe um 1800 nicht parkähnlich gestaltet.²⁰⁶ Auch der Dessauer Neue Begräbnisplatz entsprach ja

¹⁹⁷ Dazu Norbert Eisold: Das Dessau-Wörlitzer Gartenreich. Der Traum von der Vernunft. Köln 1993.

¹⁹⁸ Zur Gartenkunst der Frühen Neuzeit allgemein Wilfried Hansmann: Gartenkunst der Renaissance und des Barock. Köln 1983.

¹⁹⁹ Wolfgang Schepers: Zu den Anfängen des Stilpluralismus im Landschaftsgarten und dessen theoretischer Begründung in Deutschland. In: Michael Brix/Monika Steinhauser (Hg.): Geschichte allein ist zeitgemäß. Historismus in Deutschland. Gießen 1978, S. 73-92, hier S. 74.

²⁰⁰ Wolfgang Nahrstedt: Die Entstehung der Freizeit. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. Göttingen 1972, S. 33 und S. 142-156.

²⁰¹ Corbin: Pesthauch, 1984, S. 110-115.

²⁰² Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst. Fünf Bände. Leipzig 1779-1785 (Nachdruck in zwei Bänden Hildesheim/New York 1973). Zu Hirschfeld siehe Wolfgang Kehn: Christian Cay Lorenz Hirschfeld. 1742-1792. Eine Biographie. Worms 1992.

²⁰³ Zur Bedeutung Hirschfelds siehe Alfred Hoffmann: Der Landschaftsgarten. Hamburg 1963, S. 108-109 (Zitat S. 108).

²⁰⁴ Alfred Hoffmann stellte für Hirschfelds Gartentheorie fest, daß das Bewegen von "Einbildungskraft und Empfindung des Betrachters zur eigentlichen Bestimmung" der Anlagen wurde. Hoffmann: Landschaftsgarten, 1963, S. 112.

²⁰⁵ Kehn: Hirschfeld, 1992, S. 111.

²⁰⁶ Allgemein dazu Richter: Erscheinungsbild, 1984, S. 140; Happe: Park, 1989. Siehe dazu unten, II.1., wo dieses Problem wieder aufgegriffen wird.

gerade nicht dem Prinzip des englischen Landschaftsgartens, obwohl sich mit dem Wörlitzer Park ein klassisches Beispiel in nächster Umgebung befand und beide Anlagen im Auftrag desselben Landesherren, Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, eingerichtet wurden.²⁰⁷ Und in München blieben die 1789 einsetzenden Bemühungen um die Anlage eines Landschaftsgartens (späterer Englischer Garten)²⁰⁸ ohne erkennbaren Einfluß auf die Gestaltung des Alten Südfriedhofs.

Diese um 1800 bestehende erhebliche Lücke zwischen Theorie und Praxis in der Friedhofsgestaltung ist symptomatisch, wenn man die soziale Funktion des landschaftlichen Stils folgendermaßen definiert: "Der Landschaftsgarten ist gerade durch die Abwesenheit öffentlich repräsentativer Zwänge gekennzeichnet; er fungiert als Gegenbild, in dem sich nicht nur der Besitzer, sondern auch der Besucher als Privatmann erleben und mitteilen will."²⁰⁹ Demgegenüber waren Friedhöfe in der Regel viel stärker eingebunden entweder in den Machtbereich der Kirchen oder in den der weltlichen Obrigkeiten. Gerade letzteren mußte ein privat-gesellschaftlicher Entwurf suspekt erscheinen, der die "Abwesenheit öffentlich repräsentativer Zwänge" beinhaltete.²¹⁰ Die Übertragung der Idee des Landschaftsgartens auf den Friedhof hätte ja den massiven Einbruch des Privaten gerade in einen Bereich bedeutet, der sich zum Objekt absolutistischer Reformpolitik mit ihren sozialdisziplinierenden Tendenzen entwickelt hatte.²¹¹

²⁰⁷ An der Seite des aufgeklärten Dessauer Fürsten stand mit Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff ein bedeutender frühklassizistischer Architekt. Zu Erdmannsdorff siehe Hans-Joachim Kadatz: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff. Wegbereiter des deutschen Frühklassizismus in Anhalt-Dessau. Berlin (DDR) 1986; Ralf-Torsten Speler: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff. Begründer der klassizistischen Baukunst in Deutschland. Diss. Halle/Saale 1982. Erdmannsdorff war beim Park Wörlitz allerdings vor allem durch seine Bauten beteiligt, die gartenkünstlerischen Planungen lagen in anderer Hand.

²⁰⁸ Siehe dazu Clifford: Gartenkunst, 1966, S. 406. Der später mit der Fortführung der Arbeiten am Englischen Garten beauftragte Friedrich Ludwig von Sckell legte 1800 einen dann nicht verwirklichten Friedhofsentwurf für Mannheim vor, der Elemente des englischen Stils aufwies - siehe dazu Kap. II.1.

²⁰⁹ Schepers: Landschaftsgarten, 1978, S. 77.

²¹⁰ Zum Gegensatz von Öffentlichem und Privatem: Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt, Neuwied 1981 (12. Aufl.), unter anderem Kap. II, S. 42-75.

²¹¹ Selbst Hirschfeld rubrizierte seine Friedhofsgärten unter den funktionalen Anlagen; Hoffmann: Landschaftsgarten, 1963, S. 136.

Natürlich standen einer weitergehenden landschaftsgärtnerischen Gestaltung auch die entsprechenden Kosten entgegen. Umgekehrt allerdings hätten, wie wir sahen, die außerstädtischen Friedhöfe entsprechend an Attraktivität gewonnen und die Grabstätten teurer vergeben werden können - ein Grundsatz, der erst im 19. Jahrhundert systematisch befolgt werden sollte. Bleibt noch der Verweis auf die hygienischen Gründe: Ein "freier Durchzug der Winde" war, wie bereits erwähnt, den Reformern angesichts der verbreiteten Furcht vor Verwesungsdünsten häufig wichtiger als alle gartenästhetischen Fragen.²¹²

So spiegelt die zumeist geometrische Struktur der Friedhofsanlagen um 1800 zwar den Durchbruch einer bürgerlich-aufgeklärten Ordnung wider, aber symptomatischerweise waren es eher gezügelte-rationalistische Elemente als die freieren Formen des Landschaftsgartens, die bis auf weiteres das Erscheinungsbild der Friedhöfe prägten.

Diese Feststellung mag für eine Zeit verwundern, die auch als Ära bürgerlicher Empfindsamkeit gilt,²¹³ aber offensichtlich wirkte sich die auf deutsche Schriftsteller wie Klopstock und die Vertreter des Sturm und Drang so einflußreiche melancholische Todeslyrik eines Edward Young²¹⁴ in der Praxis der Friedhofsgestaltung weit weniger aus als die spezifische Rationalität bürokratischer Reformpolitik. Noch blieb die Grabstätte in vermeintlich natürlicher Landschaft ein nur in Einzelfällen realisiertes, dann allerdings auch zum bürgerlichen "Wallfahrtsort" stilisiertes Ideal - wie das Beispiel der Klopstock-Grabstätte in Ottensen bei Altona zeigt.²¹⁵ Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts sollten dann Elemente des englischen Landschaftsgartens eine Leitfunktion in der Friedhofsästhetik erhalten.²¹⁶

Insgesamt also prägten materielle und ideelle Faktoren im Wechselspiel das Erscheinungsbild der Friedhöfe um 1800: Ästhetische Aspekte trafen auf hygienische

²¹² Happe: Gottesäcker, 1987, S. 226.

²¹³ Renate Krüger: Das Zeitalter der Empfindsamkeit. Kunst und Kultur des späten 18. Jahrhunderts in Deutschland. Leipzig 1972; Gerhard Sauder: Empfindsamkeit. Band I: Voraussetzungen und Elemente. Stuttgart 1974; ders.: "Bürgerliche" Empfindsamkeit? In: Vierhaus (Hg.): Bürgerlichkeit, 1981, S. 149-164.

²¹⁴ Edward Young's Nachtgedanken. Ins Deutsche übertragen von Elise von Hohenhausen. Cassel 1844. Das Original erschien 1742-45, die erste deutsche Ausgabe 1760/1761.

²¹⁵ Kändler: Grabmale, 1989, S. 48-51. Siehe dazu auch die Erläuterungen oben, Anmerkung 35. Zur Geschichte der Klopstock-Grabstätte siehe zusammenfassend Barbara Leisner/Norbert Fischer: Der Friedhofsführer. Spaziergänge zu bekannten und unbekannten Gräbern in Hamburg und Umgebung. Hamburg 1994, S. 9-14.

²¹⁶ Siehe dazu Kap. II.1.

Forderungen, das egalitäre Ideal der für alle gleichen Grabsteine kontrastierte mit sozialem Prestigedenken und dem Interesse an hohen Gebühreneinnahmen. Die geometrische Raumaufteilung mit ihren schnurgeraden Achsen wurde also, entsprechend dem neuen emanzipatorischen Natur- und Stadtverständnis und auch der Architektur des Klassizismus,²¹⁷ wenigstens in einigen bedeutenden Einzelfällen unterstützt von einer gezielt inszenierten Vegetation.

Kehren wir noch einmal zurück zur Ebene des Idealen. Es gab zeitgenössische Friedhofsentwürfe, die in ihren utopischen Zügen weit über ihre Zeit hinauswiesen. Aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind aus Deutschland, vor allem aber aus Frankreich Ideen und Projekte bekannt, deren Realisierung den Umgang mit Toten rigoros verändert hätte. Sie sollen hier als Beispiele für die dynamische Wirkung von Aufklärung und Revolution im Bestattungswesen kurz skizziert werden, auch weil sie mit einzelnen Elementen auf künftige Entwicklungen, wie die Feuerbestattung, verweisen.

Im Jahr 1778 veröffentlichte der Jenaer Philosophieprofessor Justus Christian Hennings in einem mehrere Abhandlungen umfassenden Sammelwerk²¹⁸ einen Beitrag unter dem Titel "Von dem Fehlerhaften bey den Begräbnissen, sowohl überhaupt als auch besonders in Hinsicht auf die Auferstehung der Leiber".²¹⁹ Hennings wandte sich darin gegen "alles Gepränge und die Ausstellung der Toden" und forderte ein Verbot desselbigen; er sprach sich gegen "Kirchengewölbe" und "Todtengrüfte" aus und wünschte sich "Gottesäcker an einsame und von den Wohnungen der Menschen entfernte Oerter ... mit wohlriechenden Kräutern und Gebüsch eingeschlossen und besezzet".²²⁰ Hennings hielt alles die Verwesung Befördernde für "Veredelung", Gewölbebestattungen hingegen für Mißbrauch. Als eine rationale, der Zeit angemessene Bestattungsart sah er die Totenverbrennung an.²²¹ Dieser Rekurs auf die Antike verweist auch auf die Emanzipation von christlichen Traditionen. Vorschläge zur Wiedereinführung der Feuerbestattung machte 1792 auch der in Hamburg wirkende Kaufmann, Pädagoge und Sozialutopist Franz Heinrich Ziegenhagen.²²²

²¹⁷ Dolgner: Klassizismus, 1991, S. 16.

²¹⁸ Der Titel dieses Werks lautete: "Verjährete Vorurteile in verschiedenen Abhandlungen bestritten". Siehe Wilhelm Messerer: Zu extremen Gedanken über Bestattung und Grabmal um 1800. In: Probleme der Kunstwissenschaft. Band I: Kunstgeschichte und Kunsttheorie im 19. Jahrhundert. Berlin 1963, S. 172-195, hier S. 173.

²¹⁹ Vgl. dazu Messerer: Gedanken, 1963, S. 173.

²²⁰ Nach Messerer: Gedanken, 1963, S. 173.

²²¹ Nach Messerer: Gedanken, 1963, S. 173.

²²² Kopitzsch: Hamburg und Altona, 1990, S. 702.

Noch radikaler muten utopische Entwürfe aus Frankreich an.²²³ Zu den spektakulärsten Beispielen gehört das aus dem Jahr 1796 stammende Projekt des Architekten Pierre Giraud, der für Paris eine zentrale "fabrikartige Bestattungsanlage"²²⁴ vorsah mit einer Pyramide als Mittelpunkt eines runden Landschaftsparks, der von Arkaden umlaufen wird.²²⁵ Mithilfe der sogenannten Vitrifikation - einem seit dem 17. Jahrhundert bekannten chemischen Verfahren - sollten die Gebeine im Inneren der Pyramide in eine feste glasartige Substanz umgewandelt werden.²²⁶ Individuelle Grabmäler entfielen, die Pyramide war das gemeinsame monumentale Erinnerungszeichen.²²⁷

Diese Versuche, alternative Ausdrucksformen zu schaffen, waren und blieben Utopie. Festzuhalten aber ist: Allein der Wunsch nach einer neuen, wie auch immer geformten Ästhetik von Begräbnisplätzen ist ein wichtiger Hinweis auf die Bedeutung, die der Umgang mit Toten im Bewußtsein der Zeitgenossen erlangte. Künftig wurde, wie in Münster 1817 sogar von administrativer Seite,²²⁸ immer stärker das schlechte Erscheinungsbild der vor den Stadttoren angelegten Friedhöfe angeprangert. Und doch sollte erst knapp hundert Jahre nach Erscheinen von Hirschfelds "Theorie der Gartenkunst" mit dem Hamburger Zentralfriedhof Ohlsdorf ein bedeutender städtischer Begräbnisplatz vollständig als landschaftliches Gesamtkunstwerk gestaltet werden.²²⁹

²²³ James S. Curl berichtet über die Sepulkralkultur jener Zeit in Frankreich: "In the last quarter of the eighteenth century, many French architects had produced monumental schemes for cenotaphs, mausolea, tombs, cemeteries, and memorials. The Neoclassical period was particularly fruitful in the development of funerary art, and architects followed French precedent in producing imaginative designs." Curl: *Celebration*, 1980, S. 156.

²²⁴ Harten/Harten: *Versöhnung*, 1989, S. 198.

²²⁵ Etlin: *Architecture*, 1987, S. 255-257; Harten/Harten: *Versöhnung*, 1989, S. 198.

²²⁶ Harten/Harten: *Versöhnung*, 1989, S. 197; Etlin: *Architecture*, 1987, S. 255.

²²⁷ Harten/Harten: *Versöhnung*, 1989, S. 199. Die von Giraud vorgeschlagene Vitrifikation verwandelt den Körper in eine unzerstörbare Substanz: Das Glas ist im erkalteten Zustand dauerhaft und nicht mehr formbar. Aber die revolutionäre "menschliche Tugendgemeinschaft" der Toten soll nicht für alle zu haben sein: Die Leichen von Kriminellen werden in einem Kessel verbrannt, ihre Asche anschließend verscharrt. Harten/Harten: *Versöhnung*, 1989, S. 200.

²²⁸ Silvia Backs: Die münsterischen Begräbnisplätze von der karolingischen Zeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. In: *Alte Friedhöfe in Münster. Geschichte - Kunstgeschichte*. Münster 1987, S. 29-34, hier S. 33.

²²⁹ Siehe Kap. II.2.

4. Materialisierte Emotionen:

Klassizistische Grabmalkultur um 1800

Die hygienisch motivierte Verlegungswelle ließ mit den vor den Toren der Städte angelegten Friedhöfen einen Freiraum, ja, geradezu eine "Spielwiese" für die Entfaltung einer neuen Grabmalkultur entstehen, wie sie dem wachsenden Selbstbewußtsein einer aufgeklärt-emanzipatorischen Elite entsprach.²³⁰ Die von der Kirche als Bezugspunkt "befreiten" Begräbnisplätze wurden, wie dargestellt, auf neue Weise zu einem gesellschaftlich relevanten Ort. Dies geschah nicht abrupt - und wir werden in den folgenden Kapiteln diesen Prozeß weiter verfolgen -, aber in der Zeit um 1800 wurden die entscheidenden Fundamente gelegt.²³¹

Korrespondierend zu diesem Prozeß entstand jene neue, emotionsgetönte Grabmalkultur,²³² die in der Formensprache des Klassizismus einer veränderten Einstellung zum Tod ihren ästhetischen Ausdruck verlieh. Dabei läuteten die für die außerstädtischen Friedhöfe entworfenen Sepulkralplastiken eine Entwicklung ein, "... die das Grabdenkmal zu einer eigenständigen Gattung von hohem kulturgeschichtlichem Rang machte."²³³

²³⁰ Jacques Choron zufolge - das sei hier nebenbei vermerkt - gab es wohl kaum eine Zeitspanne in der Geschichte, die sich derartig intensiv mit dem Problem beschäftigte, was nach dem Tod folgt, wie das 18. Jahrhundert als Epoche von Aufklärung und Rationalismus (Choron: Tod, 1967, S. 138).

²³¹ Als knappen zusammenfassenden Überblick zu Grabmälern vor 1800 siehe unter anderem Horst Claussen: Zur Geschichte des Grabmals in Deutschland bis um 1800. In: Friedhof und Denkmal 34, 1989, Nr. 6, S. 90-101.

²³² Allerdings stößt bereits die Definition des Begriffs "Grabmal" - und dieses soll hier zunächst einmal als eine wichtige Ausdrucksform des im Einleitungskapitel bereits erläuterten Begriffs "Sepulkralkultur" betrachtet werden - auf Schwierigkeiten. Peter Bloch zufolge bilden Grabmäler "... eine eigene Gattung zwischen religiösem Genre und Denkmal ..., in denen sich christliche Auferstehungshoffnung, Verewigung der Person, Abschiedsschmerz und Trost in merkwürdiger Weise vermischen"; Peter Bloch: Umriß einer Geschichte der Berliner Bildhauerei vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Abdankung Wilhelm II. In: Ders./Waldemar Grzimek: Das klassische Berlin. Die Berliner Bildhauerschule im neunzehnten Jahrhundert. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1978, S. 21-346, hier S. 235.

²³³ Sibylle Einholz: Was der Nachwelt bleibt - Einblicke in die Berliner Sepulkralplastik. In: Peter Bloch/Sibylle Einholz/Jutta von Simson (Hg.): Ethos und Pathos. Die

Zweifellos hatte auch die Bestattung in und um die Kirche, hatten auch die nach der Reformation verlegten Begräbnisplätze repräsentative Funktionen erfüllt, dabei aber noch im Zeichen christlichen Glaubens gestanden. Nun gerieten christliche Vorstellungen zunehmend ins Abseits angesichts eines gesellschaftlichen Kontextes, der die Emanzipation von alten Fesseln suchte und nach Ausdrucksformen verlangte, die nicht von theologischen Dogmen geprägt waren. Dabei wurden bestehende frömmigkeitsgeschichtliche und ikonographische Traditionen unterbrochen (sie sollten erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wieder auftauchen - unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen und dann als historisches Zitat).²³⁴

Die neue Formensprache beruhte auf der Rezeption antiker Ästhetik.²³⁵ Von großer Bedeutung war dabei eine Schrift Gotthold Ephraim Lessings, die 1769 unter dem Titel "Wie die Alten den Tod gebildet" veröffentlicht wurde²³⁶ - also kurz nach Winckelmanns für den Klassizismus so einflußreichem Werk "Geschichte der Kunst des Altertums".²³⁷ Lessing wandte sich darin gegen die in der Grabmalkunst des Barock dargestellten "Schrecken" des Todes.²³⁸ Die ikonographische Analyse²³⁹ mit allgemeinen

Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Berlin 1990, S. 257-280, hier S. 257.

²³⁴ Peter Bloch: Der Tod aus der Sicht der Hinterbliebenen. In: Wie die Alten, 1979, S. 27-36, hier S. 27; Bloch: Umriß, 1978, S. 237.

²³⁵ Siehe auch allgemein architekturgeschichtlich Dolgner: Klassizismus, 1991.

²³⁶ Gotthold Ephraim Lessing: Wie die Alten den Tod gebildet. In: Lessings Werke. Vollständige Ausgabe in 25 Teilen. Hg. von Julius Petersen und Waldemar von Olshausen. 17. Teil. Schriften zur antiken Kunstgeschichte. Hg. von Alfred Schöne. Berlin u.a. 1925, S. 309-357. Zu dieser Schrift siehe die Studie von Britta L. Behm: Vom "scheußliche[n] Gerippe" zum "Zwillingsbruder des Schlafes" - Die Propagierung eines neuen Todesbildes als Mittel bürgerlicher Emanzipation im 18. Jahrhundert. Maschinenschriftl. Staatsexamensarbeit. Hamburg 1994; zu Lessings Werk und Wirken: Wilfried Barner u.a.: Lessing. Epoche - Werk - Wirkung. München 1981 (4. Aufl.).

²³⁷ Von zentraler Bedeutung für das Schönheitsideal der deutschen Klassik allgemein wurde der Archäologe und Kunstgelehrte Johann Joachim Winckelmann (1717-1768), dessen genanntes Hauptwerk 1764 erschien.

²³⁸ Zum barocken Bild des Todes siehe unter anderem Hüppi: Grabstätten, 1968, S. 301-305; Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert: Der triumphierende und der besiegte Tod in der Wort- und Bildkunst des Barock. Berlin, New York 1975. Zu einem weiteren Aspekt barocker Sepulkralkultur siehe Norbert Bolin: Sterben ist mein Gewinn. Ein Beitrag zur evangelischen Funeralkomposition der deutschen Sepulkralkultur des Barock. 1550-1750. Kassel 1989.

Aussagen zur Ästhetik verknüpfend, entdeckte er in den Kunstwerken der Antike die Auffassung vom Tod als "Zwillingsbruder des Schlafes".²⁴⁰ Im Rückgriff auf antike Vorstellungen wurde der Bruch mit barocken Auffassungen vom Tod also auch kunsttheoretisch fundamentiert. Die Verkörperung dieses "schönen" Todes fand Lessing in der Figur des Todesgenius, die er aus antiken Darstellungen herauslas.²⁴¹

Lessings Interpretation hielt zwar späteren kunsthistorischen Nachprüfungen nicht stand²⁴², aber die Erfindung des Todesgenius erwies sich als ein "produktives Mißverständnis": "Lessings 'Wahnbild' muß dem tiefen Bedürfnis nach einer Darstellung entsprochen haben, die Trauer und Reflexivität, *memento mori* und gleichzeitige Erlösung vom Schrecken und der Gewaltsamkeit des Todes vereinigte."²⁴³

Goethe schloß sich der Auffassung vom "schönen Tod" an, und auch Johann Gottfried Herder griff die Gedanken Lessings auf. Herder jedoch folgte nicht dessen "heidnischer" Einstellung, sondern gab dem Verständnis des Todes als Schlaf eine allgemeinmenschlich-christliche Deutung.²⁴⁴

²³⁹ Zu den den kunsthistorischen Begriffen Ikonographie bzw. Ikonologie siehe Ekkehard Kaemmerling (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Band 1: Ikonographie und Ikonologie. Köln 1987 (4. Aufl.).

²⁴⁰ Lessing: Alten, 1925, S. 314. Siehe auch Barbara Naumann: "Wie die Alten den Tod gebildet". Lessings produktives Mißverständnis der Todesgenien im Streit um das Bild des heiteren Todes. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 205-214, hier S. 206.

²⁴¹ Naumann: Todesgenien, 1987, S. 207. Dazu auch Jörgen B. Hartmann: Die Genien des Lebens und des Todes. Zur Sepulkralikonographie des Klassizismus. In: Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte 1969, S. 9-38.

²⁴² Die von ihm als Todesgenien klassifizierten Figuren, die für ihn die antike Ästhetik des Todes verkörperten, erwiesen sich in der späteren ikonographischen Analyse als Erosen. Vgl. Naumann: Todesgenien, 1987, S. 211-212, und Hartmann: Genien, 1969, S. 24-26, die beide auf die Forschungen von Hans Peter l'Orange zurückgreifen.

²⁴³ Naumann: Todesgenien, 1987, S. 212.

²⁴⁴ Naumann: Todesgenien, 1987, S. 208-210. Lessing, Herder und Goethe konnten, wie andere Zeitgenossen auch, bei ihrer Rezeption der Antike auf Anschauungsmaterial verschiedener Provenienz zurückgreifen. Über die mehr oder weniger gut erhaltenen antiken Bauten, über Stichwerke, Veduten, Reiseskizzenbücher oder andere Publikationen hinaus wurden ihre Vorstellungen von antiker Sepulkralkultur beispielsweise von den Ausgrabungsfunden in Pompeji direkt geprägt. Helke Kammerer-Grothaus: Antikenrezeption und Grabkunst. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 125-136, hier S. 125 und S. 129-132.

Unabhängig von individuellen Auslegungen wirkte sich die Antikenrezeption entscheidend auf die Sepulkralkultur aus. Wenn auch im späten 18. Jahrhundert die Tradition barocker Emblematik und Allegorik zweifellos noch weiterbestand²⁴⁵, so wurde doch der Kanon der Grabmalkultur, der sich in der Zeit zwischen 1785 und 1820/30 entfaltete, immer mehr von klassizistischen Formen geprägt²⁴⁶. Signifikantes Zeichen der Neuorientierung ist die in der Mitte des 18. Jahrhunderts festzustellende Verbannung des Skeletts aus dem Repertoire der Todesbilder.²⁴⁷ Positiv gewendet, sind es vor allem vier bildliche Motive, die den Wandel verkörpern: Tod und Schlaf als Geschwister, das Hinscheiden des Toten ("Entschlafenen"), die Trauer der Hinterbliebenen, der Abschied des Toten von den Lebenden.²⁴⁸ Dabei war die Sepulkralkunst keine Außenseiterbeschäftigung - Künstler wie Gottfried Schadow, Hauptrepräsentant der frühen Berliner Bildhauerschule²⁴⁹ und des deutschen Klassizismus, setzten hier Orientierungspunkte.²⁵⁰

²⁴⁵ So für Göttingen Döring: 18. Jahrhundert, S. 152.

²⁴⁶ Paul Arthur Memmesheimer: Das klassizistische Grabmal. Eine Typologie. Diss. Bonn 1969, S. 8-9, der diese Epochenbegrenzung vorschlägt. In der Zeit um 1785 entstanden zwei bedeutsame Grabmäler, die als klassizistisch gelten können: das Grab für König Friedrich V. von Johannes Wiedewelt und das Grab für Papst Clemens XIV. von Antonio Canova. Das Ende der reinen klassizistischen Grabmalkunst setzt Memmesheimer für die Zeit zwischen 1820 und 1830 an, "... wo die Monumente in zunehmenden Maße mit neugotischen und neuromanischen Elementen des "Christlichen Stils" vermischt werden und ihren klassizistischen Charakter weitgehend verlieren." (Ebd.)

²⁴⁷ David Irwin: Sentiment and Antiquity: European Tombs, 1750-1830. In: Joachim Whaley (Hg.): Mirrors of Mortality. Studies in the Social History of Death. London 1981, S. 131-153, hier S. 141-143. Wörtlich heißt es in seiner ganz Europa betreffenden Untersuchung unter anderem: "Although some of the iconography in the second half of the century is not new, the mood is a fresh one, clearly revealed in the almost total absence of skeletons of Death and of the deceased on tombs in the second half of the eighteenth century onwards." Ebd., S. 141

²⁴⁸ Peter Bloch: Der Tod aus der Sicht der Hinterbliebenen. In: Wie die Alten, 1979, S. 27-36, hier S. 28.

²⁴⁹ Zu Schadow siehe Ulrike Krenzlin: Johann Gottfried Schadow. Stuttgart 1990; Götz Eckardt: Johann Gottfried Schadow. 1764-1850. Der Bildhauer. Leipzig 1990. Zur Berliner Bildhauerschule siehe auch Kap. III.2. Grabmäler spielten, wie wir noch sehen werden, in der Berliner Bildhauerschule eine nicht unwesentliche Rolle; in seinen unter dem Titel "Kunstwerke und Kunstansichten" 1849 erschienenen Lebenserinnerungen berichtet Schadow für das Jahr 1805, "... wie in der Werkstatt mehrere Grabmäler in Arbeit waren als Sarkophage oder Urnen". Johann Gottfried Schadow: Kunstwerke und Kunstansichten. Ein Quellenwerk zur Berliner Kunst- und Kulturgeschichte zwischen 1780 und 1845. Kommentierte Neuausgabe der Veröffentlichung von

Begeben wir uns nun auf die Friedhöfe: Das Grabmal übte in der Zeit um 1800 eine wichtige Funktion im bürgerlichen Selbstverständnis aus.²⁵¹ Der von seinem streng christlichen Kontext befreite Tod hatte sich seit der Reformation immer mehr zu einer Angelegenheit der Hinterbliebenen entwickelt.²⁵² Die erinnernde Nachwelt wurde zum Publikum für die friedhofsbezogene Sepulkralkultur - ein Aspekt, der von zentraler Bedeutung für die gesellschaftliche Funktion der außerstädtischen Begräbnisplätze geworden war. Wie schon das öffentliche Denkmal,²⁵³ wurde auch das Grabmal zum

1849. Hg. von Götz Eckardt. Drei Bände. Berlin 1987, hier Band 1, S. 70.

²⁵⁰ Schadows Grabmal für den Prinzen von der Mark (1790) zählt zu den Hauptwerken klassizistischer europäischer Grabmalkunst. Sibylle Einholz: Die Berliner Bildhauerschule und die Kreuzberger Friedhöfe. In: Fischer/Schein: Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 106; Bloch: Tod, 1979, S. 29. Über dieses frühe Meisterwerk des Berliner Klassizisten heißt es: "Es bringt ein heidnisches, der Antike entlehntes Todesverständnis in den Prozeß der Kunst ein und stellt sich damit in bewußten Gegensatz zur christlichen Auffassung." (Henning Müller: Denkmalstil und Menschenbild im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 14, 1979, S. 241-269, hier S. 243). - Einer der Künstler, der am häufigsten im Rahmen dieser ja nicht auf Deutschland beschränkten Entwicklung genannt wird, ist Antonio Canova (1757-1822), einflußreicher Hauptvertreter des italienischen Klassizismus. Angelika Gause-Reinhold bündelt die innovative Aussage von Canovas um 1800 entstandenem Grabmal für Erzherzogin Marie Christine ein in den allgemeinen Umschwung jener Zeit, wenn sie schreibt: "Der in sepulkralen Denkmälern des Barock dominierende Gehalt von Apotheose und ewiger Glückseligkeit des Verstorbenen wird abgelöst durch das ewige Andenken an den Verstorbenen in jedem Betrachter sowie dessen Meditation über Tod im besonderen und allgemeinen, wenn möglich gefolgt von einer Läuterung zu höherer Moral. Bei diesen neuen Inhalten ist der ehemals mit pathetischer Gewißheit herrschende Gedanke der eigenen Unsterblichkeit ersetzt durch das Fortleben in der Erinnerung der Nachwelt." Angelika Gause-Reinhold: Das Christinen-Denkmal von Antonio Canova und der Wandel in der Todesauffassung um 1800. Frankfurt/M., Bern, New York 1990, S. 78-79. Gause-Reinhold bezeichnet daneben die rationalen, auf den "Betrachter als geistig aktives Individuum" bezogenen Inhalte, die die christlichen verdrängen, als Ausdruck einer "das freie Individuum propagierende[n], agnostische[n], weltlich-moralische[n] Aufklärerideologie der Französischen Revolution." (Gause-Reinhold: Canova, 1990, S. 136-137).

²⁵¹ Karl Arndt: Denkmal und Grabmal. Notizen zur Entwicklung seit dem Klassizismus. In: Wie die Alten, 1979, S. 17-26, hier S. 19.

²⁵² Bloch: Tod, 1979, S. 28.

²⁵³ Siehe zum Vergleich Lipp: Denkmalbewußtsein, 1987, S. 20 sowie passim.

"Spiegel eines Menschenbildes", das von Idealismus, Humanismus und bürgerlicher Emanzipation geprägt war.²⁵⁴ Darüber hinaus diente es der Präsentation eines neuen, über die individuelle Lebensleistung gewonnenen bürgerlichen Selbstbewußtseins.²⁵⁵

Formgeschichtlich ist allen klassizistischen Grabmälern ein Kompositionsprinzip gemeinsam, daß aus der römischen und griechischen Formsprache herrührt, aber auch Einflüsse der französischen Revolutionsarchitektur aufweist.²⁵⁶ Beherrschende Funktion kommt dem tektonischen Aufbau zu: Das klassizistische Grabmal wird durch "klare, blockhafte" Formen geprägt.²⁵⁷ Die Architektur größerer Grabdenkmäler zeigt "... kubische Bauglieder, die antiken Einzelformen entlehnt, oft ins Monumentale gesteigert, unverschliffen blockhaft zusammengesetzt werden und höchst sparsame Ornamentik aufweisen."²⁵⁸ Zu den geläufigsten Typen zählen dabei Urnen, Obelisk, klassische Stelen, Cippus und Figurenstandbild. Die sie schmückenden Symbole, wie Fackeln, Mohnkapseln, Blumenmotive, Schlange und Schmetterling, interpretieren den Tod als Schlaf, sanftes Entschlummern oder verlöschendes Leben.²⁵⁹

Zu den Grabmalformen, die im Umfeld der Aufklärung und im Rückgriff auf die Antike aufkamen, zählt im übrigen auch das Mausoleum - in seiner Mischform von Denkmal und Gebäude die größte Grabmalform überhaupt.²⁶⁰ Ebenso wie die oben beschriebenen Formen übte das Mausoleum im 18. Jahrhundert die Funktion eines Antikenzitats aus, zeichenhaft bereichert etwa um Urnen und Trauerfiguren.²⁶¹ Gerade für die Zeit des späten 18. Jahrhunderts läßt sich in Europa eine relativ große Zahl einzelner Mausoleumbauten belegen, die - nicht auf Friedhöfen errichtet, sondern in Garten- und Parklandschaften - elitäre Zeugnisse eines subjektiv-verinnerlichten Todesbewußtseins waren.²⁶²

²⁵⁴ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 257.

²⁵⁵ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 257.

²⁵⁶ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 183.

²⁵⁷ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 183.

²⁵⁸ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 183.

²⁵⁹ Siehe dazu Claudia Keil: Das klassizistische und romantische Grabmal - Gehalt und Umfeld. Eine exemplarische Untersuchung im südhessischen Raum. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Frankfurt/M. 1990, S. 199.

²⁶⁰ Bernd Evers: Mausoleen des 17.-19. Jahrhunderts. Diss. Tübingen 1983, S. 3. Die Bezeichnung leitet sich vom monumentalen Grabbau für den karischen Herrscher Mausolos. Bezeichnenderweise wird der Architekt in Goethes "Wahlverwandtschaften" aufgefordert, einen Entwurf dieses Grabbau zu zeichnen Goethe: Wahlverwandtschaften, 1972, S. 140-141.

²⁶¹ Evers: Mausoleen, 1983, S. 183.

²⁶² Evers: Mausoleen, 1983, S. 182. Zur Grundstruktur schreibt Evers: "Ein für alle Mausoleen übereinstimmendes architekturtypologisches Merkmal ist in den zwei

Die Trauerfiguren, die in der Grabmalkunst des Barock keine bedeutende Rolle spielten, wurden im Klassizismus radikal aufgewertet und zum zentralen Bedeutungsträger²⁶³: "In äußerster Ruhe finden wir sie am Grabmal oder Totenlager versammelt. Durch ihr stilles Gebaren sind sie ganz in sich versunken, vertieft nachsinnend über das erloschene Leben und die Tugenden des Verewigten. Hierdurch üben sie eine starke Wirkung auf den Betrachter aus, und appellieren durch ihr eindrucksvoll gefaßtes Hinnehmen des Todes an seine Gefühle und Anteilnahme, ihrem Beispiel zu folgen."²⁶⁴ Einige dieser neuen Grabmäler gerieten zu regelrechten Attraktionen. Dazu zählt das von Landolin Ohnmacht geschaffene Marmor-Relief für die Hamburger Kaufmannsfamilie Engelbach auf dem Friedhof Hamburg-Hamm. Es zeigt die 1795 bei einem tragischen Unglücksfall ums Leben gekommene Ehefrau mit ihren beiden Kindern.²⁶⁵

Diese figürlichen Darstellungen machten, ebenso wie die Inschriften, das klassizistische Grabmal viel stärker als seine Vorgänger zum Träger von Trauer und Tugend. Dabei strebte es eine moralische Funktion insofern an, als es die Botschaft vom allgemein Guten im Menschen transportierte (und dabei kaum noch christliche Inhalte heranzog).²⁶⁶ Darüber hinaus wurde die antik-mythologische Bilder- und Figurenwelt assoziativ genutzt, um die Bedeutung des verstorbenen Individuums in den Augen der Nachwelt zu erhöhen.²⁶⁷

Aber auch die neue, an der Antike orientierte Vorstellung vom Tod wurde Thema der Grabmalkunst: "Den Schrecken des Todes, symbolisiert durch ein scheußliches Gerippe, löste die Vorstellung eines friedlich-harmonischen Überganges in das Jenseits ab. Sein Abbild, der Abschiedsschmerz der Hinterbliebenen und die Trauer wurden zum selbständigen Motiv der Grabplastik."²⁶⁸ Am deutlichsten verkörperten jene harmonisch

übereinanderliegenden Räumen zu sehen, die nur selten verwandte oder angenäherte Grundrisse aufweisen. Gelegentlich tritt als signifikantes Kennzeichen eine raumkommunizierende Geschoßverbindung hinzu. Den beiden Räumen sind unterschiedliche Funktionen zugeordnet: das Obergeschoß enthält das Grabmonument und ist als Andachts- und Weihestätte ausgestaltet, das Gruftgeschoß nimmt als Begräbnisort den Sarg auf. Die uralte Disposition des Grabbaus ... bleibt konstitutives Element des neuzeitlichen Mausoleums." (Ebd., S. 182-183).

²⁶³ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 189.

²⁶⁴ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 189.

²⁶⁵ Michael Reiter: Der Hammer Friedhof. Ein historischer Führer. Ahrensböck 1988.

²⁶⁶ Memmesheimer: Grabmal, 1969 S. 192-193.

²⁶⁷ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 188-189.

²⁶⁸ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 258.

geformten, entspannt schlafenden Figuren die neue Einstellung,²⁶⁹ die künftig häufiger auf Friedhöfen zu sehen sein sollten.

Ein weiteres von vielen Belegen für die neu einsetzende sepulkrale Traditionslinie ist Gottfried Schadows Urnengrabmal für den 1801 verstorbenen Berliner Schauspieler Johann Friedrich Ferdinand Fleck. Schadow schuf das Grabmal 1803 im Auftrag von August Wilhelm Iffland,²⁷⁰ Leiter des Königlichen Nationaltheaters in Berlin (die damals wichtigste deutsche Bühne war ebenso wie die Berliner Salonkultur Ausdruck einer neuen Epoche bürgerlich-gesellschaftlichen Lebens). Die auf der graumarmornen Urne dargestellten, in antiker Tradition stehenden Masken - Melpomene als Muse der Tragödie und Thaleia als Muse der Komödie - verweisen auf die Lebensleistung des bekannten Heldendarstellers Fleck.²⁷¹

Die neue Formensprache blieb, wie schon angedeutet, nicht auf die Zeit um 1800 beschränkt. Die in der Tradition der Antike verankerte Darstellung des "schönen" Todes sollte auf viele Jahrzehnte hinaus ihren Platz in der bürgerlichen Sepulkralkultur behalten. Zu den bekanntesten Darstellungen zählte der "Fackeljüngling", der auf den Friedhöfen in zahlreichen Varianten auftauchte: stehend, sitzend oder halbliegend, allein oder zu zweit, gelegentlich an eine Urne gelehnt.²⁷² Populär wurde auch eine Vorlage des dänischen Klassizisten Bertel Thorvaldsen: Seine für die Kopenhagener Frauenkirche geschaffene Christus-Figur fand zahlreiche Nachbildungen auf Friedhöfen des 19. Jahrhunderts - zugleich Beleg für den später wieder zunehmenden christlichen Einfluß.²⁷³

Auf einigen Friedhöfen läßt sich die Zäsur, den die klassizistische Formensprache bedeutete, besonders klar ablesen. Für den Alten Friedhof Ulm wird sie wie folgt beschrieben: "Die ersten Jahrzehnte in der zweiten Hälfte des 18. Jh. zeigen schwungvolle Ranken, Kartuschen, Voluten, Bänder und Schleifen ... Um 1780/90

²⁶⁹ Memmesheimer: Grabmal, 1969, S. 187.

²⁷⁰ Peter Bloch/Ludwig Scherhag: Grabmäler in Berlin III. Exempel: Die Kirchhöfe des 18. Jahrhunderts vor dem Halleschen Tor. Berliner Forum 7/80. Berlin 1980, S. 63.

²⁷¹ Sibylle Einholz: Die Berliner Bildhauerschule und die Kreuzberger Friedhöfe. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 105-125, hier S. 106; Bloch/Scherhag: Hallesches Tor, 1980, S. 62-63. Als eines der bekanntesten, wenn auch späten Einzelbeispiele sei hier auch auf das Grabmal für den 1818 gestorbenen Caspar Hamm von Peter Joseph Imhoff auf dem Kölner Friedhof Melaten verwiesen - ein Werk, das Einflüsse des populären dänischen Klassizisten Berthel Thorvaldsen aufweist. Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 169.

²⁷² Hartmann: Genien, 1969, S. 30.

²⁷³ Siehe Keil: Grabmal, 1990, S. 99.

bricht diese Entwicklung plötzlich ab. Das Kartuschen- und Rankenwerk verschwindet, Totenschädel und biblische Szenen werden verdrängt, kahle Flächen und blockhafte geometrische Grundformen tauchen auf."²⁷⁴ Bei der in Kassel für das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts dokumentierten Grabmalkultur tritt die stereometrische Grundform in den Vordergrund, Dekor dagegen zurück.²⁷⁵ Auf dem Göttinger Bartholomäusfriedhof wurden nach 1775 Obeliskens- und Urnenmonumente als Grabmalform eingeführt. Sie lösten die bis dahin bei Kirchenbestattungen üblichen Epitaphe ab und trugen zum steigenden gesellschaftlichen Ansehen des vor den Toren der Stadt gelegenen Friedhofs bei.²⁷⁶

Auch auf dem Alten Südfriedhof in München waren klassizistische Formen im späten 18. Jahrhundert verbreitet: Obeliskens, Pyramiden (bzw. Mischformen zwischen beiden), Urnen und sich nach unten verjüngende, also "geböschte" Steine.²⁷⁷ Wie Untersuchungen belegen, drückte die Ikonographie der Münchener Grabdenkmäler nicht mehr primär christliche Glaubensinhalte aus, sondern unterstützte die emotionale Einstimmung auf den Tod. Die neue Grabmalästhetik zeugte davon, wie sehr der Tod im kultivierten Gefühl der Trauer zum emotionalen Ereignis geworden war²⁷⁸ - Klopstocks im Grabmal vergegenständlichte Trauer um Meta hatte also ihren Nachhall gefunden.²⁷⁹

Neben der Antikenrezeption zeitigte vereinzelt auch die französische Revolutionsarchitektur konkrete Auswirkungen.²⁸⁰ Beispiele gibt es etwa auf den

²⁷⁴ Hansmartin Ungericht: Zur Friedhofsentwicklung von Ulm/Donau. Kurzfassung einer Fallstudie. In: Wie die Alten, 1979, S. 151-154, hier S. 152.

²⁷⁵ Gerhard Seib: Exemplarische Darstellung einer Fallstudie am Beispiel der Friedhöfe in Kassel. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 19-48, hier S. 27.

²⁷⁶ Döring: 18. Jahrhundert, 1984, S. 152. Unter Epitaph ist ein Erinnerungsmal zu verstehen, das nicht auf dem Grab, aber meist in dessen Nähe errichtet wurde.

²⁷⁷ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 288.

²⁷⁸ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 289. Wörtlich heißt es dort: "Das Andenken der Hinterbliebenen und deren seelischer Zustand nach dem schmerzlich empfundenen Verlust geliebter Menschen hatten gegenüber der Vorsorge für die endzeitliche Auferstehung und für das ewige Leben an Bedeutung gewonnen. Die Trauer ... wird zum Hauptgegenstand der Grabmäler. ... Die Erkenntnis von der Endgültigkeit des Todes im Hinblick auf die leibliche Existenz und die damit verbundene Gewißheit des endgültigen Abschieds führte zur Intensivierung der Trauer."

²⁷⁹ Siehe Anmerkung 35.

²⁸⁰ Zur Revolutionsarchitektur siehe - neben Harten/Harten: Versöhnung, 1989 - allgemein: Revolutionsarchitektur: Boullée, Ledoux, Lequeu. Stuttgart-Bad Cannstatt 1970. Bereits für die barocke Sepulkralkultur übte Frankreich

Kreuzberger Friedhöfen in Berlin.²⁸¹ Auf den alten Hamburger Friedhöfen vor dem Dammtor befand sich eine im Stil der Revolutionsarchitektur gestaltete Kapelle von Johann August Arens²⁸² - einem Baumeister, der von 1789 bis 1791 auf Vermittlung Goethes auch in Weimar gewirkt hatte.²⁸³

Daneben blieb das Erscheinungsbild der Friedhöfe natürlich weiterhin geprägt von einfachen, in christlicher Tradition stehenden Formen wie Holz- oder Eisenkreuze, von barocken Formen und Motiven sowie von Mischformen.²⁸⁴

Die neue gesellschaftliche Ära der Reformzeit um 1800 aber wurde auf den Friedhöfen vom Klassizismus repräsentiert. Als künstlerischer Ausdruck von Vernunftdenken und Revolution verkörperte er eben jene gesellschaftlichen Entwicklungen, die zur Kritik und letztlich zum Bruch mit bestehenden Traditionen im Bestattungswesen insgesamt geführt hatten. Die klassizistische Formensprache erwies sich als adäquater Ausdruck sozialer Schichten, die sich nicht mehr ständisch fixierter Unbeweglichkeit unterwerfen wollten.

Dieser gesellschaftliche Hintergrund wird deutlich, wenn man sich die Auftraggeber klassizistischer Grabmalkultur betrachtet. Wie bereits das oben erwähnte Beispiel des Berliner Schauspielers Fleck andeutet, stammten sie nicht zuletzt aus

nach Henriette s'Jacob eine führende Rolle aus: "In the XVIIIth century France undoubtedly took the lead in the sepulchral domain. The monument became a stage on which was enacted one of the episodes of a drama, the object being to present the defunct to posterity in the most favourable light." Henriette s'Jacob: Idealism and realism: a study of sepulchral symbolism. Leiden 1954, S. 239.

²⁸¹ So "Eben's Begräbniß" von 1798 auf dem Kirchhof I der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde; Peter Lemburg: Repräsentative Architekturgrabmäler auf den Kreuzberger Friedhöfen in ihrer stilistischen Entwicklung. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 73-103, hier S. 73.

²⁸² Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 17.

²⁸³ Dolgner: Klassizismus, 1991, S. 112-113. Zu Arens' Weimarer Zeit siehe auch Gerd Wietek: Der Hamburger Architekt Johann August Arens (1757-1806) als Baumeister Goethes. In: Bewahren und Gestalten. Festschrift für G. Grundmann. Hamburg 1962, S. 165-176. Die Affinität Goethes zu besonders avancierten Formen von revolutionsarchitektonischer Denkmalkunst kann auch am Tyche-Denkmal abgelesen werden, das in der Nähe seines Weimarer Gartenhauses errichtet wurde und an das Newton-Denkmal Boullées angelehnt ist (Dolgner: Klassizismus, 1991, S. 112).

²⁸⁴ Keil: Grabmal, 1990, S. 200.

bildungsbürgerlich²⁸⁵ orientierten Kreisen. In Göttingen etwa dominierten unter den Auftraggebern zunächst vor allem Angehörige der Universität. Den Blick auf antike Vorbilder hatte hier der Altertumsforscher Christian Gottlob Heyne (1729-1812) gelenkt, der seit 1763 in Göttingen lehrte und dessen Interesse an Grabdenkmälern bezeugt ist.²⁸⁶ Dagegen blieb die eingesessene Bürgerschaft²⁸⁷ vorläufig bei den traditionellen "Leichensteinen" und übernahm erst später die neuen Formen.²⁸⁸

Darüber hinaus verweist die klassizistische Sepulkralkultur auf ein weiteres neues Spannungsfeld in der sich entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft: die Rolle der Frau.²⁸⁹ In der Ausgestaltung der sepulkralen Figuren schlug sich die aufkommende geschlechtsspezifische Aufgabenteilung nieder.²⁹⁰ Die psychische Leistung der Trauerarbeit wurde an Frauen delegiert, während Männer in ihrer als aktiv-handelnd verstandenen Rolle Emotionen tunlichst zu vermeiden hatten. In einer Studie zu den geschlechtsspezifischen Implikationen klassizistischer Grabmalkunst heißt es über die Rolle der Frau: "Sie mußte ihre Affekte, den ungebändigten und formsprengenden Schmerz, unter dem Diktat der Schönheit und Anmut bezwingen, um als Trägerin männlicher Hoffnung und Freiheitsvorstellungen fungieren und zur Harmonisierung der bürgerlichen Welt beitragen zu können."²⁹¹ Dem Weiblichen als Typ wurde hier eine

²⁸⁵ Zum Begriff "Bildungsbürgertum" siehe Ulrich Engelhardt: "Bildungsbürgertum". Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts. Stuttgart 1986; Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt/Main, Leipzig 1994; sozialgeschichtlich Wehler: Gesellschaftsgeschichte I, 1987, S. 210-217.

²⁸⁶ Döring: 18. Jahrhundert, 1984, S. 131.

²⁸⁷ Zum sozialen Leben in Göttingen siehe Regina Jeske: "Ein behagliches, vergnügtes Leben, wenig berührt von den Stürmen der Zeit". Die Universitätsstadt Göttingen 1790-1825. In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 65-104.

²⁸⁸ Döring: 18. Jahrhundert, S. 131.

²⁸⁹ Siehe dazu allgemein Ellen Spickernagel: "Poetische Freiheit" und "prosaische Beschränkung". Zur geschlechtsspezifischen Form von Grabmal und Denkmal im Klassizismus. In: Kritische Berichte 1989, Heft 4, S. 60-76.

²⁹⁰ Zu Geschlechterbeziehungen, Ehe und Familie im Bürgertum siehe die materialreiche, auch ins späte 18. Jahrhundert zurückgreifende Studie von Heidi Rosenbaum: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1982, S. 251-380.

²⁹¹ Spickernagel: "Poetische Freiheit", 1989, S. 73-74. Wegweisend wirkte auch hier Antonio Canova mit seinem Grabmal für Papst Clemens XIV. (1783-1787). Bei den beiden, diesem Werk zugehörigen weiblichen Skulpturen dominiert der emotionale "Empfindungs- und Leidensausdruck, der unmittelbar zu Herzen geht" - ein sepulkrales Frauenbild, das sich von Rom aus in ganz Europa verbreitete

kompensatorische Rolle zugewiesen, die - wie wir noch sehen werden - in der Grabmalkultur des 19. Jahrhunderts weiter aufgefächert und variiert, aber nicht mehr grundlegend verändert werden sollte.²⁹²

Derart ausgeformt, standen die neuen Ansätze einer emotional getönten Grabmalkultur in merkwürdigem, aber bezeichnenden Kontrast zu den rationalen Prinzipien, die die geometrische Struktur der neuen außerstädtischen Friedhöfe prägten. Während also die Anlage von Friedhöfen um 1800 vor allem im Zeichen der Vernunft stand, war die zeitgenössische, von ihren christlichen Bezügen teilweise befreite Grabmalkultur höchst gefühlsbetont. Der von seinem bisherigen Bezugspunkt Kirche gelöste Friedhof wurde zu einem gesellschaftlichem Refugium säkularisierter Emotionen angesichts des Todes. Langfristig aber forderte die Spannung zwischen rational-geometrischer Anlage und emotional geprägten Grabmälern eine Auflösung - sie sollte im Laufe des 19. Jahrhunderts im Faktor Natur gefunden werden.

Spickernagel: "Poetische Freiheit", 1989, S. 66-67. Siehe zur Verbindung von Weiblichkeit und Tod in den schönen Künsten neuerdings die Studie von Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. München 1994; siehe auch dies.: Die schöne Leiche. Weiblicher Tod als motivische Konstante von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Moderne. In: Renate Berger/Inge Stephan (Hg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur. Köln, Wien 1987, S. 87-115.

²⁹² Siehe dazu Kapitel III.2.

II. Die Krumme Linie:

Friedhofsästhetik vom frühen 19. Jahrhundert bis zur wilhelminischen Zeit

1. Auflösung des geometrischen Rasters:

Die Krumme Linie

"Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht sehr angesprochen", stellt Heinrich Heine in den Aufzeichnungen zu seiner 1824 absolvierten Fußreise durch den Harz fest.¹ Des Dichters lakonisches Urteil verweist auf keinen ungewöhnlichen Zustand. Nach den Friedhofsvelegungen um 1800 stand der ästhetische Aspekt auch in den folgenden Jahrzehnten noch längst nicht bei allen Begräbnisplätzen im Mittelpunkt. Immerhin deuten einige, über die bisher genannten hinausgehenden Beispiele eine schrittweise einsetzende Ästhetisierung an. Ganz allmählich wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts dann aus zweckorientierten städtischen Begräbnisplätzen immer häufiger gartenkünstlerisch gestaltete Anlagen. Bei dieser Entwicklung handelte es sich um einen Baustein jenes gesellschaftlichen und politischen Prozesses, der auf der einen Seite die Entfaltung eines als "Bürgerlichkeit" bezeichneten Lebensstils mit sich brachte, auf der anderen vom veränderten Selbstverständnis und wachsenden Selbstbewußtsein der Städte zeugte.²

Um den Blick voraus auf die nun folgenden Entwicklungen noch ein wenig zu erweitern: Das aus dem späten 18. Jahrhundert bekannte geometrisch-schematische Muster wurde nach und nach aufgelöst durch die "Krumme Linie" - jenen geschwungenen Wegen also, die im englischen Landschaftsgarten eine "natürliche" Wegeführung verkörpern sollen, aber auch aus der Städtebaugeschichte bekannt sind.³ Damit verbunden, wurde auch Vegetation zu einem immer bedeutenderen ästhetischen Faktor. Das Zusammenspiel beider, von Krummer Linie und Elementen der Natur, sollte bis in die wilhelminische Zeit hinein ein Fluchtpunkt sepulkraler Ästhetik bleiben.⁴

Dadurch wurde der Friedhof im 19. Jahrhundert zu einem "domestizierten Kulturraum".⁵ Seine immer weiter ausgreifende, durch Wegeführung, Bepflanzung, Freiflächen und nicht zuletzt die Grabmalkultur vollzogene Strukturierung wurde spätestens dann zum Ausdruck eines geschlossenen Kultur- und Landschaftsbildes, als die wachsende Ästhetisierung Ende des 19. Jahrhunderts im "Gesamtkunstwerk"⁶ Ohlsdorfer Friedhof ihren Höhepunkt erreichte.

Aber bleiben wir zunächst in der ersten Jahrhunderthälfte. Durch ihre oben beschriebenen Auslagerung gehörten die Friedhöfe zu jenen städtebaulichen Elementen, die zur schrittweisen räumlichen Öffnung der Städte beitrugen.⁷ Das Gelände vor den Stadttoren, insbesondere entlang der Ausfallstraßen, erhielt in einer Zeit neue städtebauliche Bedeutung, als angesichts fortentwickelter Wehrtechnik die alten Stadtbefestigungen ihre militärische Bedeutung verloren

hatten und langsam verfielen oder geschleift worden waren.⁸ Industrielles Gewerbe, das in der Stadt keinen Platz fand, wurde hier angesiedelt, später auch die ersten Bahnhöfe⁹ - und eben Friedhöfe.¹⁰

Bei der ästhetischen Gestaltung der Friedhöfe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist insgesamt keine einheitliche Tendenz zu erkennen. In Anlehnung an Barbara Happe läßt sich typologisch unterscheiden zwischen dem Friedhof als reiner Zweckeinrichtung, als geometrischer Vier-Felder-Anlage und als gartenarchitektonisch-landschaftlich beeinflusster Anlage.¹¹

Bei den zuerst genannten, rein zweckorientierten Anlagen sind ästhetische Ansprüche kaum erkennbar.¹² Auf Flächen, die allein hygienischen Kriterien genügten, entstanden aus den örtlichen Gegebenheiten heraus Anlagen mit meist unregelmäßigem Grundriß und ohne systematisches Wegenetz, also Friedhöfe, deren Erscheinungsbild denen der Frühen Neuzeit glich. Hier gab es zunächst keine systematischen Anpflanzungen mit Ausnahme einer Randbepflanzung zur Seite der Stadt oder Straße hin.¹³

Aber diese anspruchslosen Anlagen spiegelten schon nicht mehr den Normalfall wider. Der geläufigste Friedhofstyp in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war vielmehr die geometrische Vier-Felder-Anlage in der Tradition der Reformära, also Friedhöfe in Form von rechtwinkligen Wegen mit Seitenachsen, die teilweise wie Alleen bepflanzt wurden.¹⁴ Häufig umlief noch ein Erschließungsweg die einzelnen Grabfelder entlang der Außenbegrenzung des Friedhofs und teilten kleinere Wege die Anlage in sich auf, ohne die Grundstruktur zu verändern. Der Schnittpunkt der Hauptwege bildet einen oft für repräsentative Zwecke (Bauten, Anpflanzungen, Hochkreuze) genutzten zentralen Platz. In der Regel lagen, wie beim Kasseler Hauptfriedhof, die aufwendigen und teuren Familien- und Erbgrabstätten entlang der Hauptwege, die Reihengräber in den Innenflächen.¹⁵

Aber die eigentlich ambitionierten Ansätze der Friedhofsgestaltung, und damit kommen wir zum dritten der genannten Typen, resultierten aus jener Synthese von Tod und Natur, wie sie schon im Frankreich zur Zeit der Revolution, aber auch in den Schriften des oben erwähnten Gartentheoretikers Hirschfeld antizipiert worden waren. Der Faktor Natur entwickelte sich nun, unter veränderten sozialgeschichtlichen Vorzeichen, zu einem langfristig immer wirksameren Gestaltungselement. Basierend auf und im Zusammenspiel mit der systematischen Strukturierung der Friedhöfe, von deren Anfängen im ersten Kapitel die Rede war, schuf er die Grundlage für eine zunehmende Ausfächerung sepulkraler Traditionen. Zugleich sorgte er, vor allem unter dem Leitbild des englischen Landschaftsgartens, für eine neuartige soziale Segmentierung jener Friedhofsflächen, die als Repräsentationsraum der nun sich entfaltenden, spezifisch bürgerlichen Lebensweise genutzt wurden.

Dieser Prozeß, der uns wegen seiner Folgewirkungen noch ausführlicher beschäftigen wird, war eng verknüpft mit der Aufwertung der einzelnen Grabstätte (dazu später mehr).¹⁶ Zugleich gewann natürlich die Friedhofsanlage insgesamt weiter an gesellschaftlicher Bedeutung. Der Friedhof wurde als ästhetisch-melancholischer Ort zum Verweilen betrachtet und nicht mehr als ein nach hygienischen Gesichtspunkten angelegtes, bloßes Leichendepot.

Diese Sublimierung vollzog sich in einer Zeit idealistisch-romantischen Empfindens, das in einer stark gefühlsbetonten Wendung gegen die Rationalität aufklärerischen Denkens den Tod philosophisch als Möglichkeit einer höherstehenden, "wahren" Existenz verherrlichte.¹⁷ Novalis bezeichnet den Tod in seinem 1802 erschienenen "Heinrich von Ofterdingen", einem der klassischen Werke der Frühromantik, als "höhere Offenbarung des Lebens"¹⁸; in einem von den Brüdern Grimm in jener Zeit veröffentlichten Märchen wird Tod als Hoffnung auf besseres Leben dargestellt.¹⁹ Nicht umsonst also vermerkt Thomas Nipperdey für die bürgerliche Kultur des frühen 19. Jahrhunderts in Deutschland: "An Stelle von Gegenwart und Dauer, für die Klassik die führenden Zeitkategorien, treten jetzt in der Romantik, subjektivierend, Sehnsucht und Erinnerung."²⁰ Die soziale Dynamik der Reformära war mittlerweile in den Fesseln der Restauration erstarrt,²¹ und das emanzipatorische Potential aufklärerischer Naturrezeption mündete in die selbstgenügsame Einsamkeit romantischer Melancholie.²²

Bevor wir uns nun den Friedhofsanlagen im einzelnen zuwenden, sei wiederum ein Blick nach Frankreich gestattet. Wegweisend für die Verknüpfung von Friedhof, Natur und Emotion wurde nämlich der damalige Zentralfriedhof von Paris, Père Lachaise.²³ Er war der erste europäische Friedhof im Stil des englischen Landschaftsgartens und erregte sogleich weithin Aufsehen. 1804 neu vor den Toren der französischen Hauptstadt angelegt, war er noch ein Kind der Reformbemühungen des späten 18. Jahrhunderts. Mitte der 1820er Jahre kam dank der nun sich entfaltenden abwechslungsreichen Vegetation seine ganze landschaftliche Pracht zum Ausdruck.²⁴ Père Lachaise wurde zu jenem elysäischen Garten, wie er in der Zeit der Französischen Revolution als Utopie konzipiert, aber nicht verwirklicht worden war.²⁵

Dank seiner ästhetischen Reize und seiner immer großartiger ausfallenden Grabdenkmäler fand der Friedhof Aufnahme in Reiseführern und wurde von zahlreichen Besuchern bewundert.²⁶ Père Lachaise entwickelte sich zu einem internationalen Vorbild gartenkünstlerischer Friedhofsgestaltung²⁷, so daß sich mit James S. Curl festhalten läßt: "The garden cemetery ... offered the solution to the urgent problems of chaos, unsavouriness, and horror associated with the disposal of the dead in the overcrowded graveyards at that time. ... Monuments and nature would combine to create a man-made landscape of sublime beauty."²⁸ So verkörperte Père Lachaise noch eine Ahnung jener schon beschriebenen bürgerlichen Utopie, die in der "freien" Natur ihren Ort sah.²⁹

Diese Anfänge einer erneuten Metamorphose der Friedhofsästhetik blitzten auch in Deutschland.³⁰ Ansätze zeigten sich bereits in einem nicht realisierten Friedhofsplan, den der Gartenkünstler Friedrich Ludwig von Sckell - erster bedeutender Repräsentant des Landschaftsgartens in Deutschland³¹ - im Rahmen eines Entwurfs für die Entfestigung Mannheims im Jahr 1800 vorlegte. Er sah auf der herzförmigen Friedhofsfläche einen umlaufenden, leicht geschwungenen Weg in einer mit dichtem Bewuchs versehenen Randzone vor, während der innere Bereich schematisch gestaltet war.³²

Zum ersten realisierten Beispiel eines Friedhofs im englischen Stil wurde der Braunschweiger Domfriedhof. Bereits 1758 vor den Toren der Stadt eingerichtet und bis 1810 noch recht verwahrlost, wurde er in der Folgezeit durch die Anlage geschwungener Wege sowie dichte Anpflanzungen derart umgestaltet, daß er spätestens 1835 in weiten Bereichen wie ein englischer Landschaftsgarten en miniature wirkte. Zu den verwendeten Baumarten zählten Akazien, Eichen, auch Trauerweiden, Koniferen, Pappeln (die nach Hirschfeld als spezifische Friedhofsbäume galten); daneben wurden Blumenbeete angelegt und blühende Sträucher gepflanzt.³³ Aus platzökonomischer Sicht wurde diese Ausgestaltung deswegen erleichtert, weil sich die anderswo notwendige dichte Belegung des Friedhofs in der zahlenmäßig kleinen Braunschweiger Domgemeinde erübrigte. Darüber hinaus war die Gemeinde auch finanzkräftig genug, eine solch großzügig ausgestaltete Stätte des Todes anzulegen.³⁴

Aber auch für andere städtische Friedhöfe lassen sich derartige Tendenzen belegen. Dies gilt beispielsweise für die Erweiterung des Golzheimer Friedhofs in Düsseldorf, dessen ursprüngliche Fläche 1816 um etwa das Dreifache vergrößert wurde. Dabei wurde mit dem zum Rhein hin abfallenden Ufergelände ein Bereich des Friedhofs, der für Beerdigungen nicht genutzt werden konnte, unter Leitung des königlichen Gartenbaurats Maximilian Friedrich Weyhe durch Buschanpflanzungen und Wegeführung im Stil des englischen Landschaftsgartens gestaltet. Der übrige Teil des Friedhofs wurde durch das übliche rechtwinklige Schema strukturiert. Immerhin ersetzten eine Weißdornhecke sowie eine dahinterliegende Reihe von Rotfichten die Umgrenzungsmauer. Darüber hinaus wurden die zum Begräbnisplatz führenden Wege mit Linden versehen. In der Mitte eines baumbepflanzten, als Kreuzungspunkt der beiden Hauptwege angelegten Rondells erhob sich das Friedhofskreuz.³⁵ Geometrie, Bepflanzung und englischer Landschaftsstil kontrastierten und ergänzten sich also in Düsseldorf.³⁶ Unter Zeitgenossen fand der Golzheimer Friedhof in den folgenden Jahrzehnten viel Anklang. Schriftsteller wie Karl Immermann und Wolfgang Müller von Königswinter besuchten und lobten ihn, und der Landschaftsmaler Carl Scheuren hielt die Anlage in einem Aquarell fest.³⁷

Auf dem 1828 eröffneten Hauptfriedhof Frankfurt/Main wurden die für besonders aufwendige Grabstätten vorgesehenen Randzonen entlang der Außenmauern mit geschwungenen,

kastanienbepflanzten Wegen landschaftsgärtnerisch reizvoll gestaltet.³⁸ Ursprünglich war auch ein kleiner Teich vorgesehen, dessen Ausführung aber an den Bodenverhältnissen scheiterte.³⁹

Allerdings stand dieser privilegierten Randzone ein unstrukturierter Mittelbereich gegenüber, dessen Anteil an der Gesamtfläche immerhin 80% betrug und der zunächst unbepflanzt blieb.⁴⁰ Die vermeintlich aus hygienischen Gründen erforderliche Luftzirkulation und die bestattungsökonomisch gebotene intensive Ausnutzung der verfügbaren Fläche standen hier einer landschaftsgärtnerischen Gestaltung entgegen.⁴¹

Dennoch lud der Frankfurter Hauptfriedhof als "lichte[r], freundliche[r] Garten" viele Besucher zu Spaziergängen ein, wie schon kurz nach Eröffnung in der Presse vermerkt wurde.⁴² Dies deutet auch an, daß Friedhöfe zunehmend als Ort der Freizeit an gesellschaftlicher Relevanz gewannen.

Die Polarität von gepflegter Natur hier und anspruchslosen Flächen dort war in Frankfurt, ebenso wie auf anderen Friedhöfen, gestalterischer Ausdruck der bestattungstechnischen Forderung, auf der einen Seite Raum für die Reihengräberfelder zu schaffen, auf der anderen Seite den einnahmeträchtigen privaten Grabstätten eine angemessene Kulisse zu bieten.⁴³

Ich belasse es bei diesen Beispielen; auf weitere Ansätze zur landschaftsgärtnerischen Gestaltung in anderen Städten, wie Hamburg, Wiesbaden, Heidelberg und Bonn, sei aber wenigstens verwiesen.⁴⁴ Deutlich werden sollte erstens, daß im frühen 19. Jahrhundert die Auflösung des bisher vorherrschenden geometrischen Prinzips einsetzte. Dies wurde, zweitens, mithilfe der Krummen Linie als Symbol naturgeprägter Ästhetik realisiert.⁴⁵

Die Krumme Linie zeigt zugleich, daß Park- bzw. Friedhofsgestaltung und Städtebau verwandte Phänomene waren. So wie der Begriff in die Geschichte der Gartenkunst einging, so spielte er im Städtebau eine Rolle.⁴⁶ Diese Parallelen waren keineswegs neu. Der britische Gartentheoretiker und Publizisten John Claudius Loudon hatte um 1800 Prinzipien des englischen Landschaftsgartens auf städtebauliche Entwürfe übertragen.⁴⁷ (Loudon befaßte sich in seinem Werk übrigens immer wieder mit Friedhöfen und beeinflusste die angloamerikanische "garden cemetery movement"⁴⁸). Mit Peter Joseph Lenné entwarf einer der deutschen Hauptvertreter des Landschaftsgartens um 1860 leicht geschwungene Straßen innerhalb einer städtebaulichen Grünzone in Dresden.⁴⁹ Lenné, der sich ebenfalls mit Friedhofsanlagen beschäftigte,⁵⁰ begründete dies sowohl mit ästhetischer Anmut als auch mit dem praktischen Aspekt der lokalen Eigentumsverhältnisse von Grund und Boden.⁵¹ Im späten 19. Jahrhundert schließlich, darauf sei hier bereits verwiesen, sollte es im Anschluß an Camillo Sitte's "romantischen Städtebau" zu einer breiten Debatte um das Prinzip der "krummen Straßen" kommen.⁵² So wie im zeitgenössischen Städtebau, wurde die Krumme Linie auch auf Friedhöfen zum zentralen Element, um die Grundstruktur für eine sozial segmentierte Grabstättenkultur zu schaffen, die dann nur noch "garniert" werden mußte durch die Anpflanzung von Blumen, Hecken und Bäumen.⁵³

Damit wird zugleich deutlich, daß es nicht um rein ästhetische Probleme ging. Die Krumme Linie sorgte für jene Auffächerung der Friedhofsfläche, die den differenzierten Ansprüchen einer sich in verschiedene Schichten hierarchisch verzweigenden bürgerlichen Klasse entsprachen.⁵⁴ Gelehrte, Beamte, später die Vertreter professionalisierter Berufszweige wie Ärzte, dann natürlich Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers und andere Vertreter eines teilweise neureichen Großbürgertums⁵⁵ forderten Plätze auf dem Friedhof, die ihrem Rang und Prestige entsprachen. So sehr also die Tradition romantischer Vorstellungen von Natur und Landschaft, insbesondere der englische Landschaftsgarten, bei den neuen Formen der Friedhofsästhetik Pate gestanden hatten, so wenig wäre diese ideelle Tradition für sich allein, ohne hintergründige gesellschaftliche Veränderungen, virulent geblieben.

Die wachsende Bedeutung naturgeprägter Ästhetik, wie sie paradigmatisch von der Krummen Linie repräsentiert wird, war zugleich Ausdruck einer neuartigen, bürgerlichen Identität. Die zunehmende Sublimierung und Ästhetisierung der Friedhöfe entsprach einer gesellschaftlichen Entwicklung, in deren Zusammenhang Kultur für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts die Funktion alter Bindungen übernahm und teilweise an die Stelle religiösen Glaubens trat (und bürgerliche Kultur war ja ihrerseits als Bildungsreligion zu einer Art Ersatzreligion geworden).⁵⁶ Dieses Kulturverständnis, das mit normativem Anspruch auftrat, trug über einen als "Bürgerlichkeit" bezeichneten Habitus wesentlich zur gesellschaftlichen Identität des Bürgertums bei:⁵⁷ "Es vermittelt bürgerliches Selbstverständnis und Selbstbewußtsein, definiert durch den Gebrauch materieller Güter, durch den Bezug auf ideelle Werte, durch die Benutzung kultureller Verhaltensmuster, die zusammengenommen ein lebensweltliches Ensemble bilden."⁵⁸

Dabei war die praktische Bedeutung dieser kulturellen Muster auf alle Lebensbereiche beziehbar. Als neuartige, wie ein Signalsystem funktionierende Selbstausszeichnung jenseits ständischer Reglements ließen sich Kleidung, Eßkultur und Wohnstile, aber auch Trauerkultur vermitteln und identifizieren.⁵⁹ Die Entfaltung einer so verstandenen bürgerlichen Kultur und die Entfaltung von Bürgerlichkeit als Lebensstil setzte die Stadt und städtisches Leben voraus. Nur in der Urbanität fanden bürgerliche Gruppen ihre beruflichen Existenz- und Karrierechancen, und nur die städtische Öffentlichkeit bot jene so notwendige Kommunikation via Vereine, Theater und Promenaden, die dem normativen Selbstverständnis dieser Kultur gerecht wurde. Die kulturellen Traditionen des Bürgertums entwickelten und veränderten sich in den Städten,⁶⁰ daher schlugen sie sich auch zuerst in der städtischen Sepulkralkultur nieder.

Exemplarisch sei auf die neue Funktion des Friedhofs als Ort zum Spaziergehen verwiesen - eine Funktion, die ihn erst recht zu einer Stätte gesellschaftlicher Repräsentation werden ließ.⁶¹ Bei der Akzeptanz von "Spazierräumen" (etwa Landschaftsgärten, städtische Parks, Promenaden) spielte die

Natur, wie schon im 18. Jahrhundert, eine besondere Rolle. Dabei wurde sie den bürgerlichen Vorstellungen von "geordnete[n] Raumstrukturen" unterworfen.⁶²

Die Maßstäbe der Friedhofsgestaltung im 19. Jahrhundert basierten gesellschaftlich nicht zuletzt auf diesen Charakteristika bürgerlicher Lebenswelt. Auch auf Friedhöfen bedingten sich ästhetische Gestaltung und repräsentativ-gesellschaftliche Funktion. Mit der Krummen Linie, die ja ihrerseits als Element des Landschaftsgartens einen Rückgriff auf emanzipatorisch gefärbte Fluchtpunkte des späten 18. Jahrhunderts bedeutet, wurde die Struktur des Friedhofs gesellschaftlich neu definiert. Die Krumme Linie wurde zum sepulkralen Ausdruck von Bürgerlichkeit.

Dabei bedeutete ihre vorläufig nur rudimentäre Funktion keine ästhetische Sackgasse, sondern verwies auf ein offenes, noch ungenutztes Potential, das sich erst später entfalten sollte. Die hier beginnende Tradition mündete spätestens in der Zeit des Kaiserreichs dann in eine Entwicklung, die Friedhöfe zum Vorzeigeobjekt städtischer Politik werden ließ.

Nochmals aber sei betont, daß die beschriebenen Anlagen vorerst nur einen kleinen Ausschnitt zeitgenössischer Friedhofsästhetik bildeten. Zugleich gab es - und zwar bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein - immer noch viele städtische Friedhöfe mit nur bescheidenem ästhetischen Anspruch, Friedhöfe, bei denen ökonomische Zwänge nur relativ simple gestalterische Lösungen erlaubten.⁶³ Als typisches Beispiel sei, auch um hintergründiges Konfliktpotential zu beleuchten, auf die Situation in Göttingen verwiesen, wo nach 1835 aufgrund der raschen Bevölkerungszunahme Friedhofserweiterungen notwendig wurden. Alle ambitionierteren gartenkünstlerischen Vorstellungen wurden dabei wegen ihres Platzanspruchs kritisiert und aus finanziellen Gründen verworfen.⁶⁴ Häufig wurde trotz aller Verschönerungsabsichten auch der "... praktische Nutzen der Futterpflanzen der symbolischen Sprache von Trauergehölzen vorgezogen"⁶⁵: Totengräber und Aufseher beharrten zur Aufbesserung ihrer Einkünfte auf traditionellen Rechten zur Nutzung des Friedhofs als Gemüseanbau- oder Weidefläche, als Platz zum Wäschetrocknen.⁶⁶

Im übrigen sei darauf verwiesen, daß es zunächst häufig einfach an gestalterischer Kompetenz fehlte. Ausgesprochene Gartenkünstler bildeten jedenfalls in Deutschland eher Ausnahme. In den 1880er Jahren entstand immerhin eine "Gesellschaft für Gartenkunst", die nach ihrer Gründung die Zeitschrift "Die Gartenkunst" herausgab.⁶⁷ Der Berufszweig des freischaffenden Gartenarchitekten war um 1900 noch im Entstehen.⁶⁸ Noch im frühen 20. Jahrhundert wurde von reformorientierter Seite über das Wirken wenig schöpferischer "Gartenbeamter" geklagt.⁶⁹

Zwar beschäftigten sich auch Architekten mit der Friedhofsplanung, aber hier war die Situation kaum besser. Die lange Zeit übliche Ausbildung von Architekten ("Baumeistern") als mathematisch-naturwissenschaftliche Baubeamten produzierte eher nüchterne Feldmesser als

kreative Entwerfer - ein Aspekt, der diesem Beruf im 19. Jahrhundert innerhalb des Bildungsbürgertums sogar den Makel der Zweitklassigkeit einbrachte.⁷⁰

Bildete dies die engeren Rahmenbedingungen der Friedhofsgestaltung, so unterlag letztere natürlich auch übergeordneten städtebaulichen Voraussetzungen. Die Friedhöfe wurden zu Elementen einer sich entwickelnden städtischen Infrastruktur, die immer neue Aufgaben- und Problembereiche zu integrieren hatte.

Dies wird deutlich, wenn man einen Blick auf die Geschichte der Stadt im allgemeinen wirft. Im 19. Jahrhundert setzte sich - in Preußen seit der Steinschen Städteordnung, in Bayern seit 1818 - für die politische Verfassung der Städte ein gemeinsamer Typus der Selbstverwaltung durch.⁷¹ Mit Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte sorgte zudem eine "Gesellschaft im Aufbruch" (Wolfram Siemann) nicht nur für eine spezifisch bürgerliche, weite Bereiche umfassende Fortschrittsgläubigkeit⁷², sondern auch für bisher unbekannte Mobilisierungsprozesse, etwa in Form der Landflucht.⁷³ Letztere ließ in den größeren Städten nicht nur soziales Problempotential entstehen, sondern führte auch im Bereich der Infrastruktur zu eklatanten Mißständen.⁷⁴

Fortschrittsgläubigkeit auf der einen, sich rapide ausbreitende Probleme auf der anderen Seite führten vor allem seit den 1870er Jahren zu Versuchen, das bestehende System des Städtebaus im technokratisch-aufgeklärten Sinn zu normieren: "Die wachsende Bedeutung der Stadt für die Produktion und die gesellschaftliche Reproduktion, mindestens seit der 'Gründerzeit', verlangt nach größeren und komplexeren städtebaulichen Projekten mit einer funktionalen Spezialisierung des städtischen Raumes, die die frühere Zersplitterung der Planungskompetenzen in keinem Fall leisten kann; der sich verschärfende soziale Kampf wird in der Stadt ausgetragen, wo dringend unverzichtbare Bedingungen der Pazifizierung zur Verfügung gestellt werden müssen ..." ⁷⁵ So trafen die Probleme von Hygiene und Stadtplanung spätestens in der zweiten Jahrhunderthälfte auf ein sich immer weiter ausdifferenzierendes und qualifizierendes Kommunalbeamtentum.⁷⁶ Die Städte wurden dabei zum Versuchsfeld von Reformen und Innovationen.

Unter diesen Voraussetzungen ergaben sich neue, in ihren Folgewirkungen durchaus ambivalente Ansätze städtischer Infrastrukturpolitik.⁷⁷ Die Kommunen entwickelten Funktionen und Leistungen, die mit den Stichworten Stadtplanung, technische Infrastruktur und Daseinsvorsorge umrissen werden können. Sie veränderten die Struktur der kommunalen Verwaltung und steuerten über das kommunale Berufsbeamtentum die "Modernisierung im Regionalen"; dabei griffen sie zunehmend auf naturwissenschaftlich geschulte Fachkräfte wie Ingenieure zurück.⁷⁸ Die Erfahrungen mit den Cholera-Epidemien etwa in München und Hamburg forcierten die Anlage wirkungsvoller Abwässersysteme.⁷⁹ Auch Müllabfuhr und Straßenreinigung trugen zu stadthygienischen Verbesserungen bei.

Im Rahmen der Ausfächerung städtischer Infrastruktur wurden einzelne Einrichtungen, wie Gas- und Elektrizitätswerke, Schlacht- und Viehhöfe, Krankenhäuser, an die Peripherie der Stadt verbannt.⁸⁰ Dies galt mehr als je zuvor für die Begräbnisplätze, denn natürlich zählten auch Friedhöfe und Bestattung im Prinzip zu den neuen kommunalen Dienstleistungsbereichen (und wurden damit dem Herrschaftsbereich der Kirchen weiter entzogen).⁸¹ Damit wurden jene Grenzlinien neu gezogen, die bereits Ende des 18. Jahrhunderts der Rationalität aufgeklärter Reformpolitik entsprungen waren - Grenzen, die Kranke von Gesunden ebenso trennten wie Vermögende von Armen und Lebendige von Toten.⁸² Dies war die Voraussetzung, die in der Zeit des Kaiserreiches zur Anlage großer Zentralfriedhöfe weit vor den Toren der Städte führte.

Natürlich hatte man gute Argumente für die immer weiteren Entfernungen, die nun zwischen Stadtzentrum und neuen Friedhöfen liegen sollten. Hygienische Forderungen, die im gesamten 19. Jahrhundert aktuell blieben, spielten eine wichtige Rolle.⁸³ Noch immer war die Ansicht verbreitet, daß die Ausdünstungen der Begräbnisplätze eine Gefahr darstellten und somit der Luftströmung eine besondere Rolle zukäme.⁸⁴ Noch Ende der 1870er Jahre wurde in München für Gebiete um Friedhöfe eine "offene Bauweise" vorgeschrieben, um die Ventilation frischer Luft zu fördern.⁸⁵ Das 1882 erschienene "Handbuch des öffentlichen Gesundheitswesens", das einen ausführlichen Abschnitt über Bestattung beinhaltet, hält zwar das vielfach gefürchtete Austreten von "Leichengasen" auf neuen Friedhöfen unter normalen Umständen für ausgeschlossen, gibt aber dennoch Empfehlungen für die beste Windrichtung.⁸⁶ Zudem weist es auf die hygienischen Gefahren durch austretendes "Leichenwasser" hin.⁸⁷

Die Hygienefrage sorgte für prophylaktische Maßnahmen bei der Anlage von Friedhöfen. Dazu gehörten etwa Untersuchungen zur Bodenbeschaffenheit. Darüber hinaus wurde der Grundwasserstrom berücksichtigt; aus Furcht vor den "pathogenen Bakterien des Friedhofbodens" sollte er ebenso wie die Hauptwindrichtung stadtauswärts weisen, wie noch in einem Handbuch über Bestattungsanlagen aus dem Jahr 1907 festgehalten wird.⁸⁸ Aber schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts gab es auch Stimmen, die diese Gefahren relativierten. Der berühmte Mediziner und Hygieniker Max von Pettenkofer bestritt 1854, daß Friedhöfe und ihre vermeintlichen krankheitserregenden Ausdünstungen so gefährlich seien, wie behauptet.⁸⁹

Dennoch: Die alte Ansicht über die Schädlichkeit der Friedhöfe erwies sich als zählebig, und das Kriterium der Windrichtung zählte bis ins frühe 20. Jahrhundert zu den Forderungen bei der Anlage von Friedhöfen.⁹⁰ Noch im Jahr 1903 konnte Heinrich Mann in einem Roman, der im zeitgenössischen München spielte, folgenden Satz in einen Dialog einbauen: "... ich könnte nicht essen, wo nebenan eine Leiche liegt. Was ißt man da alles mit, Miasmen oder so was ...".⁹¹

Ob Miasmen oder nicht: Die Aktualität hygienischer Fragen zeigte sich gesellschaftlich in Aufkommen und wachsender Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege in der zweiten Hälfte

des 19. Jahrhunderts.⁹² Deren Vertreter beschäftigten sich natürlich auch mit dem Bestattungswesen, forderten die "... nöthige Quadratfläche für Gräber" ebenso ein wie einen geregelten Begräbnisturnus.⁹³ Noch die 28. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege 1903 in Dresden erklärte die "Beseitigung faulender und fäulnisfähiger Stoffe" zu einer notwendigen Voraussetzung für neue Wohnungsbauten.⁹⁴

Dies deutet bereits an, daß es in der Zeit des Kaiserreiches zu einem immer stärkeren Zusammenspiel von gesellschaftlich organisiertem "Spezialwissen", beruflicher Profilierung und kommunalpolitischen Entscheidungen kam. Im Rahmen einer "... immer ausgreifenderen organisierten Erfüllung all jener Aufgaben, die mit den Begriffen Städtetechnik, kommunale Daseinsvorsorge und Leistungsverwaltung bezeichnet werden",⁹⁵ ergab sich ein lohnendes Feld für die Erprobung neugewonnen Spezialistentums und einer neuen kommunalpolitischen Rationalität.⁹⁶

Neben den hygienischen Kriterien spielten die in der Zeit von Hochindustrialisierung und Urbanisierung sprunghaft steigenden städtischen Bodenpreise eine Schlüsselrolle bei der Planung von Friedhöfen.⁹⁷ Der Preismechanismus unterstützte die Auslagerung der Friedhöfe, da diese städtebaulich interessante Flächen nicht blockieren durften und selbst natürlich möglichst wenig kosten sollten.⁹⁸ So wie die immer attraktiver werdende Bodenspekulation generell entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Städte ausübte,⁹⁹ beeinflusste sie die Entscheidung über die Lage von Friedhöfen.

In den Zusammenhang von Urbanisierung und Ausbau städtischer Infrastruktur gehören natürlich auch die wachsenden Kommunalisierungsbestrebungen im Friedhofs- und Bestattungswesen. Es ist bezeichnend, daß mit Ohlsdorf gerade jener Zentralfriedhof, der erstmals in Deutschland ein bedeutendes ästhetisches Gesamtkunstwerk darstellte, in Hamburg die Kommunalisierung des Friedhofswesens einläutete und damit auch in dieser Hinsicht eine entscheidende Zäsur für die Hansestadt markierte. Im übrigen hatte München hier eine Vorreiterrolle gespielt, indem es schon im frühen 19. Jahrhundert das gesamte Bestattungswesen in städtische Hände überführt hatte.¹⁰⁰

Eine umgekehrte Situation gab es in Berlin, der ersten Millionenstadt im Deutschen Reich. Hier hatten die Kirchen noch bis ins 20. Jahrhundert hinein das Friedhofswesen zum großen Teil in ihren Händen, ja, behinderten mit ihrer Genehmigungsbefugnis die Errichtung kommunaler Begräbnisplätze.¹⁰¹ Die städtischen Kirchengemeinden verteidigten zäh ihr vitales wirtschaftliches Interesse an der Bestattung ihrer Mitglieder, nur die wenig lukrative Beisetzung sogenannter Armenleichen überließen sie in immer größerem Maß anderen Institutionen.¹⁰² So erscheint es nicht verwunderlich, daß Berlin mit seinem nur rudimentär ausgeprägten kommunalen Friedhofswesen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zwar ein reiches Spektrum an Grabmalkunst aufwies, aber keine gestalterisch herausragende Friedhofsanlage.¹⁰³

Die hier skizzierten Rahmenbedingungen sollten die Friedhofsgestaltung in der Zeit des Kaiserreiches entscheidend mitbestimmen. Wenn also einige der nun angelegten neuen Großfriedhöfe dem Betrachter als ästhetische "Kunstwerke" erschienen, so waren sie doch auch, mehr oder weniger direkt, geprägt von solch profanen Faktoren wie Hygiene und Bodenspekulation.

2. Der Großstadt-Friedhof als landschaftliches Gesamtkunstwerk

Damit kehren wir zurück zu den Metamorphosen ästhetischer Traditionen - im Jahr 1906 konnte man in einer Illustrierten lesen: "Nie wird man müde, den Sinn zu bewundern, der hier schaffend gewaltet. Der die Brücken schlug von Natur zu Kunst, von Kunst zu Natur. Zu höherer Einheit ist beides hier verbunden. Man wandelt wie in einer anderen Welt, wo die Gegensätze sich aufheben."¹⁰⁴ Dieses überschwengliche Lob galt dem damals knapp 30 Jahre bestehenden Hamburger Zentralfriedhof Ohlsdorf.¹⁰⁵ Im Norden der Hansestadt angelegt, rund zehn Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, hatte er seit den 1880er Jahren seine Prägung als erster durchgängig im Stil des englischen Landschaftsgartens¹⁰⁶ angelegter Großfriedhof Deutschlands erhalten und wurde zu einem auch international weithin beachteten Vorbild.¹⁰⁷ Das Konzept der Krummen Linie war in ein "Gesamtkunstwerk"¹⁰⁸ gemündet. Hier fanden die Metamorphosen einer Friedhofsästhetik ihren Höhepunkt, deren konkrete Spuren ins frühe 19. Jahrhundert zurückreichen, die eigentliche Traditionslinie aber bis zum Landschaftsgarten des 18. Jahrhunderts.

Dabei war der landschaftsgestalterische Entwurf für Ohlsdorf nicht zuletzt eine logische Konsequenz lokaler topographischer Gegebenheiten. Das vorhandene, leicht hügelige Terrain forderte geschwungene Wege geradezu heraus, wollte man die notwendigen Erdarbeiten möglichst gering halten. Die später landschaftlich so reizvollen Teiche waren Ergebnis der technisch notwendigen Drainage-Arbeiten.¹⁰⁹ So ist es keineswegs abschätzig gemeint, wenn der Stettiner Friedhofsleiter Georg Hannig in seinem zeitgenössischen Werk "Der Friedhof und seine Kunst" die Anlage mit folgenden Worten würdigte: "Allein aus dem Zweck heraus ist hier alles geschaffen und einem Willen angepaßt. Das Gelände ist verwertet, wie es sich gerade bot ..."¹¹⁰ Ohlsdorf geriet zum ästhetischen Vorbild, ohne daß die Vorgaben kommunaler Rationalität vergessen wurden.

Rund zwanzig Jahre nach seiner Eröffnung jedenfalls präsentierte sich der Friedhof mit seinen idyllischen Teichanlagen und Bachläufen, verschlungenen Wegen, künstlich geschaffenen Hügeln und betont abwechslungsreichen Bepflanzung als Gesamtkunstwerk aus Natur, Kunst und Technik.¹¹¹ Die bunte Vielfalt keineswegs nur heimischer Pflanzen und Bäume wie auch die Anlage eines "Geologischen Hügels" verwiesen zugleich auf pädagogische Absichten: Der Friedhof war nicht nur eine Stätte der Pietät, sondern hatte als botanisch-geologisches Freilichtmuseum

moralisch-belehrende Funktionen und reihte sich damit ein in die kulturell-pädagogischen Reformbestrebungen der Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg.¹¹²

Diese Synthese völlig unterschiedlicher Funktionen war Programm im Gesamtkunstwerk Ohlsdorf. Nicht umsonst äußerte der für die Gestaltung des Friedhofs zuständige Architekt und langjährige Direktor von Ohlsdorf, Wilhelm Cordes, in einem Friedhofsführer 1897: "Der Friedhof soll nicht eine Stätte der Todten und der Verwesung sein. Freundlich und lieblich soll alles dem Besucher entgegentreten und dadurch der Ort aus der umgebenden Landschaft herausgehoben und geweiht werden."¹¹³ Und weiter: "In der richtigen malerischen Vereinigung von Architektur, Sculptur und Landschaftsgärtnerei liegt ein weiter Spielraum für die Phantasie und ein unerschöpfliches, freies Arbeitsfeld; und ein Friedhof, nach diesen Gesichtspunkten geleitet, könnte vorbildlich werden für das harmonische Zusammenwirken von Architektur, Sculptur und Landschaftsgärtnerei."¹¹⁴

Zugleich hatte die landschaftliche Differenzierung auch hier den Vorzug, reizvoll gelegene und privilegierte Bestattungszonen zu schaffen, die zu entsprechend hohen Gebühren verkauft werden konnten. Aufgrund ihrer teilweise malerischen Lage erfreuten sich diese Bereiche zunehmender Beliebtheit. Je reizvoller die Anlage, desto höher die Gebühreneinnahmen: Diese Regel war den Friedhofsträgern damals durchaus geläufig. Das zeigt folgende Feststellung des bereits zitierten Georg Hannig: "Es ist eine überall beobachtete Tatsache, daß auf Friedhöfen, die dem ästhetischen Bedürfnis durch reichlich bemessene Anpflanzungen mehr Rechnung tragen als bisher, die Zahl der besseren Kaufgräber gerade dieses eben erwähnten Umstandes halber prozentual ganz erheblich steigt."¹¹⁵

Nicht umsonst also wurde um die Jahrhundertwende von Ohlsdorf berichtet, daß die Nachfrage nach größeren Grabstätten im Waldgürtel, der sich dank der nun entfalteten Vegetation zu einem der stimmungsvollsten Teile des Friedhofs entwickelt hatte, auffallend gestiegen war.¹¹⁶ Gerade im bewaldeten Teil des Zentralfriedhofs wurden nur die entsprechend teuren Familiengrabstätten zugelassen, aber keine Reihengräber. Hier wurden dann jene naturgeprägten Grabmaltypen errichtet, die in besonderem Maß dem Stilrepertoire des Landschaftsgartens entsprachen, wie Felsen und Findlinge.¹¹⁷ Diese riefen nach besonders großflächigen Grabstätten und trugen somit das Ihre dazu bei, daß der Hamburger Zentralfriedhof im Jahr 1902 einen Überschuß von 120 150,85 Mark erwirtschaftete.¹¹⁸

Demgegenüber fanden Reihengräber in Ohlsdorf ihren Platz dort, wo sie dank geschickter Raumaufteilung nicht unmittelbar ins Auge fielen: versteckt hinter Anpflanzungen oder einer Reihe größerer Grabdenkmäler. Im übrigen zeugten diese Bereiche mit den unprofitablen Reihengräbern kaum von größeren gartenkünstlerischen Ambitionen. Schematisch angelegt, wurden sie kaum gepflegt und wirkten in sich geradezu verwildert. So schuf die Krumme Linie in Ohlsdorf zwar die

Voraussetzungen für eine reizvolle Kulisse, aber der ästhetisch ansprechende Gesamteindruck änderte nichts an der sozialen Hierarchie auf dem Friedhof.

Die landschaftliche Gestaltung des Ohlsdorfer Friedhofs basierte auch auf grundlegenden Veränderungen der bürgerlichen Mentalität im Verlauf des 19. Jahrhunderts - Veränderungen, die die Erfahrung des Spaziergängers, des "Flaneurs" mit seinem betrachtenden Blick, einbeziehen.¹¹⁹ Nun ergänzte die räumliche Perspektive als dritte Dimension das plane Schema von Grund- und Aufriß, das bislang für den Städtebau maßgebend gewesen war, aber eher die Routine eines Feldmessers als künstlerische Kreativität erfordert hatte.¹²⁰

Solche raumorientierten Konzepte wurden rasch populär. Um die Jahrhundertwende forderte ein Beitrag in einer zeitgenössischen Illustrierten die räumliche Gartengestaltung und die Verwirklichung eines "malerische[n] Schönheitsideal[s] in Form und Farbe".¹²¹ Diese Tendenzen reihten sich in der Zeit des Kaiserreiches ein in städtebauliche Entwürfe, die durch Radial- und Ringstraßen mehr Variabilität in das zuvor allein dominierende, streng geometrische Straßenraster brachten.¹²² Daneben waren diese Veränderungen auch Zeichen neu verteilter Gewichte zwischen den ingenieurmäßig geschulten Feldmessern und den an der Akademie künstlerisch ausgebildeten Architekten, zwischen Pragmatismus und Kunst also.¹²³

So hatte die zunehmende Urbanisierung nicht nur einschneidende Auswirkungen auf die Infrastruktur, sondern rief Diskussionen über das Erscheinungsbild der Städte hervor. Die auch pädagogisch motivierte bürgerliche Forderung nach einer ästhetischen Lebensumwelt zielte nicht zuletzt auf eine Versöhnung der in den Städten besonders frappierenden sozialen Gegensätze.¹²⁴ Die Gründung von Stadtverschönerungsvereinen beispielsweise ist Indikator für die steigende Relevanz dieser Aspekte. Konkrete Objekte waren etwa Rathäuser, Bahnhofshallen und künstlerisch gestaltete Wasserreservoirs bis hin zu Denkmälern, die auf repräsentativen Plätzen ihre Kulisse fanden.¹²⁵

Dies unterstützte und intensivierte ästhetische Traditionen wie die Krumme Linie (die ja nicht zufällig zur selben Zeit auch städtebauteoretisch thematisiert wurde¹²⁶). Deren Funktion unterlag dabei gewissen Metamorphosen. In der Gartenkunst des 18. Jahrhunderts noch Fluchtpunkt bürgerlich-emanzipatorischer Identität, sorgte sie später, wie beschrieben, für die Auflösung bestehender und Entfaltung neuer Friedhofsstrukturen. In Ohlsdorf schließlich erwies sich die Krumme Linie auch als technisch angemessene, durchaus rationelle Lösung. Hier wurde auf eine vorhandene Traditionslinie zurückgegriffen, um sie in eine rational begründeten Synthese von Ästhetik und Technik münden zu lassen.

Im Auge des Betrachters jedoch, dem diese hintergründige Ökonomie verborgen blieb, erschien der Ohlsdorfer Friedhof als ein landschaftlich "gezeichnetes" Gesamtkunstwerk.¹²⁷ Dabei verweist der

Begriff Gesamtkunstwerk indirekt auf die gesellschaftliche Ebene - und das macht ihn im Zusammenhang mit dem Ohlsdorfer Friedhof zu einem Schlüsselbegriff. Die Konzeption des Gesamtkunstwerks deckt, so schreibt Beat Wyss, Defizite des Individuums auf: "Das Gesamtkunstwerk begünstigt die Embryonalstellung des Subjekts, das sich vergessen möchte."¹²⁸ In bezeichnender zeitlicher Parallelität zu Böcklins populärem Gemälde "Toteninsel", das ja auch als "Landschafts-Denkmal" konzipiert worden war,¹²⁹ bot der "Totenpark" Ohlsdorf diesen Fluchtweg in Form eines naturgeprägten Kontrapunktes zur neuen, auch in Hamburg immer massiver den Alltag prägenden großstädtisch-industriellen Lebenswelt.¹³⁰ Im Unterschied jedoch zur emanzipatorischen Funktion der Natur im 18. Jahrhundert eskamotierte die Ohlsdorfer Landschaftskunst jenes nur vermeintlich autonome bürgerliche Individuum, das als Ideal einst Leitlinie von Bürgerlichkeit war, jetzt aber seine gesellschaftliche Basis und kulturelle Tradition immer mehr verlor, um in den übergeordneten Systemen kommunalpolitischer Rationalität aufzugehen.¹³¹

Diesen Prozeß werde ich im Zusammenhang mit der kulturkritischen Reformbewegung des frühen 20. Jahrhunderts, die auf dieselben Probleme andere Antworten bot,¹³² noch näher erläutern. Hier sei nur festgehalten: Die Gestaltung des Ohlsdorfer Friedhofs als Gesamtkunstwerk verweist direkt auf die gesellschaftlichen Verwerfungen einer alle Lebensbereiche umfassenden Umbruchsphase und ist innerhalb der Sepulkralkultur zugleich einer der letzten bedeutenden Entwürfe im Umgang mit den Toten, deren Traditionslinien der "Bürgerlichkeit" des 19. Jahrhunderts verhaftet waren. Eben diese Traditionen sollten nur allzubald zum Anachronismus werden, als eine sich weiter entwickelnde kommunalpolitische Rationalität nach rein technisch-funktionalen Lösungen rief.¹³³

Vorläufig jedoch erwies sich der Ohlsdorfer Friedhof, der auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 als Beispiel deutscher Gartenkunst prämiert wurde,¹³⁴ als ein wichtiges städtisches Renommierobjekt.¹³⁵ In einem lokalen Hamburger Pressebericht hieß es: "Auch im letzten Jahre wurde der Friedhof von den hiesigen Vereinen sowie von auswärtigen Behörden, unter anderem von Berlin, München und Flensburg zum Studium für dort geplante Friedhofsanlagen besichtigt."¹³⁶

Entsprechend beeinflusste Ohlsdorf die Gestaltung anderer Friedhöfe. In Köln entstanden mit dem Nord- (1895/96) und dem Süd-Friedhof (1900) ebenfalls landschaftlich orientierte Anlagen,¹³⁷ in Hannover wurde der Stöckener Stadtfriedhof ab 1901 landschaftsparkähnlich erweitert.¹³⁸ Auf dem Mannheimer Hauptfriedhof wurden die Erweiterungsflächen der bisher streng rechteckig ausgerichteten Anlage durch kreis- und ellipsenförmige Wege und ansprechende Bepflanzung gartenarchitektonisch aufgewertet (1892 bzw. 1900). Der prämierte und 1907 auf einer Gartenbauausstellung präsentierte Entwurf für einen neuen, wegen des Ersten Weltkriegs dann nicht realisierten Mannheimer Zentralfriedhof sah gleichfalls eine landschaftsartige Gestaltung mit einem Teich vor.¹³⁹ Darüber hinaus sorgte das Gesamtkunstwerk Ohlsdorfer Friedhof mit dafür, daß die Forderung nach abwechslungsreicher Bepflanzung von Friedhöfen ebenso zu einem Thema in der

Zeit des Kaiserreiches wurde als auch die Einpassung von Klein- und Kleinstarchitektur, wie Brunnen, Wegweiser und Orientierungstafeln, in das Gesamtbild.¹⁴⁰ Anfang des 20. Jahrhunderts kam sogar ein Handbuch speziell für landschaftliche Friedhöfe heraus.¹⁴¹

Außer in Hamburg entstanden allein bis 1886 noch in Stuttgart, Magdeburg, Karlsruhe und Leipzig neue städtische Großfriedhöfe. Deren Einrichtung blieb natürlich nicht ohne Auswirkungen auf den Bestattungsbetrieb im allgemeinen, da die Toten von den Lebenden zunehmend abgesondert wurden. Die kommunalpolitische Rationalität der großen Zentralfriedhöfe räumte technischen Kriterien den Vorzug gegenüber Tradition und Pietät ein.¹⁴²

Schon im Fall Ohlsdorf war die weite Entfernung zur Stadt auch damit begründet worden, die traditionellen, aber kosten- und zeitaufwendigen Trauerzüge zu unterbinden.¹⁴³ So sahen sich die Hamburger Kirchengemeinden ab 1894 zur Einrichtung eines besonderen evangelisch-lutherischen Friedhofspfarramtes auf dem Ohlsdorfer Friedhof gezwungen¹⁴⁴ - was nicht zuletzt den Zusammenhang von Wohnort und Seelsorge aufbrach und die Betreuung anonymer machte.¹⁴⁵ In Berlin mußte der Widerstand der um ihre Bestattungshoheit fürchtenden einzelnen Kirchengemeinden überwunden werden, bevor ein 20 Kilometer vom Stadtzentrum entfernter kirchlicher Großfriedhof angelegt werden konnte.¹⁴⁶

Auch in der breiten Bevölkerung waren die Zentralfriedhöfe umstritten, wegen der weiten Entfernungen und der damit verbundenen Kosten stießen sie zunächst auf Vorbehalte.¹⁴⁷ Pferdefuhrwerke oder Bahnlinien mußten von den Hinterbliebenen auf dem Weg zum Friedhof, aber auch zum Transport der Leichen in Anspruch genommen werden. Das veränderte den Charakter von Trauerzügen, was sich auch in zeitgenössischen Benimmbüchern niederschlug: "Für den Wagen zu diesem Zwecke hat im allgemeinen jeder, der an einem Begräbnisse teilnehmen will, selbst zu sorgen."¹⁴⁸ Später, um 1910, tauchten auch in Berlin und Altona die ersten Leichenautos auf, die sich im Vergleich mit Pferdefuhrwerken als rentabler erwiesen.¹⁴⁹

In diese Entwicklung stießen die aufkommenden Bestattungsunternehmen hinein. Hervorgehend im Zuge der Gewerbefreiheit vor allem aus Schreiner-¹⁵⁰ und Fuhrbetrieben, die das Bestattungsgeschäft bisher nebenbei betrieben hatten, entstanden etwa ab 1870 die ersten privaten Unternehmen.¹⁵¹ Die Industrialisierung der Sargherstellung,¹⁵² immer zeitaufwendigere und kostenintensivere Leichentransporte und die wachsende Nachfrage nach weiteren Dienstleistungen spielten bei der Entfaltung des neuen Gewerbezweiges eine Rolle. Die Bestatter übernahmen teilweise auch Funktionen, wie sie zuvor von Familie und Nachbarschaft oder genossenschaftlichen Einrichtungen ausgeübt worden waren.¹⁵³ In einigen Städten, wie Kassel, war eine privatwirtschaftliche Tätigkeit auf diesem Gebiet allerdings untersagt; die Aufgaben wurden dort, wie schon seit längerem in München, kommunal wahrgenommen.¹⁵⁴

Wenn die Politik städtischer Großfriedhöfe also auch die Ausdehnung privater Dienstleistungen begünstigte, war sie in erster Linie doch ein Ergebnis der Kommunalisierung weiter Bereiche der Daseinsvorsorge im allgemeinen und der Übernahme des Friedhofswesens aus kirchlichen Händen im besonderen - Ausdruck neuer Herrschaftsstrukturen in den Städten, die sich rasch verfestigten.¹⁵⁵ Parallel zur zunehmenden Professionalisierung kommunaler Politik mit ihrer größeren Effizienz und ihrem gewachsenen Handlungsspielraum¹⁵⁶ entstand eine bürokratisierte Verwaltung und eine seit Mitte der 1880er Jahre sprunghaft steigende Zahl städtischer Beamten.¹⁵⁷ Die sich rapide ausbreitende, professionalisierte Leistungsverwaltung, die künftig immer weitere Bereiche des alltäglichen Lebens beeinflussen sollten, führte darüber hinaus zu einem technokratischen Spezialistentum.¹⁵⁸ Leitende Stellen in den Kommunalbetrieben wurden mit hochqualifizierten Fachleuten besetzt (Ingenieuren, Technikern, Ärzten).¹⁵⁹ Bereiche wie Hygiene und Gesundheit galten als "berechnungsfähiges Wirtschaftsgut" einer makroökonomischen Gesamtrechnung.¹⁶⁰

Diese Entwicklung deutet sich in Einzelementen bereits an beim zweiten wichtigen Beispiel für den Friedhof als Gesamtkunstwerk an: dem Münchener Waldfriedhof. Während die Natur auf dem Ohlsdorfer Friedhof systematisch modelliert worden war, blieb sie auf diesem 1907 eröffneten, im wesentlichen vom Münchener Architekten und Stadtbaurat Hans Grässer gestalteten ersten deutschen Waldfriedhof¹⁶¹ in fast ursprünglichem Zustand. Die Grabstätten und Gräberfelder wurden in den vorhandenen, von Lichtungen durchzogenen und von unregelmäßiger Wegeführung geprägten Baumbestand gleichsam hineinkomponiert. Zur Gestaltung der Brunnen und Bauten wurden im Sinn der Heimatbewegung¹⁶² regionale Materialien verwendet. So paßten sich denn auch Aussegnungshalle und Kapellen, um die herausragenden architektonischen Beispiele zu nennen, dem unaufdringlich-harmonischen Gesamteindruck ebenso an wie die Gestaltung der Kleinarchitektur, etwa Brunnen. Nicht zuletzt war der Waldfriedhof die erste Begräbnisstätte, die umfassend die Vorstellungen der Friedhofsreformbewegung des frühen 20. Jahrhunderts einbezog,¹⁶³ (aber darauf wird in einem gesonderten Kapitel einzugehen sein¹⁶⁴).

In den teilweise euphorischen Reaktionen¹⁶⁵ auf die Gestaltung des Waldfriedhofes spiegelte sich deutlich die kulturkritisch-naturschwärmerische Einstellung bestimmter bürgerlicher Kreise in der Zeit der Jahrhundertwende¹⁶⁶ wider. Die Anlage entsprach sowohl bildungsbürgerlichem Protest gegen die immer sichtbarer werdende technische Urbanität der bürgerlichen Industriegesellschaft als auch dem sich parallel in Wandervogelbewegung, Alpinismus und Heimatschutz äußerndem Interesse an "unverfälschter" Natur.¹⁶⁷ Diese Ursprünglichkeitsidee äußerte sich in dem Waldfriedhof auch darin, daß dieser gerade nicht, wie noch Ohlsdorf, zugleich als Erholungs- und Freizeitraum für die städtische Bevölkerung gedacht war, sondern als Stätte "wahrer" Pietät.¹⁶⁸

In München konnten derartige Tendenzen auf besonders fruchtbaren Boden fallen, da es hier seit langem mächtige, industriefeindlich eingestellte Kreise gab, die auf den Charakter der bayrischen Metropole als Hof- und Kunststadt pochten.¹⁶⁹ Dieses von Traditionalismus und Provinzialismus

nicht freie "Kunststadtideologem" (Wolfgang Hardtwig) verhinderte immerhin in München eher noch als in anderen deutschen Metropolen, daß das Stadtbild allein vom Kalkül gewinnorientierter Interessen geprägt wurde.¹⁷⁰ Es bewahrte Teile jener ästhetischen Homogenität, die schließlich auch den Waldfriedhof auszeichnete.

Allerdings spielte auch bei der Anlage des Münchener Waldfriedhofes zunächst kein großer idealistischer Entwurf die entscheidende Rolle, sondern finanzielle Aspekte und räumliche Erweiterungsmöglichkeiten.¹⁷¹ Die unter anderem von Grässel selbst bei früheren Friedhofsanlagen in München realisierte architektonische Monumentalität¹⁷² erschien den Behörden mittlerweile als zu aufwendig.¹⁷³ Man muß dabei natürlich berücksichtigen, daß die im Zuge der Bevölkerungsexplosion notwendig gewordenen Neuanlagen im Gegensatz zu den einstigen Kirchhöfen einen immensen Kostenfaktor darstellten. Die Grunderwerbskosten beliefen sich in Hamburg-Ohlsdorf (1875-1896) auf 870 000 Mark, beim Stuttgarter Hauptfriedhof (1913) auf rund zwei Millionen Mark; die Anlagekosten (Hochbauten, Wege, Ent- und Bewässerung u.a.) in Hamburg-Ohlsdorf (1875-1896) auf knapp zwei Millionen Mark, auf dem Münchener Ostfriedhof (Baulichkeiten 1894-1900) auf 1,1 Millionen Mark.¹⁷⁴ Ästhetische und wirtschaftliche Aspekte waren so aufs engste miteinander verknüpft, und auch die zumindest in Städten wie Hamburg und Hannover vollzogene Integration der Friedhöfe in ein Grün- und Erholungsflächenkonzept zeugt von einem rational-ökonomischen Denkansatz.¹⁷⁵

Dem standen die lukrativen Einnahmen aus den vielfältigen Verwaltungs- und Nutzungsgebühren gegenüber.¹⁷⁶ Auch in München zählten in der Regel die Bestattungs- und Grabstellengebühren sowie die Gebühren für Grabpflege zu den wichtigsten Einnahmequellen.¹⁷⁷ So hatte die Stadt bereits im Jahr 1900 aus dem Friedhofs- und Bestattungsbetrieb insgesamt einen Überschuß von 341 235 Mark erwirtschaftet.¹⁷⁸

In diesem Sinn wurden bei der Anlage des Waldfriedhofs lokale Standortvorteile konsequent ausgenutzt. Dank der bereits vorhandenen Waldgebiete gab es von vornherein jene exklusiven Bereiche, die auf anderen Friedhöfen erst durch architektonische Mittel, Wegeführung oder landschaftliche Gestaltung geschaffen werden mußten. Von der zeitgenössischen Natursehnsucht profitierend, wurden Familiengräber in den besonders repräsentativen Waldteilen, auch besonders teuer verkauft.¹⁷⁹

So wurde der Waldfriedhof zu einem weiteren friedhofsästhetischen Vorbild in der wilhelminischen Zeit. Noch vor dem Ersten Weltkrieg entstanden vergleichbare Anlagen, etwa mit dem 1911/12 angelegten Sennefriedhof bei Bielefeld.¹⁸⁰

Wir aber werfen einen Blick nach Berlin, wo vor allem der 20 Kilometer vom Stadtzentrum entfernte kirchliche Zentralfriedhof Stahnsdorf an diese Entwicklung anschloß. Die sehr begrenzte

Erweiterungsfähigkeit innerstädtischer Begräbnisplätze hatte sich spätestens Ende des 19. Jahrhunderts in der inzwischen zur Millionenmetropole gewachsenen Reichshauptstadt derart negativ ausgewirkt, daß die im Bestattungswesen maßgebende evangelische Kirche¹⁸¹ zur Planung neuer großer Friedhöfe schritt.¹⁸² Zuständig dafür war der 1895 gegründete Stadtsynodalverband als zentrale Wirtschaftsverwaltung der evangelischen Kirche. Dieser Synodalverband sah sich gezwungen, auf Areale außerhalb des städtischen Weichbildes zurückzugreifen, denn die innerstädtischen Freiflächen waren zunehmend knapper geworden und fanden überdies im Wohnungsbau eine lukrativere Nutzung. So entstanden die kirchlichen Zentralfriedhöfe Ahrensfelde (1908) und Stahnsdorf (1909), während eine weitere ins Auge gefaßte Anlage in Mühlenbeck nie realisiert wurde.

Stahnsdorf wurde, ebenso übrigens Ahrensfelde, unter Leitung des Garteningenieurs Louis Meyer gestaltet, der den von Ackerland und Kiefernheide durchzogenen märkischen Sandboden in eine gartenarchitektonisch großzügig gestaltete Anlage umwandelte.¹⁸³ Louis Meyer wollte, den Münchener Waldfriedhof vor Augen,¹⁸⁴ soviel wie möglich von der gegebenen Vegetation erhalten und verband daher den zum Teil mehrere hundert Jahre alten Baumbestand wie auch die vorhandenen, eher dürtigen Schonungen mit Neuanpflanzungen. Bis 1926 wurden 80 000 einjährige Kiefern, 1600 Birken, 1000 Buchen und 4500 Douglasien gepflanzt.¹⁸⁵ Differenziert gestaltete und mit der Umgebung harmonisierende Kleinarchitektur sorgten auf den ausgedehnten Friedhofsflächen für Orientierungspunkte und Blickfänge. Auch die meisten der übrigen Gebäude (Pförtnerhaus, Wirtschaftsbauten, Kapellen) fügten sich mit ihren Holzkonstruktionen und Fachwerkelementen in das ästhetische Gesamtkonzept ein.¹⁸⁶ Später entstanden dann auch Grabmalensembles, die die Stimmung der Natur mit einbezogen.¹⁸⁷

Im übrigen wurden die noch nicht für Belegungen verwendeten Flächen zu land- und forstwirtschaftlichen Zwecken verpachtet - ebenso eine zusätzliche Einnahmequelle für den Synodalverband wie der Umstand, daß gegen doppelten Gebührensatz bestimmte Flächen auch nicht-evangelischen Verstorbenen offenstanden.¹⁸⁸ Mit dem Aufbau von zugehörigen Gärtnereien und Baumschulen schuf Meyer zugleich profitable Nebeneinrichtungen.¹⁸⁹

Die Stahnsdorfer Anlage wurde durch eine neue Bahnlinie erschlossen. Auf der 1913 eröffneten, 4,4 km langen S-Bahn-Linie zwischen Wannsee und Stahnsdorf-Friedhof mit ihren anfangs mindestens zehn Zügen täglich wurden nicht nur Friedhofsbesucher, sondern auch Leichen transportiert. Daher mußte am Stahnsdorfer "Friedhofsbahnhof" ein besonderes Gebäude für den Verstorbenentransport errichtet werden.¹⁹⁰ Die technisch moderne, bereits in zeitgenössischen Berichten hervorgehobene Verkehrsanbindung gestaltete sich kostspieliger als die Friedhofsanlage selbst.¹⁹¹ Bezeichnend ist, daß zwar über den Bau der auch der Erschließung neuer Wohngebiete dienenden Strecke viel, über ihren Zweck als Friedhofsbahn aber wenig berichtet wurde; die Leichen wurden unter Ausschluß der Öffentlichkeit transportiert.¹⁹² Die (Zwangs-) Rationalisierung des Umgangs mit den Toten war

also frühzeitig und selbst bei kirchlich verwalteten Friedhöfen die zweite, langfristig ausschlaggebende Seite einer Medaille, deren Vorderseite von einer durchgreifenden Ästhetisierung des Todes im Sinne eines Gesamtkunstwerks geprägt war.

Eine zunehmend repräsentative Friedhofskultur, wie sie von Ohlsdorf und München geradezu mustergültig verkörpert wurde, konnte sich angesichts der Blütezeit städtischer Selbstverwaltung in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg zunächst besonders gut entfalten. Sie gehörten zu den Symbolen kommunalen Selbstbewußtseins, ebenso wie majestätische Rathäuser, imposante Theater- und Museumsbauten oder prachtvolle Bahnhöfe.¹⁹³ Aber gerade die wachsende Bedeutung von Kommunalpolitik und städtische Infrastruktur sollte letztlich der traditionellen Friedhofsästhetik den Boden entziehen und eine weitere Zäsur einläuten. Der "romantische" Parkfriedhof ließ sich nämlich nicht mehr in die Ausdifferenzierung eines professionalisierten kommunalen Herrschaftssystems einpassen, mit dessen Hilfe "... Unordnung durch Reglementierung und Verwaltung in Ordnung ..." ¹⁹⁴ verwandelt wurde. Diese reglementierte Ordnung verlangte, wie wir später sehen werden, nach neuen ästhetischen Mustern.¹⁹⁵

3. Architektonische Varianten **und ein utopisches Projekt aus dem Jahr 1908**

Es ist beileibe kein Zufall, daß bisher landschaftlich ausgerichtete Friedhöfe im Mittelpunkt standen, denn das Gegenstück - der architektonische Friedhof - spielte in seiner reinen Ausprägung lediglich in München eine wesentliche Rolle.¹⁹⁶ Aber nicht um der Vollständigkeit willen wenden wir uns nun dieser Variante zu, denn sie bildet zugleich einen ganz spezifischen Beitrag zur Strukturierung des sepulkralen Raumes. Darüber hinaus offenbart sie viel deutlicher als andere Formen eine Beziehung zum Sakralen und verweist damit auf ein zentrales gesellschaftliches Problem in der Zeit des Kaiserreiches.¹⁹⁷

Charakteristisch für den architektonischen Friedhof sind monumentale, meist zentral in der Nähe des Haupteingangs angesiedelte Baulichkeiten und eine in der Regel strenge und schematische Ordnung der Gräberfelder.¹⁹⁸ Gärtnerische Elemente spielen dagegen eine eher untergeordnete Rolle. Eine Umfassungsmauer bzw. Arkaden beherbergen meist die privilegiertesten Grabstätten.¹⁹⁹ Spätestens mit diesem Merkmal treten prinzipielle Unterschiede zum landschaftlichen Friedhof hervor: Der Friedhofsraum wird von der Randzone her durch die dort platzierten aufwendigen Grabdenkmäler "umrahmt", ja geradezu beherrscht. Weitere privilegierte Streifen entstanden längs der Wege. Die übrigen, meist geometrisch angelegten Gräberfelder wurden häufig mit weniger spektakulären Grabmälern sowie einem Mindestmaß an Bepflanzung systematisch überzogen und

dabei flächenmäßig restlos ausgenutzt.²⁰⁰ Insgesamt war der architektonische Friedhof in seinen Variationsmöglichkeiten für die Platzierung von Grabdenkmälern viel eingeschränkter als landschaftliche Anlagen.

Zu den spektakulärsten und unter sozialgeschichtlichem Aspekt aufschlußreichsten Spielarten architektonischer Friedhöfe zählt der Camposanto-Typus. Hier wird die soziale Hierarchie besonders deutlich. In Deutschland wurde diese bereits aus dem 16. Jahrhundert²⁰¹ bekannte Konzeption bis ins späte 19. Jahrhundert hinein zumindest ansatzweise immer wieder aufgegriffen.²⁰² In reiner Ausprägung - das heißt: als von allen vier Seiten architektonisch umschlossener Hof - zwar selten anzutreffen, wurden einzelne ihrer Elemente häufiger verwendet, vor allem Arkadengänge und Säulenhallen.²⁰³

Bedeutendste Beispiele für die Camposanto-Architektur sind die beiden Erweiterungen des Münchner Südfriedhofs in den Jahren 1817 sowie 1844/50 - nicht umsonst bürgerte sich in München bis zur Jahrhundertmitte der Begriff "Camposanto" als Synonym für Friedhof ein.²⁰⁴ Die erste Erweiterung von 1817 wurde unter Leitung von Baurat Gustav Vorherr durchgeführt, der als Kriterien seiner Arbeit zweckmäßige Ökonomie und symmetrische Ordnung nannte.²⁰⁵ Er gab der Anlage die Gestalt eines Keils, der mit einem durch Arkaden verblendeten Halbrund abschloß und dadurch sarkophagartig wirkte; im Scheitelpunkt des Halbrunds lag die Leichenhalle. Der geschützte Bereich unter den Arkaden war für kostspielige, witterungsanfällige Monumente reserviert, die entsprechende Gebühreneinnahmen erbrachten.²⁰⁶ Auch an der hohen Umfassungsmauer konnten teure und für die Stadt daher lukrative Familiengrabstätten platziert werden,²⁰⁷ deren herausragender Charakter dadurch weithin sichtbar war. Die normalen Begräbnisfelder wurden rechtwinklig-symmetrisch angelegt.²⁰⁸

Die von Friedrich Ritter von Gärtner, dem Hofarchitekten Ludwig I. und Direktor der Münchener Akademie, konzipierte zweite Erweiterung ab 1844 fiel noch pompöser und aufwendiger aus. Die Kosten für den allseitig-rechteckigen, idealtypischen Ausbau im Camposanto-Stil betrugen im Vergleich zu 1817 das Doppelte.²⁰⁹ Über 200 Gruftgrabstätten fanden in den aus gebranntem Backstein gemauerten offenen Arkadengängen Platz. Weiträumig gestaltet, ermöglichten diese einen bequemen und witterungsunabhängigen Besuch der Grabstätten.²¹⁰ Die Arkaden wurden zu einer wettergeschützten Galerie sepulkraler Symbole für Macht und Reichtum, Bildung und Ansehen.²¹¹ Durch seine architektonische Ausstaffierung und die Verwendung unterschiedlichster Baustoffe,²¹² vom farbigen Majolika-Fußboden bis hin zum gußeisernen Ornament, blieb der Südliche Friedhof auch nach Einrichtung weiterer Begräbnisplätze in München die "Visitenkarte der Stadt". Wie wir noch sehen werden, wurde die Anlage mit höchst aufwendigen Grabdenkmälern ausstaffiert.²¹³ Nicht zufällig galt der Südfriedhof zu seiner Zeit in Deutschland als Schatzkammer der Sepulkralkunst.²¹⁴ Architektur und privilegierte Grabdenkmäler waren aufeinander bezogen und bildeten Blickfänge, die von den Reihengräberfeldern ablenkten. So bedeutete die Camposanto-

Architektur in mehrfacher Hinsicht eine steinerne, sehr aufwendige Variante, um den Friedhofsraum zu strukturieren und den Grabdenkmälern einen angemessenen Rahmen zu verschaffen.

Diese Tradition wurde fortgeführt von den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegten, durch monumentale Architektur geprägten neuen Münchener Friedhöfe.²¹⁵ 1868 wurde der von Arnold von Zenetti gestaltete Nordfriedhof eröffnet,²¹⁶ der den Südfriedhof als bis dahin einzigen kommunalen Begräbnisplatz Münchens entlastete. Um die Jahrhundertwende wurden dann, noch vor Eröffnung des Waldfriedhofes, unter Leitung von Hans Grässel weitere Friedhöfe errichtet (Ost-, West-, neuer Nordfriedhof).

Sie knüpften auf vielfältige Weise an die Camposanto-Architektur an. Beim Ostfriedhof beispielsweise dienten Arkadenhöfe sowie der Raum entlang der Begrenzungsmauer zur Unterbringung kostspieliger Familiengrüfte, wobei den Besitzern in der Grabordnung von 1894 eine Überdachung zur Pflicht gemacht wurde, um eine einheitliche Wirkung zu gewährleisten. Übergiebelte Erhöhungen der Mauer ergaben eine homogene Rahmung.²¹⁷ Die innerhalb der genannten Arkadenhöfe angelegten Reihengräberfelder waren als Blumenbeete gestaltet,²¹⁸ dadurch blieb der Blick auf die repräsentative Architektur unverstellt. Am Haupteingang des Nordfriedhofs ließ Thomas Mann seinen 1912 erschienenen Roman "Der Tod in Venedig" beginnen. Als Kulisse in die Handlung einbeziehend, beschreibt der Schriftsteller im Detail das "byzantinische Bauwerk der Aussegnungshalle", deren "Stirnseite, mit griechischen Kreuzen und hieratischen Schildereien in lichten Farben geschmückt, .. überdies symmetrisch angeordnete Inschriften in Goldlettern" aufweist.²¹⁹

Mit ihren künstlerisch reich ausgestatteten Trauerversammlungshallen repräsentieren diese Münchener Friedhöfe architektonische Formen, die als "Feierlichkeit in Monumentalität" interpretiert wurden.²²⁰ Mehr als andere Begräbnisplätze verweisen sie damit auf die Tradition der Bestattung in und an der Kirche. Sowohl die Arkaden und die Umfassungsmauern als auch die aufwendig ausgestalteten, kuppelgeprägten oder von einem Glockenturm ergänzten Friedhofsbauten²²¹ boten sepulkralen Ersatz für den verlorengegangenen sakralen Bezugspunkt.²²²

Zumindest im Fall Grässels lassen sich religiös motivierte Intentionen auch belegen. Als Protestant²²³ in einer katholischen geprägten Stadt beschäftigt und mit der Gestaltung eines kommunalen, also überkonfessionellen Friedhofs betraut, verwundert es nicht, daß die von ihm verwandte Symbolik der frühchristlichen Zeit vor der Kirchenspaltung entstammte.²²⁴ Gerade diese Betonung sakraler Elemente unterschied Grässels architektonische Friedhöfe von anderen repräsentativen Friedhofsbauten jener Zeit.²²⁵ Sie sind als betontes, überkonfessionelles Bekenntnis zur Religiosität zu verstehen.²²⁶ Damit ist Grässels Friedhofsarchitektur auch Zeichen gegenläufiger Tendenzen zur allgemein abnehmenden Kirchlichkeit²²⁷ (auf die Säkularisierung der Gesellschaft werde ich später, im Zusammenhang mit der Feuerbestattung, noch ausführlicher eingehen).

Andererseits demonstrieren die Münchener Beispiele auf ihre Weise, daß modernste technische Entwicklungen auch in einen feierlich-sakralen Rahmen integrierbar waren. Auf dem Ostfriedhof, dessen Grundkonzept in bescheidenerem Umfang auf dem Nord- und Westfriedhof wiederholt wurde,²²⁸ ging das repräsentative, fast kirchenhafte architektonische Interieur einher mit einer bis ins Detail durchdachten funktionalen Technik.²²⁹ Ein an das Drucksystem der städtischen Wasserleitung angeschlossenes, turbinengetriebenes Gebläse sorgte für eine Kühlung des Leichengebäudes. Die drei Funktionsbereiche der Leichenhalle, aufgeteilt in Einbringung, Aufbahrung und Besuch, wurden strikt voneinander getrennt.²³⁰

Beenden wir damit den Exkurs zu den architektonischen Friedhöfen, die in sehr klarer und eindeutiger Weise den sepulkralen Raum gliederten und mit einer steinernen Kulisse versahen. Letztlich fand diese sepulkrale Monumentalität wenig Nachahmer, vor allem, weil sie zu kostspielig war, aber auch, weil ihr spezifisch sakraler Charakter der wachsenden Säkularisierung zuwiderlief.²³¹

Allerdings entstanden im späten 19. Jahrhundert einige Friedhöfe, die als Mischform zwischen architektonischer und landschaftlicher Gestaltung bezeichnet werden können. Besonders ausgeprägt ist dies beim 1897-99 eingerichteten Westfriedhof Magdeburg. Unter architektonischen Aspekten dominieren der Eingangsbereich mit seinem Portal sowie der zentrale Platz mit Kapelle und Leichenhallen. Die Familiengrabstätten lagen zum großen Teil an der Mauer, während dicht hinterpflanzte Familienbegräbnisse die Wege säumten und die Reihengräber verdeckten. Gärtnerische Elemente finden sich unter anderem in der Mitte der einzelnen Gräberabteilungen, am Haupteingang und vor der Kapelle.²³² Ein weiteres Beispiel für die Mischform ist der allerdings wesentlich kleinere Karlsruher Friedhof aus dem Jahr 1874. Als architektonische Elemente sind zu nennen das am Eingang gelegene Verwaltungsgebäude und das Hauptportal sowie ein von Gruftarkaden umgebener Hof, der von einer gegenüber dem Hauptportal gelegenen Kapelle unterbrochen wird. Die durch zwei Durchfahrtsbögen zu erreichenden Gräberfelder hingegen wurden mit ihren unregelmäßigen Feldergruppen, geschwungenen Wegen und Baumanpflanzungen parkartig gestaltet.²³³ Weitere bedeutende Beispiele für diese Mischformen finden sich in Leipzig (Südfriedhof, 1886) und Stuttgart (Zentralfriedhof auf der Prag, 1876).²³⁴

Architektonischer Friedhof auf der einen, landschaftlicher auf der anderen Seite sind Ausdruck der Polarität in der Friedhofsgestaltung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Diese Polarität deutet darauf hin, daß "auf diesem Gebiet auch unter den Berufenen noch ziemlich Unklarheit herrscht", wie ein Zeitgenosse die "an Paradoxen reiche Entwicklung des Friedhofes" in den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg beurteilte.²³⁵

In diese Anomie hinein stieß ein originelles Projekt, das hier von besonderem Interesse ist, weil es architektonische und landschaftliche Elemente auf ganz ungewöhnliche Weise miteinander verband. Es geht um den 1908 für München projektierten Entwurf zu einem katakombenähnlichen Friedhof.²³⁶ Diese Friedhofsutopie, die auch in der überregionalen Presse Resonanz fand und 1913 beim Münchener Kunstverein ausgestellt wurde,²³⁷ stammte von dem Architekten und Lehrer Grässels, August Thiersch.²³⁸ Er schlug in Anlehnung an antike Beisetzungsformen die Einmauerung von Särgen in begehbaren Grüften vor: "Über der neuen Totenstätte", so heißt es in einem zeitgenössischen Pressebericht, "erhebt sich eine Tempelstadt mit feierlichen Eingangstoren, die zunächst in eine Parkanlage führen." Treppen weisen den Weg in das katakombenartige "Unterwelt-Reich" der Toten, elektrische Beleuchtung sorgt für Licht auf den Gängen und in den Grabkammern, die mit Metalltüren und kleinen Fenstern versehen sind. Die Grüfte - meist mit Schubkammern ausgerüstet - dienen in der Regel der Bestattung von bis zu 36 Personen, es sind aber auch große Sammelräume und Individualgrüfte vorgesehen (insgesamt war Platz für 8 000 Särge). "Auch die schöne Sitte des Gräberschmuckes," so weiter, "wird sich hier frei entfalten können, denn die ausgedehnte Anlage bietet mit ihren Vorhallen und den Flächen neben und über den Türen Raum genug für Pflanzen, Kränze und Blumen. Ein regelmäßiger Garten breitet sich über den Gräbern aus."²³⁹

Die Beschreibung dieses Entwurfs, der von Hans Grässel übrigens abgelehnt wurde,²⁴⁰ erinnert in seiner Mischung aus monumentaler Architektur und Elementen der Natur an die Friedhofsutopien der Französischen Revolutionszeit, aber auch an die frühchristlichen Katakomben.²⁴¹ Nach der optimistischen Ansicht des zitierten Presseberichtes könnten bürokratische Hindernisse die Realisierung des Thierschen Projektes zwar verzögern, "... kaum aber noch dessen Ausführung gänzlich .. verhindern."²⁴² Tatsächlich gab es 1913 Planungen, das Projekt auf einer 300 000 Quadratmeter großen Fläche gegenüber vom Schwabinger Friedhof in München zu realisieren.²⁴³

Diese Idee wurde dann aber fallengelassen. Die für Deutschland in dieser Form ungewöhnliche Form der unterirdischen Gruftbestattung war wohl zu traditionsfremd und zu sehr mit negativen Assoziationen behaftet.²⁴⁴ Aufschlußreich bleibt jedoch, auf welche Weise in einer Zeit der Anomie wiederum ein Rückgriff auf längst vergessen geglaubte architektonische Traditionen erfolgte. Und immerhin sollte die bei Thiersch auch zu erkennenden Elemente einer pragmatischen Lösung des Bestattungsproblems wenigstens vom Prinzip her ihre Parallele finden in den funktionalen Friedhofskonzeptionen der Weimarer Republik.

Bevor wir uns aber dieser neuerlichen Zäsur in der Friedhofsgeschichte zuwenden, sei endlich jenen Elementen des sepulkralen Raumes die gebührende Aufmerksamkeit gezollt, denen die Friedhofsanlage eine Kulisse bildet: Grabstätten und Grabmälern.

^AAnmerkungen zu Kapitel II

1 Heinrich Heine: Die Harzreise. Nach Adolph Strodtmanns Handexemplar berichtigt und herausgegeben von Otto F. Lachmann. Leipzig 1946, S. 30.

² Allgemein zur Entwicklung der Städte im 19. Jahrhundert siehe Jürgen Reulecke: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt/M. 1985 und Wolfgang R. Krabbe: Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Einführung. Göttingen 1989.

³ Zur Funktion der Krummen Linie im Landschaftsgarten siehe Franz Hallbaum: Der Landschaftsgarten. Sein Entstehen und seine Einführung in Deutschland durch Friedrich Ludwig von Sckell 1750-1823. München 1927, S. 64 und S. 82. Hallbaum schreibt unter anderem: "Eine der bedeutsamsten Entdeckungen des naturalistischen Gartenstils war es gewesen, daß ein Weg nicht geradlinig, sondern in Windungen verlaufen müsse. Das Thema der Windung wird zunächst ornamental, man möchte sagen als Arabeske aufgefaßt ... Als organisch aber wird man Wegelinien erst dann ansprechen dürfen, wenn das Gesetz erkannt ist, daß der menschliche Verkehr die Neigungen hat, Widerstand ezu umgehen und somit den Hügeln, Baumgruppen oder sonstigen Hindernissen auszuweichen. Jetzt erst können die Wegelinien der Bodengestalt, der Fluß- und Seebewegung, der Bepflanzung als innerlich verwandt gelten, da sie aus allen diesen Größen resultieren. Es kommt hinzu, daß die Wege die Aufgabe haben, die Gartenbesucher in einem gewissen Gleichmaß von Umweg und direktem Weg an die Zielpunkte im Garten hinzuführen, und daß auf dieser Wanderung gerade diejenigen Stellen des Parks berührt werden sollen, an denen sich die vorzüglichsten Veduten und Prospekte eröffnen." Ebd., S. 82. Zur Geschichte der Krummen Linie im Städtebau siehe Georg Germann: Krumme Straßen.

Städtebautheorie der Frühneuzeit. In: Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 3, 1976, S. 10-25. Im späten 19. Jahrhundert gab es neue Diskussionen um das Prinzip der Krummen Linie; siehe zeitgenössisch Joseph Stübgen: Gerade oder krumme Straßen? In: Deutsche Bauzeitung 11, 1877, Nr. 28, S. 132-134. Siehe für Deutschland auch zu Carl Henrici: Gerhard Curdes/Renate Oehmichen (Hg.): Künstlerischer Städtebau um die Jahrhundertwende. Der Beitrag von Carl Henrici. Köln 1981.

⁴ Einen knappen internationalen Überblick zur Entwicklung der Friedhofsästhetik bietet Richard Etlin: Between two worlds. Cemetery design 1750-1850. In: Lotus International 1983, Heft II: Funerary Lotus, S. 83-89.

⁵ Koch: Bedeutung, 1989, S. 131.

⁶ Zum Begriff "Gesamtkunstwerk" siehe die Beiträge in: Der Hang zum Gesamtkunstwerk. Europäische Utopien seit 1800. Aarau, Frankfurt/M. 1983 (2. Aufl.). Im einführenden Beitrag gesteht Harald Szeemann zu, daß dieser von Richard Wagner 1850/51 geprägte

Begriff theoretisch nie definiert worden ist und mehr die utopische Beschwörung einer wie auch immer geformten Einheit ausdrückt als ein konkret greifbares Objekt. Harald Szeemann: "Vorbereitungen". In: Der Hang zum Gesamtkunstwerk, 1983, S. 16-19, hier S. 16-17. Zu Wagner Gesamtkunstwerk-Konzeption siehe Udo Bertmbach: Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie. Frankfurt/M. 1994. Zur weiteren Verwendung und Erläuterung des Begriffs siehe unten, II.2., S. 111.

⁷ Zur Öffnung der Städte für Preußen Horst Matzerath: Urbanisierung in Preußen 1815-1914. Stuttgart 1985, S. 63. In München beispielsweise begann die allgemeine Auflösung der geschlossenen Stadt Ende des 18. Jahrhunderts. Siehe Margaret Wanetschek: Die Grünanlagen in der Stadtplanung Münchens von 1790-1860. München 1971, S. 10. Für München nimmt Wanetschek den Alten Südfriedhof als frühes Beispiel für die Öffnung der Stadt im späten 18. Jahrhundert: "Die 'offene Stadt' konstituiert sich also zunächst mit einem Akt der Isolierung: Die aus der Stadtgemeinde ausgeschlossenen Toten sind die ersten 'Neusiedler' im Neuland vor den Mauern." Wanetschek: Grünanlagen, 1971, S. 11-12.

⁸ Andere, im 17. und 18. Jahrhundert neugegründete Städte hatten auf das überholte Festungssystem ohnehin verzichtet. Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 63.

⁹ Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 62-63.

¹⁰ Die Auslagerung der Friedhöfe fand auch Eingang in architektonische Lehrbücher, wie in Jean Nicolas Durands in Europa weitverbreitetes "Précis des leçons d'architecture" (erschienen 1802-1805, bis 1840 regelmäßig nachgedruckt). Spiro Kostof: Geschichte der Architektur. Band 3. Vom Klassizismus bis zur Moderne. Stuttgart 1993, S. 539-540. Daß Friedhöfe häufig eine Vorreiterrolle bei der Ausdehnung der Stadt spielen, zeigt auch die Tatsache, daß Pläne über einen Abschluß städtischer Bauanlagen in München von 1858/1862 mit ihren Bebauungsverbieten nur kurze Zeit später durch die Anlage des (alten) Nordfriedhofes durchbrochen wurden. Stefan Fisch: Stadtplanung im 19. Jahrhundert. Das Beispiel München bis zur Ära Theodor Fischer. München 1988, S. 161.

¹¹ Happe: Friedhöfe, 1991, wo auf S. 78-148 Beispiele für diese Typen genannt werden sowie Beispiele für einen vierten, von Happe gebildeten Typus "Camposanto", der aufgrund seiner Besonderheit als architektonische Anlage in meiner Arbeit weiter unten separat behandelt wird (siehe II.4.).

¹² Happe: Friedhöfe, 1991, S. 78.

¹³ Als Beispiele aus dem frühen 19. Jahrhundert werden genannt die Friedhöfe von Neuss (angelegt 1804), Trier (Städtischer Kirchhof, 1808) und Koblenz (Hauptfriedhof, 1820). Happe: Friedhöfe, 1991, S. 82-86; siehe auch dort die Zusammenfassung, S. 86.

¹⁴ So etwa auf dem 1843 eingeweihten Hauptfriedhof Kassel; siehe Hans-Günter Pasche: 150 Jahre Kasseler Hauptfriedhof 1843-1993. In: Ders./Joachim Diefenbach/Karl-Hermann Wegner: Todtenhof und Nordstadtpark. 150 Jahre Kasseler Hauptfriedhof. Kassel 1993, S. 9-25, hier S. 12.

¹⁵ Pasche: Kassel, 1993, S. 12. Die Hauptwege mit aufwendig gestalteten Grabstätten erhielten dann im Volksmund häufig entsprechend spöttische Bezeichnungen: in Kassel "Hochmutsallee" (ebd., S. 12), in Köln-Melaten "Millionenallee" (Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 40). Zur Ausdifferenzierung der Grabstättentypen siehe Kap. III.1.

¹⁶ Siehe Kapitel III.

¹⁷ Choron: Tod, 1967, S. 162.

¹⁸ Novalis: Heinrich von Ofterdingen. Frankfurt/Main 1982, S. 158. Auch zahlreiche Stellen in Novalis' Tagebuchaufzeichnungen zum Tod der Sophie von Kühn hatten bereits in der Zeit um 1800 von dieser neuen Haltung gekündet. So schrieb der Frühromantiker über seine Einstimmung in die Trauer um die Verstorbene: "... pflückte Blumen - streute sie aufs Grab - ich war innig mit ihr - diese halbe Stunde war ich sehr glücklich, sehr ruhig - sehr von ihrem Andenken belebt" (Tagebucheintragung am 11. Mai 1797). Zitiert in: Die schöne Leiche. Weibliche Todesbilder in der Moderne. Ausgewählt von Elisabeth Bronfen. München 1992, S. 339.

¹⁹ "Der Tod und der Gänschirt", hier nach: Sigrid Fröh (Hg.): Märchen von Leben und Tod. Frankfurt/M. 1990, S. 50 (Originalveröffentlichung in Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Berlin 1812 [Erstaufgabe]).

²⁰ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 503.

²¹ Wehler: Gesellschaftsgeschichte II, 1987, S. 297-380; zum verfassungs- und staatsgeschichtlichen Aspekt jetzt Elisabeth Fehrenbach: Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815-1871. München 1992.

²² In der Malerei bieten die Werke Caspar David Friedrichs Einblicke in die Stimmung jener Epoche. Siehe etwa zur Natur- und Vergänglichkeitsthematik die Dissertation von Peter Rautmann: Caspar David Friedrich. Landschaft und bürgerliches Naturverhältnis. Diss. Hamburg 1979 (veröffentlicht unter dem Titel: Caspar David Friedrich. Landschaft als Sinnbild entfalteter bürgerlicher Wirklichkeitsaneignung. Frankfurt/M., Bern, Las Vegas 1979.) Friedrich lieferte auch einige Entwürfe für Grabmäler; dazu Hans-Joachim Kluge: Caspar David Friedrich. Entwürfe für Grabmäler und Denkmäler. Berlin 1993. Zur Melancholie Wolf Lepenies: Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1972.

²³ Richard A. Etlin: Das neue Eden. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 283-300, hier S. 283 (bei Etlins Beitrag handelt es sich um die deutsche Übersetzung des siebten Kapitels von Etlin: Architecture, 1987). Der Name des Friedhofs leitet sich übrigens ab vom jesuitischen Beichtvater Ludwigs XIV., Père Francois de Lachaise d'Aix; die Jesuiten zählten zu den Vorbesitzern des Geländes. Vgl. Marcel Le Clere: Guide des Cimetières de Paris. Paris 1990, S. 37-38.

²⁴ Etlin: Eden, 1987, S. 298-299.

²⁵ Etlin: Architecture, 1987, S. 229; Harten/Harten: Versöhnung, 1989, S. 227.

²⁶ Etlin: Eden, 1987, S. 297-300.

²⁷ Curl: Celebration, 1980, S. 266. Besonders im angloamerikanischen Bereich entstanden in den folgenden Jahrzehnten bedeutende Parkfriedhöfe. Curl nennt als Beispiele unter anderem Mount Jerome in Dublin und als ersten landschaftlichen Friedhof in den USA Mount Auburn bei Cambridge (Mass.). Zu letzterem siehe Stanley French: The cemetery as a cultural institution: the establishment of Mount Auburn and the "Rural Cemetery" movement. In: David Stannard (Hg.): Death in America. Philadelphia 1975, S. 69-91.

²⁸ Curl: Celebration, 1980, S. 163. Natürlich ist diese Gegenüberstellung von Horror und landschaftlicher Schönheit bezogen auf deutsche Verhältnisse insofern vereinfacht, als das Problem überfüllter Kirchhöfe nicht erst und nicht allein durch die Ästhetisierung der Friedhöfe bewältigt wurde.

²⁹ Siehe Kapitel I.3.

³⁰ Auf die Rolle der Natur bei der Friedhofsgestaltung im 19. und 20. Jahrhundert geht auch ein Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 179-184.

³¹ Dazu allgemein Volker Hannwacker: Friedrich Ludwig von Sckell. Der Begründer des Landschaftsgartens in Deutschland. Stuttgart 1992; Hallbaum: Landschaftsgarten, 1927.

³² Hannwacker: Sckell, 1992, S. 65. Sckell befaßte sich in seinen "Beiträgen zur bildenden Gartenkunst" (1818; zweite Auflage 1825) auch theoretisch mit Friedhofsanlagen. Ebd., S. 65. Siehe auch die Würdigung bei Happe: Friedhöfe, 1991, S. 131-133 und S. 232-236.

³³ Ellinor Hesse/Renate Quell: Der Braunschweiger Domfriedhof - Ein "romantischer" Friedhof aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts? Kurzfassung einer Fallstudie. In: Wie die Alten, 1979, S. 155-158.

³⁴ Hesse/Quell: Domfriedhof, 1979, S. 156-157.

³⁵ Zacher: Düsseldorf, 1982, S. 59-60.

³⁶ Zacher: Düsseldorf, 1982, S. 60. Zur großen Bedeutung Weyhescher gärtnerischer Anlagen für die Stadt generell siehe Helmut Croon: Staat und Städte in den westlichen Provinzen Preußens 1817-1875. Ein Beitrag zum Entstehen des Preußischen Bau- und Fluchtliniengesetzes von 1875. In: Gerhard Fehl/Juan Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen 1800-1875. Von den Anfängen des modernen Städtebaues in Deutschland. Hamburg 1983, S. 55-79, hier S. 64-67.

³⁷ Zacher: Düsseldorf, 1982, S. 60-61.

³⁸ Fritz Althammer: Friedhofsentwicklung in Frankfurt/M. Kurzfassung einer Fallstudie. In: Wie die Alten, 1979, S. 167-170, hier S. 168-169; weiterhin Ebba D. Drolshagen: Der melancholische Garten. Der Frankfurter Hauptfriedhof und seine Grabdenkmäler im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1987, S. 83-84 (zur Geschichte des Friedhofs allgemein S. 73ff.).

³⁹ Drolshagen: Hauptfriedhof, 1987, S. 83.

⁴⁰ Drolshagen: Hauptfriedhof, 1987, S. 83. Zur Jahrhundertmitte war allerdings wohl auch hier Vegetation entstanden, denn nach einem Bericht von 1857 mußte die "Wildniß" gelichtet werden. Ebd., S. 84.

⁴¹ Althammer: Frankfurt/M., 1979, S. 169.

⁴² Drolshagen: Hauptfriedhof, 1987, S. 84, die einen Pressebericht von 1831 zitiert.

⁴³ Althammer: Frankfurt/M., 1979, S. 169. Zum besseren Verständnis sei hier schon kurz auf eine Entwicklung verwiesen, die in Kapitel III.1. ausführlich erläutert werden wird: Es geht um die Ausdifferenzierung der Grabstättentypen jenseits der Pole Reihengrab/Erbbegräbnis. Diese Ausdifferenzierung ermöglichte vor allem den bürgerlichen Schichten, eine ihrer sozialen Stellung und wirtschaftlichen Macht gemäße Grabstätte zu erwerben. Für diese Grabstätten sollten die beschriebenen Gestaltungsansätze die Kulisse bilden.

⁴⁴ In Hamburg war der 1825 vor dem Dammtor angelegte kleine Friedhof der deutschen und französischen Reformierten der erste Begräbnisplatz, der parkähnlich mit schlängelnden Wegen gestaltet wurde. Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 19. - Für den 1832 eingeweihten Wiesbadener "Totenhof" an der Platter-Chaussee sah ein Entwurf von 1829 eine "englische Anlage" für einen Teil der im übrigen quadratisch ausgerichteten Anlage mit ihren vier Wegen und vier gleich großen Feldern vor. Hans-Georg Buschmann: Der Nordfriedhof von Wiesbaden und seine Vorgänger. Geschichte, Begräbnissitten und -riten, Grabmäler. Frankfurt/M. u.a. 1991, S. 18. - Andere Städte bezogen topographische Vorzüge in die

landschaftliche Gestaltung ein, wie der 1842 fertiggestellte und 1844 eingeweihte, später so genannte Bergfriedhof Heidelberg zeigt (ursprünglicher Name: Neuer Friedhof an der Steige). Nach Ruuskanen orientierte sich die von geschwungener Wegführung durchzogene, von Gartenbaudirektor Johann Metzger gestaltete Anlage am englischen Landschaftsgarten. Leena Ruuskanen: Der Heidelberger Bergfriedhof. Kulturgeschichte und Grabkultur. Ausgewählte Grabstätten. Heidelberg 1992, S. 19-20. Zum Bergfriedhof und seiner Geschichte siehe auch ausführlich: Die Friedhöfe in Heidelberg. Führer durch die christlichen und jüdischen Friedhöfe. Schriftleitung: E. Mushake. Frankfurt/M. o. J. [1929], S. 35-119. - An den Parkelementen des Frankfurter Hauptfriedhofs orientiert war auch eine 1855 in Auftrag gegebene Planung für den heutigen Alten Friedhof Bonn. Zwar ist nicht geklärt, in welchem Gesamtumfang die Umgestaltung des Friedhofs durchgeführt wurde - entsprechende Projekte waren jedenfalls vom Stadtrat gebilligt worden -, immerhin sind entsprechende Tendenzen anhand alter Pläne nachweisbar. Gassner: Bonn, 1980, S. 36-37. Vgl. zu dieser Phase auch Ennen u.a.: Bonn, 1986, S. 11, die einen Einfluß des in Bonn geborenen Gartenbaumeisters Peter Josef Lenné (ab 1854 Generaldirektor der königlichen Gärten in Preußen und letzter bedeutender Vertreter des englischen Landschaftsgartens in Deutschland) annimmt. Auch Hinz zitiert einen entsprechenden Hinweis. Gerhard Hinz: Peter Joseph Lenné. Das Gesamtwerk des Gartenarchitekten und Städteplaners. Zwei Teile. Hildesheim, Zürich, New York 1989, S. 498. Immerhin gab es zwischen Bonn und Lenné genug Beziehungen, so daß ein Einfluß nicht unwahrscheinlich erscheint. Dazu Hinz: Lenné, 1989, S. 492-498; siehe auch Wiltrud Petsch-Bahr: Der Stadterweiterungsplan für Bonn von 1855/56. Beispiel für eine nicht zu realisierende Straßenplanung. In: Fehlf/Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 253-283, hier S. 258-259.

⁴⁵ Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Erkenntnis, daß die in denselben Jahrzehnten entstandenen, landschaftlich gestalteten Friedhöfe in Großbritannien und den USA privat finanziert wurden. Curl: Celebration, 1980, S. 274 und S. 284. Offensichtlich versprachen sich die Anteilseigner von einem ästhetisch ansprechenden, zeitgenössischen Empfindungen entsprechenden Friedhof höheren Ertrag.

⁴⁶ In den genannten Bereichen ist die Bezeichnung nicht einheitlich; verwendet werden unter anderem "gebogener" oder "geschwungener Weg", "Windung" u.ä. Städtebaugeschichtlich siehe beispielsweise Germann: Krumme Straßen, 1976.

⁴⁷ Germann: Krumme Straßen, 1976, hier vor allem S. 22-23. Germann zeigt, daß krumme Straßen sowohl um 1500 als auch um 1800 eine Rolle spielten. Für die Zeit um 1800 verweist er vor allem auf John Claudius Loudon und bemerkt zu dessen Leistung, daß er "... die krummen Wege des englischen Landschaftsgartens unerschrocken auf das Hauptstraßennetz von Städten übertragen" habe - wenn auch nur in der Theorie und nicht allein unter malerischen, sondern auch unter funktionellen Gesichtspunkten (d.h. unter Berücksichtigung der natürlichen Gegebenheiten). In jedem Fall allerdings, so betont Germann, erschien Theoretikern wie Loudon die krumme Straße als zu legitimierende Ausnahme, nicht als Selbstverständlichkeit. Germann, S. 22-24. Zu John Claudius Loudon siehe Clemens Alexander Wimmer: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989, S. 253-290. Loudon beschäftigte sich, wie bereits erwähnt, in seinen Schriften auch mit Friedhöfen. Als deren

Hauptaufgabe bezeichnete er 1843 den zweckorientierten sanitären Aspekt, daneben sollten sie die Verbesserung der "moralischen Empfindungen und des allgemeinen Geschmacks" besonders der breiten Masse dienen. Wimmer: Gartentheorie, 1989, S. 256 und S. 284-289.

⁴⁸ Curl: Celebration, 1980, S. 244-264.

⁴⁹ Hinz: Lenné, 1989, S. 436. Darüber hinaus sei an dieser Stelle auf die Anlage von Stadtparks im Stil des Landschaftsgartens in der ersten Jahrhunderthälfte verwiesen; dazu Dorothee Nehring: Stadtparkanlagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Landschaftsgartens. Hannover, Berlin 1979.

⁵⁰ Siehe oben zu Bonn, Anmerkung 44. Bereits 1824 hatte er in seinem, im Prinzip durch gerade Wege und eine kreuzförmige Grundform gekennzeichneten Plan für den Magdeburger Nordfriedhof durch einige kurvige Wegen ergänzt. Hinz: Lenné, 1989, S. 402.

⁵¹ Hinz: Lenné, S. 437; Harri Günther: Peter Joseph Lenné. Gärten/Parke/Landschaften. Stuttgart 1985, S. 137. Zeitgenössisch-theoretisch dann in den 1870er Jahren Stübben: Krumme Straßen, 1877.

⁵² Kostof: Architektur, 1993, S. 627-628. Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 123. Auch wenn Lenné um die Jahrhundertmitte erstmals gekrümmte Straßen in Dresden anlegen durfte, sorgte erst Camillo Sittes Werk "Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen" ab etwa 1890 für grundlegende städtebauliche Diskussionen. Die auf Sitte zurückgehende Schule des "romantischen Städtebaus" zielte unter Orientierung an "gewachsenen" mittelalterlichen Städte auf eine geschlossene Raumwirkung und machte dabei Ensembles wie Straßen und Plätze zum Mittelpunkt der Gestaltung. Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 123-125. Zu einem der wichtigsten Verfechter der krummen Straßen in Deutschland wurde Carl Henrici; siehe Curdes/Oehmichen (Hg.): Künstlerischer Städtebau, 1981.

⁵³ Siehe Kapitel III.1. und III.2.

⁵⁴ Insofern trifft auch das von Stefan Fisch bei Camillo Sitte festgestellte städtebauliche Manko, daß das Prinzip der krummen Linie auf die Gesetze des freien Bodenmarktes und Aspekte wie Wirtschaftlichkeit kaum Rücksicht nimmt, zunächst für die Friedhofsgestaltung nicht zu. Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 129.

⁵⁵ Zur Ausdifferenzierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert siehe unter anderem Jürgen Kocka (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Drei Bände. München 1988. Zum Bildungsbürgertum siehe Werner Conze/Jürgen Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich. Stuttgart 1985; Reinhart Koselleck (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen. Stuttgart 1990; M. Rainer Lepsius (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung. Stuttgart 1992; Jürgen Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation. Stuttgart 1989; siehe ideengeschichtlich Bollenbeck: Bildung, 1994.

⁵⁶ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 440-442.

⁵⁷ Wolfgang Kaschuba: Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis. In: Kocka (Hg.): Bürgertum 3, 1988, S. 9-44, hier S. 18. Kaschuba stützt seine Erkenntnisse, die sich vor allem auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts beziehen, unter anderem auf die Auswertung von rund 30 gedruckt erschienenen

Lebenserinnerung. Ebd., S. 11 (Anmerkung 3). Zu Bürgerlichkeit siehe auch die Beiträge in Kocka (Hg.): Bürgerlichkeit, 1987.

⁵⁸ Kaschuba: Lebenspraxis, 1988, S. 18.

⁵⁹ Kaschuba: Lebenspraxis, 1988, S. 18-19.

⁶⁰ Kaschuba: Lebenspraxis, 1988, S. 17 und S. 23-24.

⁶¹ Dazu Wolfgang von der Weppen: Der Spaziergänger. Eine Gestalt, in der sich Welt vielfältig bricht. Tübingen 1995; Sabine Krebber: Der Spaziergang in der Kunst. Eine Untersuchung des Motives in der Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. u.a. 1990, die S. 91-97 das Spaziergehen als gesellschaftliches Ritual beschreibt. Zum Aspekt "Spaziergang in der Literatur" siehe Angelika Wellmann: Der Spaziergang. Stationen eines poetischen Codes. Würzburg 1991; für die hier zur Rede stehende Zeit vor allem S. 80-128. Den Hinweis auf diesen Aspekt und die entsprechende Literatur verdanke ich Herrn Klaus Gille.

⁶² Krebber: Spaziergang, 1990, S. 92.

⁶³ Daß Friedhöfe im deutschsprachigen Raum auch in dieser Zeit noch immer als ungeordnete Leichendepots betrachtet wurden, zeigt folgende Passage aus Gottfried Kellers Entwicklungsroman "Der grüne Heinrich" (erste Fassung 1854/55, zweite Fassung 1879/80), die in beiden Fassungen nicht etwa als Kritik, sondern als Selbstverständlichkeit formuliert wurde (der Schriftsteller beschreibt hier die Zustände in einem schweizerischen Orte von rund 2 000 Einwohnern) - wobei gerade die Jugendgeschichte, in die diese Passage integriert ist, als Beispiel für "eindrucksvolle Sozialstudien" und "kritische Analysen" gewertet wurde (vgl. Nachwort zur unten angeführten Ausgabe der ersten Fassung, S. 785). Die Passage lautet: "Der kleine Gottesacker, welcher sich rings an die trotz ihres Alters immer weiß geputzte Kirche legt und niemals erweitert worden ist, besteht in seiner Erde buchstäblich aus den aufgelösten Gebeinen der vorübergegangenen Geschlechter; es ist unmöglich, daß bis zur Tiefe von zehn Fuß ein Körnlein sei, welches nicht seine Wanderung durch den menschlichen Organismus gemacht und einst die übrige Erde mit umgraben geholfen hat. ... Es wächst auch das grüne Gras darauf, und die Rosen nebst dem Jasmin wuchern in göttlicher Unordnung und Überfülle, so daß nicht einzelne Stäudlein auf ein frisches Grab gesetzt, sondern das Grab muß in den Blumenwald hineingehauen werden, und nur der Totengräber kennt genau die Grenze in diesem Wirrsal, wo das frisch umzugrabende Gebiet anfängt." Gottfried Keller: Der grüne Heinrich. Erste Fassung. München 1980 (2. Aufl.), S. 48-49. Für die zweite Fassung des Romans, wo die Stelle zu Beginn des Werkes erscheint, siehe Gottfried Keller: Der grüne Heinrich. Nach dem Text der Ausgabe von 1879/80. München 1960, S. 7-8.

⁶⁴ Döring: Göttingen, 1984, S. 53. Zum Kostenargument siehe auch Happe: Park, 1989, S. 87.

⁶⁵ Happe: Park, 1989, S. 87.

⁶⁶ Siehe die Beispiele bei Happe: Park, 1989, S. 77-79. Zu Aufgaben und Funktion der Totengräber im 19. Jahrhundert siehe die Studie von Dietmar Cremers: Totenweiber und Totengräber im Marburg des 19. Jahrhunderts. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Marburg 1994.

⁶⁷ Gothein: Gartenkunst II, S. 455 und S. 477 (Anmerkung 44).

⁶⁸ Über den ersten freischaffenden Gartenarchitekten in Deutschland, der ausschließlich planerisch und beratend tätig war, siehe Katrin Lesser-Sayrac: Ludwig Lesser (1869-1957). Erster freischaffender Gartenarchitekt in Berlin und seine Werke im Bezirk Reinickendorf. Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, Heft 4 (= Gartendenkmalpflege Heft 8). Berlin 1995. Lesser beschäftigte sich

auch mit der Gestaltung von Friedhöfen; ebd., S. 46. - Auch die Gruppe der uns heute geläufigen Privatarchitekten entwickelte sich erst während der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vincent Alan Clark: Entstehung und Professionalisierung der Architektenberufe in England und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 529-542, hier S. 531.

⁶⁹ Leberecht Migge: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena 1913, S. 76-78.

⁷⁰ Dazu Clark: Architektenberufe, 1985, hier S. 530-531 und S. 536-537. Die Gleichstellung mit anderen "bildungsbürgerlichen" Berufen erfolgte erst nach dem Recht der Verleihung des Doktorgrades (zuerst in Berlin 1899) um die Jahrhundertwende. Ebd., S. 537. Allgemein zur Entwicklung des Architektenberufes Eckhard Bolenz: Vom Baubeamten zum freiberuflichen Architekten. Technische Berufe im Bauwesen (Preußen/Deutschland, 1799-1931). Frankfurt/M. u.a. 1991.

⁷¹ Gall: Bürgertum, 1990, S. 5-6.

⁷² Wolfram Siemann: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849-1871. Frankfurt/M. 1990, S. 90. Vielleicht ist es auch Ausdruck dieser optimistischen Fortschrittsmentalität, wenn in Gustav Freytags 1855 erschienenem und in der Folgezeit sehr populären Kaufmanns-Roman "Soll und Haben" der Tod nur als statistisches Datum (oder als gewaltsames Ereignis: z. B. Mord, Kriegstod) auftritt. Gustav Freytag: Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Zwei Bände. Hamburg 1927. Für einen anderen Roman Freytags ("Die verlorene Handschrift") belegt Franz J. Bauer eine ähnliche Tendenz; Franz J. Bauer: Von Tod und Bestattung in alter und neuer Zeit. In: Historische Zeitschrift 254, 1992, Heft 1, S. 1-31, hier S. 28-29. Im Gegensatz dazu spielen Tod und Trauer bezeichnenderweise in Thomas Manns 1901 erschienenen "Buddenbrooks" als Roman des "Verfalls einer Familie" eine sehr viel größere Rolle; Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Frankfurt/M. 1983 (27. Aufl.).

⁷³ Siemann: Aufbruch, 1990, besonders Kapitel III.

⁷⁴ Allgemein zu Stadtentwicklung und Urbanisierung erneut der Verweis auf Reulecke: Urbanisierung, 1985; Matzerath: Urbanisierung, 1985 sowie zur kommunalpolitischen Verfassung Krabbe: Stadt, 1989. Als Überblick zur Urbanisierung in der Zeit des Kaiserreiches siehe Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der "Deutschen Doppelrevolution" bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. 1849-1914. München 1995, S. 510-543.

⁷⁵ Gerhard Fehl/Juan Rodriguez-Lores: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 11-23, hier S. 18-19. Gerade in den Städten wuchs die Bedeutung des Gesundheitswesens: So stieg etwa in preußischen Städten die Zahl der öffentlichen Krankenanstalten überproportional an und verschärfte den Stadt-Land-Gegensatz auf diesem Sektor. Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 93-94.

⁷⁶ Siemann: Aufbruch, 1990, S. 156, siehe auch S. 248.

⁷⁷ Siehe dazu unten, IV.2.

⁷⁸ Siemann: Aufbruch, 1990, S. 248-249.

⁷⁹ Zu diesem Aspekt zentral John von Simson: Kanalisation und Städtehygiene im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1983; siehe auch unter Kontextbezug Radkau: Technik, 1989, S. 204-205; mentalitätsgeschichtlich Corbin: Pesthauch, 1984, S. 294-296.

⁸⁰ Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 286. Zum Aspekt Krankenhaus siehe die Lokalstudie Gordon Uhlmann/Ursula Weisser: Grundzüge

einer Geschichte des Eppendorfer Krankenhauses. In: Ursula Weisser (Hg.): 100 Jahre Universitätskrankenhaus Eppendorf 1889-1989. Tübingen 1989, S. 12-129.

⁸¹ Siemann: Aufbruch, 1990, S. 247, der zugleich die Einrichtung von öffentlichen Schlachthäusern mit kontrollierter Fleischbeschau nennt, also auch jene Entwicklungen, die Sigfried Giedion unter dem Stichwort "Mechanisierung des Todes" zusammengefaßt hat - dazu mehr in Kap. V: Feuerbestattung. Siehe auch Matzerath: Urbanisierung, S. 340-341.

⁸² Juan Rodriguez-Lores: Stadthygiene und Städtebau: Zur Dialektik von Ordnung und Unordnung in den Auseinandersetzungen des Deutschen Vereins für Öffentliche Gesundheitspflege 1868-1901. In: Ders./Gerhard Fehl (Hg.): Städtebaureform 1865-1900. Von Licht, Luft und Ordnung in der Stadt der Gründerzeit. Teil 1. Hamburg 1985, S. 19-58, hier S. 21.

⁸³ Julius Fekete: Die Friedhöfe im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel des Ebershaldenfriedhofs in Esslingen. In: Esslinger Studien 23, 1984, S. 115-154, hier S. 120-121, der auch Victor Adolf Rieckes Schrift "Über den Einfluß der Verwesungsdünste ..." von 1840 als vielzitierten Beleg anführt. Zur Bedeutung der Hygienefrage im 19. Jahrhundert siehe die Beiträge in: Walter Artelt u.a. (Hg.): Städte-, Wohnungs- und Kleidungs-hygiene des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Stuttgart 1969; Heide Berndt: Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie. In: Die alte Stadt 14, 1987, S. 140-163.

⁸⁴ Fekete: Friedhöfe, 1984, S. 121.

⁸⁵ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 173. Damit setzte die bayerische Hauptstadt im übrigen ihre Pionierfunktion fort, die mit der Verbannung von Krankenhaus und Friedhof (Alter Südfriedhof) aus der Stadt und dem Verbot, in direkter Umgebung zu bauen, begonnen hatte und seit 1872 nicht zuletzt unter dem Einfluß von Typhus- und Choleraepidemien zu Maßnahmen der "Öffentlichen Gesundheitspflege" in der gesamten Stadt führte. Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 169-172.

⁸⁶ Handbuch des Öffentlichen Gesundheitswesens. Bearbeitet und hg. von Hermann Eulenberg. Zweiter Band. Berlin 1882, S. 319.

⁸⁷ Handbuch, 1882, S. 321.

⁸⁸ Stefan Fayans: Bestattungsanlagen. Handbuch der Architektur. Vierter Teil. Achter Halbband. Heft 3. Stuttgart 1907, S. 38.

⁸⁹ Fekete: Friedhöfe, 1984, S. 121. In Frankreich negierte eine von der Pariser Stadtverwaltung 1879 beauftragte Expertenkommission ebenfalls eine von Friedhöfen ausgehende Seuchengefahr. Corbin: Pesthauch, 1984, S. 293; Fekete: Friedhöfe, 1984, S. 121.

⁹⁰ Fekete: Friedhöfe, 1984, S. 121. Siehe dazu auch Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 38. Die Ansicht von der Schädlichkeit der Friedhöfe wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch von den Anhängern der Feuerbestattung propagiert - schon deshalb, weil es eines der schlagkräftigsten Argumente für die damals sich entfaltende Feuerbestattungsbewegung war. Siehe dazu Kapitel V.1.

⁹¹ Heinrich Mann: Die Jagd nach Liebe. Gesammelte Werke. Band 3. Berlin (DDR), Weimar 1988 (3. Aufl.), S. 39.

⁹² Rodriguez-Lores: Stadthygiene, 1985, S. 30. Zentrale Organisation war der um 1870 gegründete Deutsche Verein für Öffentliche Gesundheitspflege. Ebd., S. 33. Zum Begriff "Öffentliche Gesundheitspflege" heißt es: "Als 'Stadthygiene' war die Gesundheitspflege systematische Reflexion über den

Kausalzusammenhang von Volksgesundheit und Gesamtstadt; ein Kausalzusammenhang, der häufig als mechanischer Einfluß der verschiedensten Stadtelemente - Boden, Wasser, Luft, Anlagen, Gebäude, Wohnungen usw. - auf den gesundheitlichen und sittlichen Zustand der Bevölkerung verstanden wurde. Aus diesem Verständnis erhob die Gesundheitspflege den Anspruch, die Hygiene-Norm der Volksgesundheit und der sozialpolitischen Ordnung als Leitprinzip eines neuen Städtebaus und einer neuen Stadt einzusetzen." Ebd., S. 40. Zur Ideologie der öffentlichen Gesundheitspflege siehe ebd., S. 27.

⁹³ Siehe dazu Rodriguez-Lores: Stadthygiene, 1985, S. 30, der auf den 1869 erschienenen ersten Band ihres zentralen Organs, der "Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege", verweist. Nicht zufällig leitete die öffentliche Gesundheitspflege ihre Aktivitäten auch aus der im 18. Jahrhundert bekannten "contagionistischen Theorie" ab, nach deren Erklärungsmuster menschliche Krankheit in Zusammenhang steht mit fauligen Ausdünstungen, Miasmen, die ja - wie wir sahen - schon damals nicht zuletzt auf den Begräbnisplätzen lokalisiert wurden. Rodriguez-Lores: Stadthygiene, 1985, S. 34 und oben, Kap. I.2.b., S. 32ff.

⁹⁴ Rodriguez-Lores: Stadthygiene, 1985, S. 56-57.

⁹⁵ Reulecke: Stadtbürgertum und Sozialreform in Preußen. In: Gall (Hg.): Stadt und Bürgertum, 1990, S. 171-197, hier S. 184. Zu Leistungsverwaltung und Daseinsvorsorge siehe allgemein Hendrik Gröttrup: Die kommunale Leistungsverwaltung. Grundlagen der gemeindlichen Daseinsvorsorge. Stuttgart 1973; Beispiele einzelner Städte bei Wolfgang R. Krabbe: Kommunalpolitik und Industrialisierung. Die Entfaltung der städtischen Leistungsverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Fallstudien zu Dortmund und Münster. Stuttgart 1985; kritisch Frank Bajohr: Vom Honoratiorentum zur Technokratie. Ambivalenzen städtischer Daseinsvorsorge und Leistungsverwaltung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. In: Frank Bajohr/Werner Johe/Uwe Lohalm (Hg.): Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Hamburg 1992, S. 66-82.

⁹⁶ Im Rahmen rasch wachsender infrastruktureller Maßnahmen eröffneten sich für Hygieniker, aber auch für Ingenieure in den Städten neue Betätigungsfelder. Zu letzteren Manfred Späth: Die Professionalisierung von Ingenieuren in Deutschland und Rußland 1800 bis 1914. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 561-588, hier S. 578. Unnötig zu betonen, daß sowohl Hygieniker als auch Ingenieure Innovationen schon aus beruflichem Eigeninteresse vertraten und vorantrieben.

⁹⁷ Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 287-289.

⁹⁸ Über die Bedeutung der Bodenfrage bei der Anlage des Ohlsdorfer Zentralfriedhofes in Hamburg siehe Markus Stock: Politische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Schaffung eines Zentralfriedhofes in Hamburg. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1995, vor allem S. 71-72, S. 93-94.

⁹⁹ Fehl/Rodriguez-Lores: Einleitung, 1983, S. 13-14 und S. 16.

¹⁰⁰ Siehe Städtische Bestattung München (Hg.): Die Städtische Bestattung München 1819-1969. München 1969, S. 9ff.

¹⁰¹ Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 162-163. Zum städtebaupolitischen Kontext siehe Jochen Boberg, Tilman Fichter, Eckhart Gillen (Hg.): Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert. München 1984, besonders die Abschnitte

"Breschen zur Moderne" (S. 90-179) und "Das steinerne Berlin" (S. 182-239).

¹⁰² Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 163.

¹⁰³ Siehe dazu Kap. II.2. und III.2.

¹⁰⁴ Ernst Preczang: Im Totenhain zu Ohlsdorf. In: Die Neue Welt. Illustriertes Unterhaltungsblatt. Jg. 1906, S. 372-374, hier S. 372. Mit ähnlichem Tenor, allerdings entschieden sachlicher äußert sich in derselben Zeitschrift in einem vorangehenden Artikel (S. 371-372) unter dem Titel "Friedhofsanlagen und Grabschmuck"

Hermann Krafft positiv zu Ohlsdorf.

¹⁰⁵ Zur politischen Vorgeschichte des Ohlsdorfer Friedhofs siehe allgemein Stock: Zentralfriedhof, 1995. Zur Gestaltungsgeschichte: Die Idee zu einem landschaftlich gestalteten Friedhof geht auf eine 1873 gebildete, durch Senat und Bürgerschaft gemischt besetzte "Commission zur Verlegung der Begräbnisplätze" zurück. Schon zwei Jahre vor der Eröffnung des dann realisierten "Zentralfriedhofes", noch vor dem Amtsantritt des späteren Friedhofsdirektors Cordes, erfolgten erste, 1878 dann massenhafte Anpflanzungen von Bäumen. Im Frühjahr 1878 wurden z. B. 16 000 Fichten, 7 000 Eichen, 1 100 Rotbuchen, 800 Linden und 700 Kastanien angepflanzt (Barbara Leisner: Die Anfänge der Gestaltung des Ohlsdorfer Friedhofs in Hamburg. In: Die Gartenkunst 2, 1990, Heft 2, S. 284-297, hier S. 286-287; allgemein zur Vorgeschichte siehe auch Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 20-29). Aber zugleich gab es noch grundsätzliche Konflikte um die endgültige Gestaltung: So plädierte unter anderem ein maßgeblich an der Friedhofsplanung beteiligter städtischer Oberingenieur für eine architektonische, im Stil des Campo Santo gehaltene Anlage im Zentrum des Friedhofs zur Unterbringung von Grüften (Leisner: Anfänge, S. 290-291; zum Typus der architektonischen Friedhöfe, zu denen die Campi Santi zählen, siehe auch Kapitel II.3.). Ein konkretes Vorbild war der 1856 angelegte Londoner Friedhof Little Ilford, der einerseits über eben eine solche Campo-Santo-Anlage verfügte, andererseits in den umliegenden Flächen als "rural cemetery" gestaltet worden war (Leisner: Anfänge, 1990, S. 291); zu Little Ilford siehe auch Curl: Celebration, S. 293-295, den der Autor als "the finest of the first public cemeteries in Britain" charakterisiert; ebd., S. 293.). Letzteres verwies zugleich auf das auch in den USA populäre landschaftliche Stilprinzip bei der Friedhofsgestaltung. Der Pionieranlage von Mount Auburn in Cambridge (Mass.) von 1831 folgten unter anderem Laurel Hill Cemetery in Philadelphia (1836) und Greenwood Cemetery in Brooklyn (heute zu New York, 1838). Siehe Philip Pregill/Nancy Volkman: Landscapes in History. Design and Planning in the Western Tradition. New York 1993, S. 394-399; zu Mount Auburn siehe French: Cemetery, 1975. Eine direkte Vorbildfunktion dieser US-amerikanischen Friedhöfe kann nicht nachgewiesen werden, aber Barbara Leisner stellt immerhin eine "gedankliche Nähe" fest (Leisner: Anfänge, 1990, S. 292) und verweist auf eine entsprechende Notiz von Cordes, die die Rezeption amerikanischer Friedhöfe belegt (persönliche Mitteilung von Dr. Barbara Leisner an Verf. vom 25. März 1994). Gegen die Campo-Santo-Anlage sprachen letztlich die zu hohen Kosten. Außerdem ginge - so ein in dieselbe Richtung zielendes Argument - durch die Campo-Santo-Architektur auch zuviel Beerdigungsfläche verloren (Leisner: Anfänge, 1990, S. 293).

¹⁰⁶ Bemerkenswerterweise wurde Ohlsdorf in einer Zeit zum ersten großen deutschen Friedhof im Stil des englischen

Landschaftsgartens, als eben dieser Stil gartenhistorisch höchstens noch als Mischform verzeichnet wird - durchsetzt von formalen Stilelementen und umgedeutet zur nurmehr "rahmenden Folie". Dazu Buttler: Landschaftsgarten, 1980, S. 191.

¹⁰⁷ Für einen knappen, prägnanten Überblick zur Geschichte deutscher Friedhöfe in der Zeit des Kaiserreiches siehe Herman van Bergeijk: *Necropolis, metropolis. Development of funerary institutions in Germany 1871-1918*. In: Lotus International 1983, Heft II: Funerary Lotus, S. 79-82.

¹⁰⁸ Die Verknüpfung des Ohlsdorfer Friedhofes mit dem Begriff "Gesamtkunstwerk" ist keine Erfindung von mir, sondern durchaus geläufig, allerdings sonst eher beiläufig und ohne weitere Erläuterungen. Unter anderem taucht sie im Titel des Forschungsprojektes auf, aus dem das Standardwerk zum Ohlsdorfer Friedhof (Leisner u.a.: Ohlsdorf, 1990) hervorging (ebd., Band I, S. 9). Auch für Stadtparkanlagen im landschaftlichen Stil aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dieser Begriff verwendet; siehe Nehring: Stadtparkanlagen, 1979, S. 161.

¹⁰⁹ Leisner, Anfänge, 1990, S. 294-295. Daß technische Frage eine große Rolle spielten, zeigt auch die Einrichtung eines Koordinatensystems zur Orientierung auf dem Friedhof, durch das der Friedhof abstrakt in einzelne, 50 x 50 m große Quadrate aufgerastert wurde. Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 23 und S. 24.

¹¹⁰ Georg Hannig: *Der Friedhof und seine Kunst. Zeitgemäße Betrachtungen über die Ausgestaltung unserer Friedhöfe*. Berlin 1908, S. 50. In Hannover allerdings hatten, wie früher schon anderswo, praktisch-ökonomische Aspekte umgekehrt für ein Scheitern des Parkfriedhof-Konzeptes gesorgt: So blieb die um 1900 mit der Erweiterung des Stöckener Friedhofs dort parkähnlich gestaltete Anlage bezeichnenderweise eine Ausnahme, da sich die Gestaltung von Parkfriedhöfen im Gegensatz zu Hamburg als unwirtschaftlich erwies. Gerhard Richter: *Entstehung und Entwicklung des öffentlichen Grüns in Hannover bis zur Eingemeindung Lindens im Jahre 1920*. Diss. Hannover 1969, S. 250.

¹¹¹ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 36. So wurde er auch im Rahmen einer weithin beachteten Hamburger Gartenbauausstellung präsentiert. Dazu Barbara Scharf: *Der Ohlsdorfer Friedhof im Spiegelbild großer Ausstellungen*. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 78, 1992, S. 135-161, hier S. 139.

¹¹² Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 37. Diese Bestrebungen hatten gerade in Hamburg mit Alfred Lichtwark und Fritz Schumacher bedeutende Vertreter. Auf Schumacher werden wir im Zusammenhang mit der Feuerbestattung noch zurückkommen. Zur Reformbewegung siehe IV.1.

¹¹³ *Friedhof zu Ohlsdorf-Hamburg. Führer*. Hamburg o. J. [1897], S. 14.

¹¹⁴ *Friedhof zu Ohlsdorf-Hamburg*, [1897], S. 15.

¹¹⁵ Hannig: *Friedhof*, 1908, S. 1. Hannig widerspricht damit der Erkenntnis aus dem zur gleichen Zeit erschienenen Handbuch über Bestattungsanlagen von Fayans, das Vorbehalte gegen die Verwendung allzu großer Flächen für landschaftliche Gestaltung angesichts hoher Grundstückspreise und des Wirtschaftlichkeitsaspektes äußerte. Fayans: *Bestattungsanlagen*, 1907, S. 41.

¹¹⁶ "Von der Todtenstadt in Ohlsdorf". In: *Hamburger Fremdenblatt* vom 13.7.1901, S. 6.

¹¹⁷ Zu diesen Grabmälern siehe Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 83-89.

¹¹⁸ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 169

¹¹⁹ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 132-134, zum Flaneur S. 136. Siehe zum Friedhof als Ort des Spaziergangs die in Anmerkung 61 genannten Arbeiten.

¹²⁰ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 132-134.

¹²¹ Willy Lange: Gartengestaltung unserer Zeit. Teil III. In: Illustrierte Zeitung Nr. 3021, 23.5.1901, S. 818.

¹²² Anthony Sutcliffe: Planung und Entwicklung der Großstädte in England und Frankreich von 1850 bis 1875 und ihre Einflüsse in Deutschland. In: Fehll/Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 35-53, hier S. 50.

¹²³ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 136.

¹²⁴ Reulecke: Urbanisierung, 1985, S. 91. Derartige Bestrebungen hatten, wie bereits angedeutet, nach 1900 gerade in Hamburg bei Kunstreformern wie Alfred Lichtwark und reformorientierten Architekten wie Fritz Schumacher wichtige Repräsentanten und fand etwa 1913 etwa in der sozial- und gartenreformerisch orientierten Gestaltung des Hamburger Stadtparks und seiner Mischung aus landschaftlichen und architektonischen Elementen ihren Ausdruck. Siehe dazu auch Michael Goecke: Stadtparkanlagen im Industriezeitalter. Das Beispiel Hamburg. Hannover, Berlin 1981. Ausführlicher zu Schumacher siehe Kapitel V.3.a.

¹²⁵ Reulecke: Urbanisierung, 1985, S. 89-90, und Krabbe: Stadt, 1989, S. 81. Beide verweisen dabei auf den österreichischen Architekten und Leiter der Wiener Staatsgewerbeschule, Camillo Sitte (1843-1903), der zu den Begründern modernen Städtebaus zählt.

¹²⁶ Siehe Curdes/Oehmichen (Hg.): Künstlerischer Städtebau; 1981.

¹²⁷ Bazon Brock zufolge gibt es "Gesamtkunstwerkskonzeptionen" im künstlerischen, wissenschaftlichen und ökonomisch-politischen Bereich. Wörtlich heißt es: *"Von Gesamtkunstwerken wollen wir in allen drei Bereichen dann sprechen, wenn Individuen ein gedankliches Konstrukt übergeordneter Zusammenhänge als bildliche [sic!] oder epische Vorstellung oder als wissenschaftliches System oder als politische Utopie entwickelt haben [im Original hervorgehoben]."* Zugleich betont Brock, daß Gesamtkunstwerke nur als "fiktive Größe, als zur Sprache gebrachte gedankliche Konstruktionen" existieren und - später - die Möglichkeit der Erfahrung übergeordneter Zusammenhänge voraussetzen. Bazon Brock: Der Hang zum Gesamtkunstwerk. Pathosformeln und Energiesymbole zur Einheit von Denken, Wollen und Können. In: Der Hang zum Gesamtkunstwerk, 1983, S. 22-39, hier S. 23 und 25. Odo Marquard betont die Verbindung von Kunst und Wirklichkeit im Gesamtkunstwerk, die "Tendenz zur Tilgung der Grenze zwischen ästhetischem Gebilde und Realität." Odo Marquard: Gesamtkunstwerk und Identitätssystem. Überlegungen im Anschluß an Hegels Schelling-Kritik. In: Der Hang zum Gesamtkunstwerk, 1983, S. 40-49, hier S. 40. Wie dem auch sei: In jedem Fall ist wichtig, daß der Ohlsdorfer Friedhof im Auge des Betrachters als Gesamtkunstwerk erscheint. Die diesen Charakter störenden, aber tatsächlich vorhandenen Reihengräber wurden nicht umsonst durch entsprechende Plazierungen und Anpflanzungsmaßnahmen dem Auge des Betrachters entzogen.

¹²⁸ Beat Wyss: Trauer der Vollendung. Von der Ästhetik des Deutschen Idealismus zur Kulturkritik an der Moderne. München 1985, S. 298.

¹²⁹ Wie an anderer Stelle bereits angedeutet, erfreute sich die "Toteninsel" im wilhelminischen Bildungsbürgertum großer Beliebtheit, da die Stimmung des Gemäldes den

"Gefühlsdispositionen der dem modernen Leben Entfremdeten als Identifikationsmotiv" entsprach. Franz Zelger: Arnold Böcklin: Die Toteninsel. Selbstheroisierung und Abgesang der abendländischen Kultur. Frankfurt/M. 1991, S. 54; zum "Landschafts-Denkmal" ebd., S. 7. Natürlich war es vor allem der Inselcharakter, der Böcklins Bild innerhalb des Bildungsbürgertums zum "Symbol für die eigene Situation, zu einer Ikone des Weltschmerzes" (ebd., S. 56) werden ließ, aber in gewisser Hinsicht war ja auch der Ohlsdorfer Parkfriedhof eine landschaftliche "Insel" im Zeitalter von Industrialisierung und Urbanisierung.

¹³⁰ Zu Industrialisierung und Urbanisierung in Hamburg siehe Werner Jochmann: Handelsmetropole des Deutschen Reiches. In: Werner Jochmann/Hans-Dieter Loose (Hg.): Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner. Band 2: Vom Kaiserreich bis zur Gegenwart. Hg. von Werner Jochmann. Hamburg 1986, S. 15-129. Zu den Erscheinungsformen siehe allgemein die Beiträge bei Volker Plagemann (Hg.): Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt. München 1984.

¹³¹ Siehe zum Vergleich die Interpretation der Gesamtkunstwerk-Konzeption bei Richard Wagner bei Udo Bermbach: Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie. Frankfurt/Main 1994. Bermbach bezeichnet Wagners Gesamtkunstwerk-Konzeption als ästhetisch-ganzheitliches "Gegenmodell zu einer hochdifferenzierten und institutionell verfaßten Politik". Ebd., S. 272.

¹³² Siehe Kap. III.1. Auch Beat Wyss bezieht die Beispiele für seine Kritik an der Ideologie des Gesamtkunstwerks nicht zuletzt aus dem kulturkritischen Denken der Zeit um die Jahrhundertwende. Wyss: Vollendung, 1985, S. 302-304 und passim.

¹³³ Siehe Kap. III.2.

¹³⁴ Scharf: Ausstellungen, 1992, S. 143.

¹³⁵ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 38; Scharf: Ausstellungen, 1992, S. 148.

¹³⁶ "Von der Todtenstadt in Ohlsdorf". In: Hamburger Fremdenblatt vom 13.7.1901, S. 6.

¹³⁷ Scharf: Ausstellungen, 1992, S. 148. Zu Köln: Fayans, Bestattungsanlagen, 1907, S. 115-118. Verwiesen sei hier auch auf die Vorbildfunktion Ohlsdorfs für den ebenfalls von Cordes gestalteten Krematoriumsfriedhof Hamburg von 1903 (dazu knapp Helmut Schoenfeld: Der Urnenhain - ein Gartendenkmal des Historismus. In: Norbert Fischer u.a.: Tod und Technik. 100 Jahre Feuerbestattung in Hamburg. Hamburg 1992, S. 38-41) sowie - laut einer zeitgenössischen Auflistung - Friedhöfe in Berlin-Friedrichsfelde, Kiel, Leipzig, Düsseldorf, Breslau, Stettin und anderen Orten (nach Krafft: Friedhofsanlagen, 1906, S. 371). Auch der Kruppsche Privatfriedhof, der 1887 dem Essener Friedhof am Kettwiger Tor angegliedert wurde, trug deutliche parkähnliche Züge. Schmidt: Essen, 1993, S. 27 (Plan S. 26).

¹³⁸ Gert Gröning/Joachim Wolschke-Bulmahn: Von der Stadtgärtnerei zum Grünflächenamt. 100 Jahre Kommunale Freiflächenverwaltung und Gartenkultur in Hannover (1890-1990). Berlin, Hannover 1990, S. 77.

¹³⁹ Volker Keller: Architektur der Friedhöfe. In: Jugendstilarchitektur um 1900 in Mannheim. Red.: Jörg Schadt. Mannheim 1986, S. 181-184; Rudolf Haas/Wolfgang Munkel: Wegweiser zu den Grabstätten bekannter Mannheimer Persönlichkeiten. Hg. von der Stadt Mannheim. Mannheim 1981, S. 16 (zitieren ein Manuskript von Franz Bernhard zur Geschichte des Mannheimer Hauptfriedhofes).

- Aber auch im kleinen wurde die wachsende Ästhetisierung deutlich, wie das Beispiel Wiesbaden zeigt: Die Ausgestaltung des kommunalen Nordfriedhofes Wiesbaden beispielsweise veranschaulicht die Veränderungen, die sich in der Zeit des Kaiserreiches vollzogen. Angelegt 1877 auf einem ursprünglich bewaldeten Areal außerhalb der Stadt, wurde hier der Buchen- und Eichenbestand noch fast ausnahmslos abgeholzt, das Holz zu Höchstpreisen zugunsten der Stadtkasse verkauft. Die Neuanpflanzung von Bäumen blieb bescheiden, weite Flächen des Friedhofs wurden zunächst nur begrast. Daher wirkte die Anlage kahl und öde, so daß zwei Totengräber kurz nach der Eröffnung einen - erfolglosen - Antrag stellten, ein 2 500 qm großes ungenutztes Randstück doch wenigstens mit Kartoffeln bepflanzen zu dürfen. Schon 13 Jahre später, im Rahmen einer 1890 initiierten Vergrößerung des Nordfriedhofes, galt ein Kahlschlag als nicht mehr wünschenswert. Etliche der auf den Erweiterungsflächen noch vorhandenen Baumgruppen wurden in die Anlage integriert. Buschmann: Wiesbaden, 1991, S. 31-36, 41, 44, 50, 54-55.

¹⁴⁰ So etwa Hannig: Friedhof, 1908, S. 119-120 (der im übrigen Berlin-Friedrichsfelde in diesem Zusammenhang als Negativ-Beispiel anführt, S. 120) sowie zur Kleinstarchitektur S. 138-141.

¹⁴¹ Hans Pietzner: Landschaftliche Friedhöfe, ihre Anlage, Verwaltung und Unterhaltung. Leipzig 1904.

¹⁴² Krieg: Ordnung, 1990, S. 39, S. 42-43. Ein gänzlich anderer Aspekt belegt zusätzlich diese Tendenz zu einem technokratischen Umgang mit dem Tod: Der Leichnam war im 19. Jahrhundert zu einem Objekt medizinischer Forschung geworden. Es waren besonders die Leichen von sozialen Außenseitern (etwa Delinquenten), die "im Dienste medizinischen Fortschritts" zur Sezierung freigegeben wurden. Vgl. dazu die Studie von Ruth Richardson: Death, Dissection and the Destitute. London 1987. Literarischen Niederschlag fand dies in R. L. Stevensons in Großbritannien spielenden Erzählung "Die Leichenräuber"; Robert Louis Stevenson: Die Leichenräuber. In: Ders.: Die Leichenräuber und andere Erzählungen, Zürich 1979, S. 147-181.

¹⁴³ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 21.

¹⁴⁴ Dazu Marijanna Nestoris: Vom gemeindlichen Kirchhof zum städtischen Zentralfriedhof. Studien zum Wandel der Bestattungskultur in Hamburg. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1993, S. 55-58.

¹⁴⁵ Ein zeitgenössischer Bericht über die Arbeit des Friedhofsgeistlichen in Ohlsdorf ist H. F. Beneke: Der Friedhofsdienst 1906. Separatdruck aus dem Hamburgischen Kirchenblatt. Hamburg 1907. Dort wird auch über vergleichbare Einrichtungen in Berlin, Hannover und Dresden berichtet.

¹⁴⁶ Wolfgang Gottschalk: Der Südwestfriedhof Stahnsdorf. Ein Zentralfriedhof des Berliner Stadtsynodalverbandes. Berlin 1990, S. 16. Die einzelnen Kirchengemeinden wurden dadurch beruhigt, daß sie auf dem neuen, 1909 angelegten kirchlichen Großfriedhof Stahnsdorf jeweils eigene Grabbezirke erhielten. Stefanie Winckler: Zur Entstehungsgeschichte landschaftlich gestalteter, großstädtischer Zentralfriedhöfe in Deutschland von 1870 bis 1914: Beispiele aus Hamburg, München und Berlin. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Berlin 1990, S. 93-94. Zu Stahnsdorf siehe unten, S. 129.

¹⁴⁷ Für den Wiesbadener Nordfriedhof: Buschmann: Wiesbaden, 1992, S. 33.

¹⁴⁸ Franz Ebhardt (Hg.): Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Leipzig 1913 (17. Aufl.), S. 162. Zur Bedeutung des "Leichenbegleitwagens" in einem lokalen Beispiel siehe Carl Brunner: Das Beerdigungswesen in der Residenzstadt Cassel. Versuch einer Darstellung auf Grund der städtischen Akten. Cassel 1905, S. 50-56.

¹⁴⁹ Günter-Michael Koch: Bestattungswagen im Wandel der Zeit. Von der Kutsche zum Fahrzeug der achtziger Jahre. Berlin 1987, S. 41. Übrigens riefen nicht nur die Zentralfriedhöfe, sondern auch die dezentral angelegten Münchener Friedhöfe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und um 1900 nach Lösungen der Verkehrsfrage; so zählte die in der Ära Theodor Fischers angelegte Allee zum Westfriedhof mit 40 Meter Breite damals zu den breitesten Straßen der Stadt. Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 240.

¹⁵⁰ So wurde eines der bekanntesten deutschen Bestattungsunternehmen, das Berliner Unternehmen Julius Grieneisen, von einem Tischlermeister gegründet, zunächst 1830 als Sargmagazin. Nach Inkrafttreten der preußischen Gewerbeordnung 1869 wurde es in ein Bestattungsinstitut umgewandelt. Einhundertfünfzig Jahre Julius Grieneisen 1830-1980. Berlin 1980, o. Pag. (S. 4-6).

¹⁵¹ Eine gute lokale Fallstudie zu Flensburg ist (auch über den Charakter als Jubiläumsschrift hinaus): Hundert Jahre Bestattungsunternehmen Friedrich Berg. 1894-1994. Text: Petra Südmeyer. Flensburg 1994.

¹⁵² Dazu neuerdings Joachim Diefenbach/Reiner Sörries: Pestsarg und Ausschüttruhe. Kurzer Abriß der Entwicklung des Holzsarges. In: Vom Totenbaum zum Designersarg. Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart. Kassel 1993, S. 37-42, hier S. 42. Allgemein Philipp Weiß: Eine kleine Geschichte des Sarges. In: Vom Totenbaum, 1993, S. 10-22.

¹⁵³ Zu diesem Absatz insgesamt siehe Gisela Schiller: Der organisierte Tod. Beobachtungen zum modernen Bestattungsgewerbe. Düsseldorf 1991, S. 25-27. Siehe auch Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 144-145 und S. 148. Natürlich blieben die genossenschaftlichen Einrichtungen parallel dazu auch weiter bestehen. Siehe dazu Ernst Vesper: Die Sterbekassen in alter und neuer Zeit. Berlin 1966; als Fallstudie Peter Löffler: Studien zum Totenbrauchtum in den Gilden, Bruderschaften und Nachbarschaften Westfalens vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Münster 1975.

¹⁵⁴ Brunner: Cassel, 1905, S. 13. In einigen Städten wie München war nicht nur das Friedhofs-, sondern das Bestattungsgewerbe generell kommunalisiert worden. Zu München siehe Städtische Bestattung, München, 1969, S. 9-19.

¹⁵⁵ Bajohr: Technokratie, 1991, S. 66-82; Wunder: Bürokratie, 1986, S. 106-107.

¹⁵⁶ Bajohr: Technokratie, 1991, S. 70 und S. 72. Als Gegenbeispiel sei auf Hamburg verwiesen, wo die mangelnde Professionalität der städtischen Führungsspitze mitverantwortlich war für die katastrophalen Folgen der Cholera-Epidemie von 1892 mit ihren mehreren tausend Toten. Dazu Richard J. Evans: Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830-1910. Reinbek 1990.

¹⁵⁷ Wunder: Bürokratie, 1986, S. 84. Im kommunalen Münchener Bestattungswesen wurde 1902 außer den Mitgliedern des Verwaltungsrates und dem Friedhofsinspektor folgendes Personal beschäftigt: 1 Friedhofsoberaufseher, 12 Friedhofsaufseher, 3

Friedhofsaktuare (Schreiber), 22 Friedhofswächter, 3 Torwarte, 21 Leichenfrauen (mit 22 Gehilfinnen), 46 Leichenträger, 16 Totengräber. Städtische Bestattung: München, 1969, S. 14.

¹⁵⁸ Bajohr: Technokratie, 1991, S. 73.

¹⁵⁹ Wunder: Bürokratie, 1986, S. 86.

¹⁶⁰ Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 178. Dahinter stand das Interesse, ein langfristig verwertbares Arbeitskräfte-Potential zu schaffen. Ebd., S. 179.

¹⁶¹ Unter "Waldfriedhof" wird im allgemeinen ein in vorhandenen Waldbestand - der natürlich ergänzt werden kann - integrierter Begräbnisplatz verstanden, nicht aber eine grundsätzliche Neuanpflanzung. Siehe Winckler: Zentralfriedhöfe, 1990, S. 86. Zum Waldfriedhof München allgemein bzw. zu Hans Grässel siehe Krieg: Ordnung, 1990; Peter Pinnau: Die Majestät des Todes. Zu den Münchner Friedhofsanlagen Hans Grässels. In: Metken (Hg.): Letzte Reise, 1984, S. 195-202; Josef Bogner: Geschichte des Münchener Waldfriedhofs. In: Oberbayerisches Archiv 104, 1979, S. 201-258; Georg Jakob Wolf: Münchener Waldfriedhof. Augsburg 1928.

¹⁶² Allgemein zur Heimatbewegung: Edeltraut Klueting (Hg.): Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991.

¹⁶³ Inhaltlich deckt sich ein Teil der folgenden Passagen mit dem entsprechenden Kapitel in meinem Buch über historische Friedhöfe in Deutschland; Fischer: Historische Friedhöfe, 1992, S. 124-129.

¹⁶⁴ Siehe Kap. IV.1.

¹⁶⁵ Dazu Krieg: Ordnung, 1990, S. 152-155.

¹⁶⁶ Klaus Bergmann: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim 1970; Janos Frecot: Die Lebensreformbewegung. In: Klaus Vondung (Hg.): Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen. Göttingen 1976, S. 138-152; Ulrich Linse: Die Jugendkulturbewegung. In: Vondung (Hg.): Bildungsbürgertum, 1976, S. 119-137; August Nitschke u.a. (Hg.): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930. Zwei Bände. Reinbek 1990.

¹⁶⁷ Zu weiteren Erscheinungsformen sowie Hintergrund der Reformbewegung um die Jahrhundertwende siehe Kap. IV.1.

¹⁶⁸ Grässel wandte gegen als Erholungsgebiet genutzte Parkfriedhöfe wie Ohlsdorf ein: "Meines Erachtens kann ein solcher Friedhof auch nicht eine vollkommene Schönheit erreichen, da Zweck und Erscheinungsform nicht übereinstimmen." Hans Grässel: Über Friedhofsanlagen und Grabdenkmale (Dürer-Bund. 60. Flugschrift zur Ausdruckskultur). München 1910, S. 6. Dies ist ein Gedanke, der in der Weimarer Zeit größte Bedeutung erlangen sollte. Siehe Kapitel IV.2.

¹⁶⁹ Wolfgang Hardtwig: Soziale Räume und politische Herrschaft. Leistungsverwaltung, Stadterweiterung und Architektur in München 1870 bis 1914. In: Ders./Klaus Tenfelde (Hg.): Soziale Räume in der Urbanisierung. Studien zur Geschichte Münchens im Vergleich 1850 bis 1933. München 1990, S. 59-153, hier S. 74-76 und S. 80-81. Zu den industriefeindlichen Kreisen bzw. Faktoren zählt Hardtwig die Hof- und Residenzgesellschaft, das traditionalistische Gewerbebürgertum, das Fremdenverkehrsgewerbe sowie generell das "kulturell-urbane" Selbstverständnis der Bürgermeinde. Ebd., S. 80.

¹⁷⁰ Hardtwig: Soziale Räume, 1990, S. 81.

¹⁷¹ Krieg: Ordnung, 1990, S. 159.

¹⁷² Dazu siehe unten Kap. II.3.

¹⁷³ Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 201; Krieg: Ordnung, 1990, S. 157.

¹⁷⁴ Nach Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 149-150. Zur Entwicklung der Bodenwerte und -preise in preußischen Städten in der Zeit des Kaiserreiches siehe auch Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 287-289.

¹⁷⁵ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 151, der u.a. Hannover als Beispiel anführt.

¹⁷⁶ Diese Unterscheidung trifft Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 167.

¹⁷⁷ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 170.

¹⁷⁸ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 169.

¹⁷⁹ Krieg: Ordnung, 1990, S. 154.

¹⁸⁰ Der Sennefriedhof entstand auf dem sandigem Untergrund einer Waldlandschaft mit rund 40 Jahre altem Kiefernbestand nahe Brackwede, die acht Kilometer Entfernung zur Stadt Bielefeld wurde mit einer Straßenbahnlinie überbrückt. Josef Hempelmann: Die Praxis der Friedhofsgärtnerei. Anlage, Verwaltung und Instandhaltung von Friedhöfen und Gräbern. Berlin 1927, S. 184-185; Emil Högg: Friedhofskunst. Bielefeld 1912, S. 5. Der 1914 angelegte Südwestfriedhof in Essen-Fulerum orientierte sich in seinem östlichen Waldteil ebenfalls am Münchener Vorbild. Schmidt: Essen, 1993, S. 51. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg entstanden auch in Darmstadt und Stuttgart kleinere Waldfriedhöfe. Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 187 und S. 193.

¹⁸¹ So gehörten im Jahr 1894 von 79 Friedhöfen allein 53 zu verschiedenen Kirchengemeinden. Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 148. Die Stadt Berlin errichtete ihren ersten kommunalen Friedhof, der nicht mehr offiziell als "Armenfriedhof" bezeichnet wurde, erst 1880 außerhalb der Stadt in Friedrichsfelde. "Die im Vergleich zu diesen kirchlichen Begräbnisplätzen deutlich geringeren Gebühren, die für den neuen städtischen Friedhof erhoben wurden, waren zwar ein Beitrag zur Sozialisierung des Bestattungswesens, kündigten aber zugleich das bevorstehende Konkurrenzverhältnis zwischen kirchlichem und kommunalem Friedhofswesen an." Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 163.

¹⁸² Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 14-15.

¹⁸³ Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 19 und S. 32.

¹⁸⁴ Zum Vorbildcharakter des Münchener Waldfriedhofs siehe Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 33.

¹⁸⁵ Winckler: Zentralfriedhöfe, 1990, S. 91; Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 32-33. Zu den genannten Baumarten kamen noch Ahornarten sowie unter anderem Ziersträucher und Rhododendren hinzu; Gottschalk: Stahnsdorf, S. 33.

¹⁸⁶ Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, 33-34.

¹⁸⁷ Sibylle Einholz: Sepulkralplastik in Stahnsdorf. In: Christoph Fischer/Volker Welter (Hg.): Frühlicht im Beton. Das Erbbegräbnis Wissinger von Max Taut und Otto Freundlich in Stahnsdorf. Berlin 1989, S. 62-67, hier S. 65.

¹⁸⁸ Winckler: Zentralfriedhöfe, 1990, S., 92; Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 36.

¹⁸⁹ Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 19-20. Für Stahnsdorf hatte es eine Ausschreibung gegeben, die bereits die Kritik an den bisher als vorbildlich geltenden Parkfriedhöfen anklingen läßt, die sich dann im Rahmen der Friedhofsreform verstärken sollte: Es hieß, der Eindruck eines öffentlichen Parkes sollte vermieden werden. (Siehe dazu die entsprechende Passage zum Wettbewerb im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 14.9.1907, zitiert von Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 28). Als der Wettbewerb selbst wenig befriedigende

Ergebnisse brachte - allgemein wurde der mangelnde Bezug auf das vorgegebene Gelände beklagt, was zweifellos auch als Hinweis auf die Kostenfrage zu verstehen ist - wurde einem Mitarbeiter des Synodalverbandes, dem genannten Garteningenieur Louis Meyer, die Gestaltung übertragen. Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 32.

¹⁹⁰ Winckler: Zentralfriedhöfe, 1990, S. 93-94; Gottschalk: Stahnsdorf, 1990, S. 36-37.

¹⁹¹ Winckler: Zentralfriedhöfe, 1990, S. 94.

¹⁹² Winckler: Zentralfriedhöfe, 1990, S. 94.

¹⁹³ Siehe die Übersicht zu verschiedenen Bauten in Dieter Dolgner: Historismus. Deutsche Baukunst 1815-1900. Leipzig 1993, S. 123-136. Siehe auch Ekkehard Mai (Hg.): Das Rathaus im Kaiserreich. Kunstpolitische Aspekte einer Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts. Berlin 1982. Als Einzelbeispiel sei auf das 1897 eingeweihte Hamburger Rathaus verwiesen; Hermann Hipp: Das Rathaus. In: Plagemann (Hg.): Industriekultur, 1984, S. 32-35.

¹⁹⁴ Rodriguez-Lores: Stadthygiene, 1985, S. 21. Siehe auch die Fallstudien in Brian Ladd: Urban Planning and Civic Order in Germany, 1860-1914. Cambridge (Mass.), London 1990.

¹⁹⁵ Im Zusammenhang mit der Friedhofsreform wird in Kap. IV zu zeigen sein, daß sich derartige Entwicklungen auch direkt für die Friedhofsgestaltung auswirkten; bezeichnend hier der Titel der Untersuchung zur Münchener Friedhofsgestaltung von Nina A. Krieg: "Schon Ordnung ist Schönheit". Hans Grässels Münchner Friedhofsarchitektur (1894-1929), ein 'deutsches' Modell? München 1990.

¹⁹⁶ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 109, Beispiele auf S. 117-136; Krieg: Ordnung, 1990, S. 129-151.

¹⁹⁷ Zur Bedeutung der Konfession im gesellschaftlichen Leben Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1993 (3. Aufl.), Kapitel XII, S. 428-530. Das Kapitel ist eine überarbeitete Fassung seines Buches: Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918. München 1988.

¹⁹⁸ Angesichts der der monumentalen Eingangsarchitektur zugeordneten funktionalen Gebäude wie Leichenhallen meint Nina A. Krieg, daß sich an der baulichen Aufgliederung des architektonischen Friedhofs die Entwicklung der kommunalrechtliche Ordnung des Bestattungswesens ablesen läßt. Krieg: Ordnung, 1990, S. 138.

¹⁹⁹ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 117-136.

²⁰⁰ So bei Hans Grässels architektonischen Friedhöfen in München. Pinnau: Friedhofanlagen, 1984, S. 196.

²⁰¹ Siehe oben Kap I.1.

²⁰² Happe: Friedhöfe, 1991, S. 97. Weitere Beispiele für mehr oder weniger dominierende Elemente der Camposanto-Architektur finden sich bei dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts umgebauten Friedhof von Traunstein. Auch der Nordfriedhof München - erbaut 1866-1869 von Münchens Stadtbaurat Zenetti - verfügte über eine Arkadenanlage (für beide: Happe: Friedhöfe, 1993, S. 91-93). Auch auf dem Münchener Ostfriedhof, an dessen Gestaltung seit 1891 Hans Grässel arbeitete, spielten Camposanto-Elemente eine Rolle (Pinnau: Friedhofanlagen, 1984, S. 197). Ebenfalls gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstand auf dem Westfriedhof Aachen eine Camposanto-Anlage (Dagmar Jürgensen: Campo santo: Von der Familiengruft zur Einzelzelle. In: Deutsche Friedhofskultur 77, 1987, Heft 3, S. 55-57). Auch bei der Projektierung des neuen Hamburger Zentralfriedhofs in Ohlsdorf spielte, wie erwähnt, das Camposanto-Vorbild eine Rolle, wurde aber schließlich aus

Kostengründen fallengelassen (Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 24)

²⁰³ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 87.

²⁰⁴ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 297. Wie dieser Begriff, stammt auch das erste und berühmteste Beispiel aus Italien: der Camposanto von Pisa. Ebd. Barbara Happe überprüfte in ihrer Arbeit diese Traditionslinie für das 16. Jahrhundert und konnte dabei allerdings keine Belege für einen italienischen Einfluß finden. Happe: Friedhöfe, 1991, S. 207-215.

²⁰⁵ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 291.

²⁰⁶ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 291-292.

²⁰⁷ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 291.

²⁰⁸ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 122. Fisch nennt egalitäre Vorstellungen als Grund für dieses Strukturprinzip. Ebd.

²⁰⁹ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 297. Zu der Gärtnerschen Erweiterung siehe auch Oswald Hederer: Friedrich von Gärtner 1792-1847. Leben - Werk - Schüler. München 1976, S. 168-170.

²¹⁰ Röttgen: Südlicher Friedhof, S. 297.

²¹¹ "Wer hier seine Familiengrabstätte hatte, zählte zur *Crème de la crème* [i. Orig. hervorgehoben]." schreibt Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 298.

²¹² Hederer: Gärtner, 1976, S. 168.

²¹³ Klaus Poschlod/Wolf-Dieter Grimm: Der Alte Südfriedhof in München. Seine Gesteine - seine Restaurierung. In: Steinmetz und Bildhauer 100, 1984, Heft 11, S. 28-33, hier S. 29. Zu den Grabdenkmälern siehe auch Kap. III.2.

²¹⁴ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 117.

²¹⁵ Krieg: Ordnung, 1990, 129-151.

²¹⁶ Dazu Elfi Zuber: Der Alte Nördliche Friedhof. Ein Kapitel Münchener Kulturgeschichte. München 1983; zur Entstehungsgeschichte der Anlage dort S. 10-13.

²¹⁷ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 125-129; Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 197.

²¹⁸ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 128.

²¹⁹ Thomas Mann: Der Tod in Venedig. Frankfurt/M. 1992, S. 10-11.

²²⁰ Krieg: Ordnung, 1990, S. 129. Es sei auch hier wieder darauf verwiesen, daß in München ästhetische Fragen für die Stadtentwicklung insofern eine besondere Rolle spielten, als das ganze 19. Jahrhundert hindurch und dann verstärkt wieder zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Charakter Münchens als Hof- und Kunststadt von industriefeindlichen Kreisen gegen Industrialisierungsmaßnahmen ins Feld geführt wurde. Siehe Hardtwig: Soziale Räume, 1990, S. 74-76 und S. 80.

²²¹ Siehe dazu die entsprechenden Beschreibungen und Abbildungen bei Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 120-133.

²²² Barbara Happe interpretierte schon die Camposanto-Architektur des 16. Jahrhunderts als Kompensation für die verlorengegangene "kultische Mitte". Happe: Friedhöfe, 1991, S. 215.

²²³ Krieg: Ordnung, 1990, S. 198.

²²⁴ Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 195 und S. 202; Krieg: Ordnung, 1990, S. 150. Wie später bei der Grabmalgestaltung noch zu zeigen sein wird, war Grässel auch von jüdischen Vorstellungen beeinflusst.

²²⁵ Krieg: Ordnung, 1990, S. 150-151; religiöse Symbolik hier bezogen auf den neuen Nordfriedhof. Darüber hinaus finden sich auch bei diesen Friedhofsbauten um die Jahrhundertwende, wie dann noch stärker beim Waldfriedhof, Anklänge an die

regionalspezifische Heimatkunst. Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 196.

²²⁶ Dazu zusammenfassend Krieg: Ordnung, 1990 S. 198-206. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß der gerade in München dominierende Katholizismus nicht erst nach den Erfahrungen des Kulturkampfes eine betonte Binnenorientierung entwickelte.

Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, S. 439-444. Allgemein zur gesellschaftlichen Position des Katholizismus siehe Wilfried Loth (Hg.): Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne. Stuttgart 1991; ders.: Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschland. Düsseldorf 1984. Zur Religion in der Gesellschaft des 19. Jahrhundert siehe Wolfgang Schieder (Hg.): Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1993.

²²⁷ Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Erster Band, S. 437-438, der auch München als Beispiel anführt.

²²⁸ Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 200.

²²⁹ Krieg: Ordnung, 1990, S. 138.

²³⁰ Krieg: Ordnung, 1990, S. 133.

²³¹ Zur Säkularisierung in Deutschland siehe Kap. V.1.

²³² Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 136-138.

²³³ Fälschlicherweise ordnet Krieg im Rückgriff auf Fayans'

"Handbuch der Bestattungsanlagen - und wohl in die Irre geführt durch die Plazierung der Abbildungen in letzterem Werk - den Magdeburger Westfriedhof den "vorwiegend architektonischen Friedhöfen" zu, während er bei Fayans unter den gemischten Formen eingereiht ist. Vgl. Krieg: Ordnung, 1990, S. 46, und Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 136.

²³⁴ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 136-152.

²³⁵ Migge: Gartenkultur, 1913, S. 49.

²³⁶ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 81.

²³⁷ Hans Grube: Der Parkfriedhof. Ein Münchener Zukunftsbild. In: Hamburger Nachrichten (Morgenausgabe), 22.1.1913, S.1-2; Krieg: Ordnung, 1990, 185-190.

²³⁸ August Thiersch war ein Bruder des in München wirkenden Architekten Friedrich Ritter von Thiersch.

²³⁹ Grube: Parkfriedhof, 1913, S. 1.

²⁴⁰ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 81.

²⁴¹ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 83, berichtet, daß dem Projekt gerade in kirchlichen Kreisen "viel Sympathie" entgegengebracht wurde.

²⁴² Grube, Parkfriedhof, 1913, S. 2.

²⁴³ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 83.

²⁴⁴ Krieg, 189-190. Wörtlich schreibt sie: "Tradition schlechthin erweist sich dann als ambivalent, wenn sie anhand von Friedhöfen bis in die Antike zurückgeführt werden soll, so weit zurück also, daß die Überlieferungsstränge ... nicht mehr offenliegen. Hier [in Deutschland; N. F.] jedenfalls hat sich der Friedhof in Form einer Hochbau-Anlage eingebürgert, während unterirdischen Grüften, in die man gleichsam wie in die Unterwelt hinabsteigen muß, eher der Ruch des Unheimlichen anhaftet."

III. Ornamentierung des Raumes: Grabstättenkultur im Zeitalter von Bürgerlichkeit und Industrialisierung

1. Neuklassifikation der Grabstätten

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts besaßen Grabstätte und Grabmal einen in dieser Form zuvor unbekannten emotionalen Gehalt und waren Ausdruck einer genuin bürgerlichen Gefühlsstruktur.¹ Deren ursprünglich antiständisch-emanzipativen Züge verflüchtigten sich im 19. Jahrhundert, die "Grabstättenkultur"² entwickelte sich zu einem Vehikel der oben beschriebenen Bürgerlichkeit. Dieser Prozeß setzte die im folgenden zunächst beschriebenen Veränderungen in der traditionellen Hierarchie der Grabstätten voraus, bevor er seinen Ausdruck finden konnte in der Grabgestaltung - von der Bepflanzung bis zum Grabmal bzw. Grabdenkmal.³

Von grundlegender Bedeutung war eine Entwicklung, deren gesellschaftliche Implikationen bisher nur am Rande zur Kenntnis genommen worden sind: die Ausdifferenzierung und Neuklassifikation der Grabstättentypen.⁴ Sie erwies sich als entscheidendes Scharnier sowohl zwischen Gesellschaft und Sepulkralkultur als auch zwischen Friedhofsanlage und individueller Grabstättenästhetik.

Das wichtigste neue Element war dabei das im 19. Jahrhundert aufkommende private "Wahlgrab". Wenn die Reihengräberfelder die Struktur der neuen Friedhöfe bereits seit dem späten 18. Jahrhundert mitprägten, so verschaffte der neu eingeführte Typ des privaten Wahlgrabes der zugleich fortschreitenden Ästhetisierung dieser Anlagen ihr sublimale Textur. Das Wahlgrab wurde zu einem wichtigen Signum der Friedhöfe im 19. Jahrhundert.

Erst unter dieser Voraussetzung konnte der Kanon sepulkraler Ausdrucksformen weiter ausgefächert werden. Im Wechselspiel zwischen Ästhetisierung des Friedhofs und Neuklassifikation der Grabstätten entwickelte sich eine stilistisch vielfältige Grabmalkultur, die vom neogotischen Kreuz bis zum industriell produzierten Galvano-Engel reichte. Mit diesen sepulkralen "Ornamenten"⁵ wurde die Ausschmückung der neuen, vor den Stadttoren angelegten Friedhöfe letztlich vollendet.

Dieser Wandel geschah unter dem Vorzeichen einer schichten- und klassenspezifischen Ausdifferenzierung der bürgerlich-industriellen Gesellschaft. Zusammensetzung und Profil des Bürgertums veränderten sich entscheidend: "Die städtische Oberschicht zumindest der Groß- und der Industriestädte rekrutierte sich zunehmend aus Exponenten der wirtschaftlichen Entwicklung, den Unternehmern, Kaufleuten, Bankiers sowie den

Rentiers. Im mittleren Bürgertum trat neben den alten Mittelstand aus Handel und Handwerk der neue Mittelstand der Beamten, Angestellten und Freien Berufe", heißt es etwa zur Entwicklung in Preußen zwischen 1815 und dem Ersten Weltkrieg.⁶ Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf die Konkurrenzkämpfe zwischen altem Stadtbürgertum und sich konstituierender Bourgeoisie in der ersten Jahrhunderthälfte⁷ sowie auf die gesellschaftlichen Spannungen, die sich im Kaiserreich durch den rasanten Aufstieg des Wirtschaftsbürgertums ergaben.⁸ Die Traditionslinien der Grabmäler entwickelten sich dabei zu steinernen Zeichen dieser gesellschaftlichen Transformationsprozesse. So kann der ornamentierte Friedhofsraum gleichsam als materialisierter Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen gelesen werden.⁹

Die Einführung des privaten Wahlgrabes ist in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung nur zu verstehen, wenn man sich die traditionelle Polarität des alten städtischen Kirchhofs vor Augen hält. Auf der einen Seite stand lange Zeit das Familien- bzw. Erbbegräbnis, auf der anderen die häufig massenhafte und zeichenlose Bestattung.¹⁰

Das in exklusiven Bereichen plazierte und auf Dauer, wenigstens aber für längere Zeit vergebene Familien- bzw. Erbbegräbnis bildete traditionell die privilegierte Form der Bestattung.¹¹ Dabei blieb das Familiengrab grundsätzlich auf die direkten Angehörigen einer bestimmten Familie beschränkt, das Nutzungsrecht am Erbbegräbnis hingegen konnte unabhängig vom Verwandtschaftsgrad vererbt werden (beiden Formen traten auch vermischt auf).¹²

Die Kirchen hatten den Wunsch nach privilegierten Bestattungsplätzen aus eigenen materiellen Interessen begünstigt. Nicht ohne legitimatorischen Unterton heißt es in einer Schrift zum katholischen Begräbnisrecht: "... aber das Recht, an einem ganz bestimmten hervorragenden Platze nur Familienmitglieder begraben zu lassen, fordert doch auch, dass man eine bescheidene Summe dafür zum Besten der Kirchenfabrik gebe, besonders wenn die Erben den Platz dann besonders ausschmücken wollen."¹³ Schon in der Zeit vor der Reformation entstamme ein wichtiger Teil kirchlichen Einkommens dem Begräbniswesen.¹⁴ Zwar wurde schon im Mittelalter der Verkauf von Grabstätten kirchenoffiziell verurteilt und immer wieder untersagt, aber eine zweideutige Handhabung der Verordnungen (etwa durch die Tolerierung von Spenden) sorgte dafür, daß die soziale Hierarchie auch nach dem Tod aufrechterhalten blieb.¹⁵

Eine erste Zäsur hatte der neuartige Typ des Reihengrabes eingeläutet, der als Folge der oben beschriebenen, hygienisch motivierten Reformen des späten 18. Jahrhunderts eingeführt worden war.¹⁶ Beim Reihengrab ("allgemeines Grab") handelt es sich um ein nur für die - lokal unterschiedlich reglementierte - Verwesungs- oder Ruhezeit

angelegtes Grab, auf das jeder Anspruch hatte und dessen Platzierung der Verwaltung überlassen blieb. Familiäre oder konfessionelle Bindungen wurden also nicht berücksichtigt; die Bestattung fand "der Reihe nach" statt. Nach Ablauf des Begräbnisturnus wurden die Reihengräber, die gebührenfrei waren oder nur geringes Entgelt kosteten, wieder geräumt und neu belegt. Grabstättenpflege und Grabmalsetzung waren nur stark eingeschränkt möglich.¹⁷ Die Reihengräber setzten sich im 19. Jahrhundert als allgemeiner Grabstättentyp durch und beeinflussten, wie bereits erläutert, die Struktur städtischer Friedhöfe ganz wesentlich.¹⁸

Darüber hinaus aber - und das ist hier entscheidend - wurde die Hierarchie der Grabstätten im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch das erwähnte Wahlgrab¹⁹ gleichsam von innen her differenziert. Das Wahlgrab, das vielerorts schon bei Lebzeiten zu lokal unterschiedlichen Gebühren erworben werden konnte,²⁰ ermöglichte dem Nutzungsberechtigten eine relativ freie Platzwahl und sicherte eine im Vergleich zu den Reihengräbern häufig längere Ruhezeit. Daraus resultierten in der Regel größere Freiheiten für die individuelle Gestaltung der Grabstätte.²¹ Was früher Privileg von Geistlichkeit, Adel und Patriziern war, kam nun auch anderen Kreisen zugute: das Einzelgrab als privates Besitztum.²²

Wie wirkte sich dies konkret aus? Nehmen wir das Beispiel Preußen: Hier wurden gerade auf Wahlgräbern aufwendige Ausbauten gestattet. Im allgemeinen in den erweiterten, aber immer noch privilegierten Randzonen der Gräberfelder platziert, sprachen die Wahlgräber damit das Repräsentationsbedürfnis breiterer Kreise aus den oberen und mittleren Schichten an. Die bisher in der Friedhofstopographie aufscheinende Polarität zwischen privilegierten Bereichen und allgemeinen Gräbern wurde aufgelockert. Zugleich zogen die Friedhofsverwaltungen finanzielle Vorteile aus dieser Entwicklung: Die Einnahmen wurden erheblich erhöht,²³ und dank der erweiterten Platzierungsoptionen sorgten die Wahlgräber auch für eine bessere Platzausnutzung.²⁴

Natürlich prägten neben den Wahlgräbern (und neben den hier nicht weiter thematisierten Genossenschafts- sowie den selteneren Ehrengräbern) weiterhin auch die privaten Erb- und Familienbegräbnisse das Erscheinungsbild der Friedhöfe²⁵ - schließlich bildete die Familie im 19. Jahrhundert einen Mittelpunkt bürgerlichen Lebens.²⁶ Auf diesen Familiengrabstätten entfalteten die städtischen Führungsschichten dauerhaft und repräsentationsträchtig ihre Grabmalkultur.²⁷ Private Familiengräber waren etwa auf den Hamburger Friedhöfen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund ihrer hohen Preise zumeist nur von Angehörigen der Oberschicht und des wohlhabenden Mittelstandes zu bezahlen.²⁸

Waren es früher ständische Vorrechte, die zu einer privilegierten Grabstätte verhalfen, so diktierte nun immer mehr allein der Preis den eigenen Platz in der Grabstättenhierarchie.²⁹ Der Erwerb eines privaten Einzelgrabes im 19. Jahrhundert war in der Regel geknüpft an "... den Besitz der nötigen Mittel, um die Kosten für die Verleihung der Grabstelle, für die Grabherstellung und die Grabpflege bestreiten zu können."³⁰

Man mag dies aus antiständisch-bürgerlicher Perspektive als Abbau gesellschaftlicher Schranken werten,³¹ letztlich aber spiegelte die neue Aufteilung des Friedhofs nur den Wandel, nicht die Abschaffung gesellschaftlicher Hierarchien wider. Das schmucklose, den Blicken des Publikums durch entsprechende räumliche Gliederung in der Regel entzogene Reihengrab diente der Bestattung wenig Bemittelter, das private Wahlgrab breiteten, auch gehobenen bürgerlichen Kreisen, und das von einem meist aufwendigen Denkmal oder architektonischen Formen geprägte und häufig mit Grüften ausgestattete Erbbegräbnis repräsentierte die städtische Oberschicht.³²

Das ursprünglich nicht zuletzt mit bürgerlich-egalitärem Anspruch eingeführte Reihengrab war also ins gesellschaftliche und friedhofstopographische Abseits geraten, obwohl es die größten Flächen beanspruchte. Noch in der Zeit um 1900 waren in größeren Städten mit Zentralfriedhöfen in der Regel vier Fünftel aller Grabstätten Reihengräber.³³ Es gab allerdings charakteristische Veränderungen, wie das Beispiel Ohlsdorf zeigt: Entfiel 1893 noch ein Anteil von 80,6% aller Gräberarten auf "allgemeine Gräber" (also Reihengräber) und 15% auf die privaten Einzel- bzw. Familiengräber, so sank bis 1909 der Anteil der "allgemeinen Gräber" auf 59,5% und stieg der Anteil der privaten Einzel- bzw. Familiengräber auf 38,5%.³⁴ Deutlich läßt sich also eine Tendenz zur individuell modellierten Grabstätte und damit zu einer immer verfeinerteren Ornamentierung des Friedhofsraumes feststellen.

Parallel zur Neuklassifikation der Grabstättentypen wurde das Friedhofswesen weiter bürokratisiert. Das zeigte sich beispielsweise in der Einführung offizieller Gräberverzeichnisse zur Identifikation der Beerdigten.³⁵ So in Preußen:³⁶ Friedhofsverzeichnisse ermöglichten einen Überblick zu den vorhandenen Grabstellen, ihrer Belegung, aber auch zu den verwendeten Grabzeichen, der Bepflanzung, der Errichtung von Brunnen und Wirtschaftsgebäuden. Zugleich wurden Verwesungsfristen und Mindestruhefristen festgelegt. Zu dieser Entwicklung, die letztlich zu einer effizienteren Organisation des Bestattungswesen führte, zählte auch die Kartierung von Friedhöfen³⁷ (und später galt das Koordinatensystem des Ohlsdorfer Friedhofs mit seinem 50x50-m-Raster als vorbildlich³⁸).

Bereits im frühen 19. Jahrhunderts gab es vielerorts Regeln für die Grabstättengestaltung. Sie hingen mit der Einführung des Reihengräbnisses zusammen und gingen bis hin zum gänzlichen Verbot von Grabmälern³⁹ - ein Nachhall von Herrnhut, Dessau und der Reformpolitik um 1800. Einige Städte wie Mainz (1803), Frankfurt a. M. (1828) und Kassel (1843) erlaubten nur die Aufstellung von Holzkreuzen in der Annahme, diese würden den Ablauf der Ruhefristen ohnehin nicht überdauern.⁴⁰ Auf der anderen Seite gab es Städte wie Düsseldorf, Altona und Karlsruhe, die keinerlei Restriktionen für Grabmäler vorsahen.⁴¹ So lassen sich auf den Friedhöfen des frühen 19. Jahrhunderts beide Tendenzen finden: die zu rigoroser Reglementierung und die zu Freizügigkeit.

Ohnehin scheint es zweifelhaft, daß die erlassenen Bestimmungen konsequent umgesetzt wurden. Zu sehr widersprachen das Prinzip des Reihengrabs und die Restriktionen bei Grabmälern dem Repräsentations- und Erinnerungsbedürfnis derjenigen, die sich aufwendige Formen des Totenkults leisten konnten. Auch auf dem 1829 eröffneten Alten Stadtfriedhof Tübingen, wo das Reihengräbnis sogar bis in die 1870er Jahre hinein vorgeschrieben war, mußte sich die Stadtverwaltung schließlich dem Druck wohlhabender Kreise beugen und Familienbegräbnisse mit entsprechend aufwendigeren Denkmälern zulassen.⁴² So wurden denn auch im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur in Tübingen, sondern vielerorts wieder Familiengrabstätten toleriert und ihren Besitzern das Recht zur Aufstellung von größeren Grabdenkmälern zugebilligt.

Die zähe Verteidigung sepulkraler Privilegien bestätigt, was Wolfgang Hardtwig generell für die von oben betriebene bürokratische Reformpolitik deutscher Staaten im frühen 19. Jahrhundert feststellt: "Diese zahlenmäßig kleine Gruppe aufgeklärter Bürokraten griff mit ihren Maßnahmen der tatsächlichen gesellschaftlichen Entwicklung weit voraus. Wo immer sie in das überlieferte Gefüge der ökonomisch-sozialen Strukturen intervenierte, stieß sie auf das eher passive Verhalten, wenn nicht den Widerstand der Betroffenen."⁴³ Die im frühen 19. Jahrhundert erkennbaren bürokratisch-reglementierenden Tendenzen sollten zwar sehr viel später, in der Zeit der Weimarer Republik, systematisch zu rigiden Vorschriften ausgeweitet werden.⁴⁴ Vorläufig aber war das schichtspezifische Interesse an einer individuell geprägten, repräsentativen Grabmalkultur stärker.

2. Bürgerliche Grabmalkultur

vom neogotischen Kreuz zum industriellen Galvano-Engel

Betrachten wir also nun die Ausgestaltung der Grabstätten im Detail.⁴⁵ Wir hörten bereits von jener im 18. Jahrhundert einsetzenden Entwicklung, die das Grabmal zu einer "eigenständigen Gattung von hohem kulturgeschichtlichem Rang"⁴⁶ machte. Grabmäler wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem spezifischen, Leistung und Bedeutung des Individuums betonenden Ausdruck von Bürgerlichkeit.⁴⁷ Zugleich drückten sie als dauerhafte Erinnerungszeichen die umfassende Historisierung bürgerlichen Denken und Handelns aus.⁴⁸ Insofern stellte ihre Entwicklung eine Parallele dar zu den öffentlichen Denkmälern, die sich in einer "wahr[e] Leidenschaft des Gedächtniskults" zeitgleich in den Städten ausbreiteten.⁴⁹

Die sich dabei entfaltende Formensprache sowie die verwendeten Materialien und Techniken wurden nicht allein von gesellschaftlichen Entwicklungen beeinflusst. Auch der technische Fortschritt spielte eine große Rolle, besonders der Ausbau der verkehrsmäßigen Infrastruktur und die Möglichkeit industrieller Massenproduktion - was zugleich, wie wir später sehen werden, für neues Konfliktpotential sorgte.

Stilgeschichtlich bleibt zunächst festzuhalten, daß klassizistische Traditionen fortlebten. Auf dem Münchener Südfriedhof war die nun mit reichem ornamentalem Dekor versehene Stele ebenso eine verbreitete Grabmalform⁵⁰ wie auf dem Hauptfriedhof Frankfurt/Main.⁵¹ Gleiches gilt für die Grabstätten der Hamburger Oberschicht, wo die Stele in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts häufig durch Akroterien, Voluten, überstehenden Giebeln und Ornamentbändern verziert war.⁵² In Essen zählte die Stele auch noch in der zweiten Jahrhunderthälfte zu den häufigsten Grabmalformen.⁵³

Aber zugleich gab es bedeutende Gegenbewegungen zum Klassizismus, die bald einen bestimmenden Einfluß ausübten: geistesgeschichtlich die Romantik, baugeschichtlich die Neogotik. Das Denken der Romantik spielte für die Sepulkralkultur insofern eine besondere Rolle, als es den Tod gezielt thematisierte. Er wurde assoziiert mit Melancholie, das Grab zu einem wehmütig-stimmungsvollen, naturverträumten Ort, der um seiner selbst willen aufgesucht wurde.⁵⁴

Wenn sich auch zwischen romantischem Ideal und tatsächlicher Friedhofsgestaltung im allgemeinen eine breite Kluft auftat, so blieb es doch nicht folgenlos, wenn das Bild des Todes aus der Sicht der Romantiker einen melancholischen Grundzug erhielt.⁵⁵ Die bereits im späten 18. Jahrhundert aufgetretene emotionale Bindung an das individuelle Grab fand damit noch eine Steigerung, der Umgang mit dem Tod wurde sublimer. In der idealen Vorstellung vermittelte die Synthese von Grab und Natur tröstlich-friedliche

Gefühle, sie kaschierte den Tod, ohne ihn zu verdrängen.⁵⁶ Dies wird durch die zeitgenössische Lyrik⁵⁷ belegt, aber beispielsweise auch durch die Gestaltung der beim Kloster Maulbronn angelegten Grabstätte für Caroline Schelling, der 1809 verstorbenen Frau des Philosophen Friedrich Schelling.⁵⁸

Unter diesen und ähnlichen Voraussetzungen entstand erstmals auch ein breiteres Interesse an privater Grabpflege.⁵⁹ Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts spielte dann die individuelle Grabbepflanzung eine immer bedeutendere Rolle. Kleine Bäume, Blumen- und Pflanzenschmuck wurden ebenso zu einem wichtigen, schon damals thematisierten Gestaltungsfaktor⁶⁰ wie sie sich zur kommerziellen Ware eines neuen Gewerbebezweiges entwickelten.⁶¹

Beispielsweise wird für Berlin berichtet, daß über den gartenarchitektonischen Rahmen hinaus das Aussehen der Friedhöfe in hohem Maß durch die Bepflanzung der Grabstellen dominiert wurde. Verzeichnet werden bodendeckende und rankende Pflanzen, Blumen, oft auch Bäume als Grabstättenschmuck; Grabhügel wurden mit Rasen begrünt.⁶² Auch in Beschreibungen der Hamburger Friedhöfe vor dem Dammtor, die mit ihrem meist rechtwinkligen Wegenetz ebensowenig landschaftlich gestaltet waren wie die erwähnten Berliner, wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die üppige Vegetation hervorgehoben.⁶³ Der Golzheimer Friedhof in Düsseldorf erhielt durch die individuelle Ausschmückung der Grabstätten mit Pflanzen und Blumen enormen zusätzlichen Reiz⁶⁴ - der rheinische Dichter Wolfgang Müller von Königswinter vermerkte nach der Jahrhundertmitte: "Ringsum aber erheben sich neben den Lindenalleen Grabmäler, welche von Trauerweiden und Cypressen beschattet werden, und kleine Hügel, die mit Epheu und Rosen bepflanzt sind."⁶⁵ Man sollte sich davor hüten, diese Tendenzen zu generalisieren und sie mit dem allgemeinen Erscheinungsbild von Friedhöfen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gleichzusetzen,⁶⁶ aber sie deuteten die künftige Entwicklung an.

Der naturgebundene Schmuck unterstützte zugleich die Wirkung der Grabmäler, deren Symbolik ihrerseits auf romantische Naturvorstellungen zurückgriff. Pflanzen wie Immergrün und Efeu oder die gesenkte Rose mit gebrochenem Stiel erschienen als Hinweise auf die Übergänge zwischen Leben und Tod.⁶⁷ Noch deutlicher wurden romantische Vorstellungen in naturalistischen Formen wie dem als Grabmal gesetzten Eichenbaum-Stumpf.⁶⁸ Idealtypisch verkörpert wurden derartige Gedanken durch das "Grabmal im Landschaftsgarten", das allerdings aufgrund seiner Exklusivität konkret keine große Rolle spielte.⁶⁹

Das frühe 19. Jahrhundert brachte zugleich ein Wiederaufleben christlichen Gedankenguts, nachdem zuvor aufgeklärt-materialistisches Denken und politisch-revolutionäre Ideen mit ihren diesseitigen Glücksverheißungen die gesellschaftliche Relevanz religiösen Glaubens unterminiert hatten. Als Beispiel sei auf die neue, nicht immer konfliktfreie⁷⁰ Rolle christlicher Symbolik auf Grabstätten verwiesen. Das Kreuz spielte - häufig aufgesockelt - in seinen verschiedenen Größen und symbolischen Kombinationen eine wichtige Rolle (etwa Kreuz, Herz und Anker als Zeichen für Glaube, Liebe, Hoffnung).⁷¹

Auch die Anknüpfung an gotische Formen war ein Zeichen religiöser Traditionen auf Friedhöfen. Die Neogotik, deren Anfänge in Deutschland ins 18. Jahrhundert zurückreichen, galt als genuin christlicher Stil und wurde zum "Medium klerikaler Restauration".⁷² Dieser religiöse Zug verschmolz mit anderen Tendenzen, denn zugleich wurde die Neogotik als nationaler Stil gefeiert, dem die während und nach den "Befreiungskriegen" aufkommende Welle nationaler Begeisterung in Deutschland den Boden bereitete.⁷³ Mit der christlich-nationalen Neogotik, die als "organisch" begriffen wurde, sollte die in der Zeit um 1800 vermeintlich verlorengegangene Stileinheit zurückgewonnen werden. Dabei zeugte das am mittelalterlichen Bauhütten-Gedanken orientierte handwerklich-künstlerische Ideal von der Sehnsucht nach einfachen überschaubaren Zusammenhängen in einer Zeit beginnender Industrialisierung und der auch im Baugewerbe einsetzenden Massenproduktion.⁷⁴ Wegen seiner "skelettartigen Gliederung" und "spannungsreichen Struktur" war der gotische Stil besonders geeignet für das neue Baumaterial Eisen.⁷⁵ Unter diesen Voraussetzungen diente die Neogotik nicht zuletzt auch dazu, das wachsende Selbstbewußtsein des städtischen Bürgertums architektonisch zu demonstrieren.⁷⁶

Zum vielzitierten Höhepunkt der Neogotik in Deutschland wurde schließlich der in den 1840er Jahren begonnene Weiterbau des Kölner Doms.⁷⁷ Dieses Vorhaben wirkte gerade im Rheinland als wichtiger Impuls. Durch neogotische Formen konnten "kirchentreue, katholische Familien" ihren unverbrüchlichen Glauben demonstrieren. Auf dem Golzheimer Friedhof in Düsseldorf wird dies beispielhaft durch das mit Maßwerk und Krabben verzierte, kreuzbekrönte Grabmal der Familien Lupp/Kuhles verkörpert, das gotischem Kirchenbau nachgebildet ist und aus der Mitte der 1850er Jahre stammt. Der 1855 verstorbene Ludwig Lupp spielte als Gründer der gleichnamigen Baumwolldruckerei und -färberei, Stadtverordneter und stellvertretender Handelskammerpräsident eine wichtige Rolle im Düsseldorfer Wirtschaftsleben. Ursprünglich Protestant, hatte er in eine katholische Familie eingeheiratet; seine Kinder wurden katholisch erzogen.⁷⁸

Auch in Süddeutschland besann man sich auf das Mittelalter. Monumente in gotischer Tradition standen in einer 1841 erschienenen "Auswahl der vorzüglichsten Denkmäler auf dem Münchner Kirchhof" im Mittelpunkt. Die Bevorzugung der gotischen Tradition mit ihrer christlichen Bildersprache und ihren "reich geschachtelte[n] Türme[n] mit Nischen, abgetreppte Bedachungen, Baldachine, Figuren und Reliefdarstellungen unter Wimpergen, bekrönende Fialen und Kreuzblumen"⁷⁹ wird für München, aber auch für andere Städte ausdrücklich mit ihrer Nähe zu kirchlich-katholischer Architektur erklärt.⁸⁰

Auf dem Südlichen Friedhof von München wurden viele dieser und anderer repräsentativen Monumente durch besondere kastenförmige Behältnisse vor der Witterung geschützt und nur zu besonderen Gelegenheiten wie Allerheiligen geöffnet.⁸¹ Derartige Schutzvorrichtungen standen in bezeichnendem Kontrast zu den Grabstätten weniger wohlhabender Schichten, die, wie das Beispiel Göttingen zeigt, höchstens Sandsteineinfassungen mit bescheidenem Schmuck aufwiesen,⁸² meist jedoch ohne Grabstättenschmuck oder mit einfachen, rasch verwitternden Holzkreuzen auskommen mußten.

Während also Holz als Material für untere Schichten immer eine zentrale, heute im einzelnen nicht mehr zu belegende Rolle spielte,⁸³ hatte seit Beginn des 19. Jahrhunderts das Gußeisen große Bedeutung gewonnen. Diese sei hier kurz als exemplarisches Beispiel zur Materialgeschichte skizziert.⁸⁴

Der Aufschwung des Gußeisen wurde durch die Erfindung des Kupolofens möglich. Letztere erlaubte den Guß in Tiegeln, unabhängig vom Hochofen - dadurch konnte Eisen dünnwandiger ausgegossen werden.⁸⁵ Der technischen Entwicklung gesellten sich neue Möglichkeiten der Rohstoffversorgung ebenso hinzu wie die staatliche Gewerbeförderung und die Konzentration künstlerisch-handwerklicher Kräfte, wie im Berliner Feineisenguß.⁸⁶ Seriell produziert, wurden gegossene Eisenkreuze vor allem im Zusammenhang mit der aufkommenden Neogotik zu einem der häufigsten, vielfach variierten Grabmaltypen des 19. Jahrhunderts.⁸⁷

Auch die gußeiserne Grabeinfriedung⁸⁸ war ein Ergebnis von Serienproduktion. Die Grabgitter auf den Berliner Friedhöfen bestanden in der Regel aus serienweise gegossenen und dann immer wieder neu kombinierten Einzelelementen wie Stäben, Gurten und Bändern sowie Verzierungen und Füllteilen.⁸⁹ Diese gußeisernen Umfriedungen führten zu einer optisch wirkungsvollen Abgrenzung der Erbbegräbnisse auf den in Berlin meist rechtwinklig angelegten Friedhöfen; zusätzlich wirkten sie auch raumgliedernd, so daß später von regelrechten "Gitterstraßen" gesprochen wurde.⁹⁰

Kehren wir zurück zu den exemplarischen Stilformen. Neben der Neogotik trugen bald auch Neorenaissance, Neobarock und Neoklassizismus zur historistischen Vielfalt⁹¹ auf deutschen Friedhöfen bei. Dabei handelte es sich nicht um grundsätzlich verschiedene Stile, sondern um "Möglichkeiten der dekorativen Form innerhalb einer einheitlichen Kunstauffassung", in der die Anlehnung an jedes Stilvorbild möglich war.⁹² So war zwar die dekorative Form prinzipiell frei verfügbar, aber die Art der Anwendung konnte, wie schon angedeutet, auf mehr oder weniger hintergründige Einstellungen verweisen: politische Ideologien, religiöse Ideale. Beispielsweise führte die kirchliche Tradition der Neogotik und die monarchische Tradition des Neobarock zu deren Ablehnung in liberalen Kreisen.⁹³

In seiner ganzen Breite entfaltete sich die historistische Formsprache dann in der Epoche des Kaiserreiches.⁹⁴ Inzwischen hatten Friedhof und Grabstätte eine gesellschaftliche Relevanz gewonnen, die auch in der Literatur, bei Theodor Fontane und Thomas Mann etwa, ihren Niederschlag fand.⁹⁵ In der Kunst verwies die Rezeption von Arnold Böcklins in den 1880er Jahren entstandener "Toteninsel" auf die gesellschaftliche Aktualität sepulkraler Orte.⁹⁶

Diesem Stellenwert entsprachen die immer aufwendigeren Grabdenkmäler. Auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg wurden architektonische und Portal-Grabmäler, Ädikulen und andere Formen "... in den unterschiedlichsten Stilrichtungen des Historismus variiert, vergrößert oder exedraartig erweitert".⁹⁷ Ädikulen ("Tempelchen") erinnerten an gründerzeitliche Fassadenarchitektur, gotisierende Grabmalwände verwiesen mit ihrem durchbrochenen Maßwerk auf mittelalterliche Chorschränken.⁹⁸

Viele dieser Grabdenkmäler waren im Aufbau von einer architektonischen Monumentalität geprägt, die in Ohlsdorf ihren Höhepunkt in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg erreichte. Damals war es in der Hamburger Oberschicht selbstverständlich geworden, "... riesige Anlagen auf großen Familiengrabstätten aufzustellen, architektonische Kompositionen aus Grabmalwänden, seitlichen Wangen, Pfosten und Eingangspforten ...".⁹⁹

Greifen wir einige Einzelbeispiele aus verschiedenen Städten heraus. In Essen wurden der 1894 verstorbene Bauunternehmer und Stadtverordnete Wilhelm Schürenberg und der 1912 verstorbene Bauunternehmer, Industrielle und Stadtverordnete Carl Funke in einer gemeinsamen Familiengruft auf dem Ostfriedhof beigesetzt. Die Gruft ist versehen mit einem Obelisk auf hohem Postament mit seitlichen halbhohen Pfeiler, volutenverzierten Konsolen sowie Urnen. Diese klassizistische Ausstattung bildet die

Kulisse für die Figur einer Trauernden, einer Bronzearbeit des Kölner Bildhauers Heinrich Stockmann.¹⁰⁰ Monumentaler noch ist der 1875 errichtete Grabbau auf der Familiengruft der Essener Kommerzienratsfamilie Waldthausen auf dem Friedhof Bredeney. Im Mittelteil ädikulaartig, rezipiert die komplexe Architektur Formen der Romanik und Renaissance im Sinne des Spätklassizismus. Als Materialien wurden unter anderem Mainsandstein und Bronzeguß verwendet.¹⁰¹

Auf dem Nordfriedhof Düsseldorf zeugt die Grabstätte Jean Louis Piedboeufs, der in den 1860er Jahren eine Kesselfabrik gegründet hatte, von einer noch immer christlich beeinflussten Formensprache: ein mächtiger Granitpfiler wird bekrönt von einem hohen Kreuz. Die Ausschmückung (Eckvoluten, Inschriftenkartusche, Girlanden, Muscheln) zitiert Elemente des Barock und Rokoko. Das Grabdenkmal wurde nach dem Tod des Fabrikanten Anfang der 1890er Jahre vom Düsseldorfer Bildhauer Gustav Rutz geschaffen.¹⁰²

Darüber hinaus rückte in besonderen Fällen die landschaftlich gestaltete Natur in das ästhetische Zentrum der Grabstätte. Frühes und herausragendes Beispiel einer als "Landschaftsraum" entworfenen Grabstätte ist die terrassenförmige Gemeinschaftsanlage der Hamburger Reeder- und Architektenfamilien Laeisz/Canel/Hanssen/Meerwein mit ihren aufeinander bezogenen architektonischen und plastischen Grabmälern.¹⁰³ Bezeichnenderweise bedeutete diese 1885 hergerichtete, erste große Familiengrabanlage in Ohlsdorf zugleich einen Bruch mit der Tradition der Gräfte, die die Hamburger Oberschicht zuvor auf den alten Friedhöfen gepflegt hatte.¹⁰⁴

Eine weitere Steigerung gegenüber den monumentalen architektonischen Grabmälern bedeuteten dann die in direkter aristokratischer Tradition stehenden, oft kuppelgekrönten Mausoleen der Kaiserreich-Zeit.¹⁰⁵ In einer "expansiven Phase"¹⁰⁶ ab 1870 fand dieser sepulkrale Bautyp zunehmende Verbreitung vor allem im Großbürgertum und wurde in seiner Architektur immer aufwendiger.¹⁰⁷ Großbürgerliche Auftraggeber demonstrierten, wie in Berlin und Düsseldorf, mit ihren repräsentativ-historistischen Mausoleumsbauten Nähe zu aristokratischer Bestattungsarchitektur und damit ihre herausragende gesellschaftliche Position.¹⁰⁸ Derartige "Nobilitierungsversuche" bewirkten nach Ansicht von Bernd Evers ein "zu Formelhaftigkeit erstarrtes Nachleben" des Mausoleumskultes, wie er unter anderen gesellschaftlichen Vorzeichen bereits im 18. Jahrhundert zu verzeichnen war.¹⁰⁹

Das ökonomische und soziale Potential der Hochindustrialisierungsperiode, gekennzeichnet durch rasche Finanzakkumulation und bisher unbekannte

Aufstiegschancen,¹¹⁰ ließen in der Sepulkralkultur das historistische Zitat zum stilistisch aufgeblähten Monstrum werden. Die Orientierung an aristokratischen Lebensformen tat ein übriges.¹¹¹ "Stil wurde Ausdruck der unbegrenzten Selbstherrlichkeit seines Besitzers."¹¹² Die historistische Formensprache des Kaiserreiches diente der Repräsentations- und Geltungssucht bürgerlicher Aufsteiger. Als besonders geeignet für die individuell akzentuierte Demonstration materiellen Reichtums und sozialen Prestiges erwiesen sich Formen der Neorenaissance mit ihren Schmuckelementen.¹¹³ Die sepulkral inszenierte Größe und Macht mit ihrem teilweise hochemotionalen symbolischen Programm, das die persönliche Leistung des Verstorbenen feierte, hinterließ den Betrachter in seelischer Unterwürfigkeit.¹¹⁴

Diese sepulkralen Formen vermitteln einen Eindruck vom kulturellen Überhang jenes Emotions- und Darstellungsbedürfnisses, das parallel lief zur kalkulatorisch-rationalen Lebenswelt des städtischen Wirtschaftsbürgertums, der Industriellen und Bankiers.¹¹⁵ Inhalt und Form gingen hier eine prekäre Synthese ein, weil sie zwei häufig auseinanderstrebende Faktoren, Modernitätsbewußtsein und soziokulturelle Identität¹¹⁶, verklammern mußten. Zukunftsorientierte Modernität wurde "abgesichert" durch das selbstvergewissernde Zitat historischer Stilformen, das nur teilweise - so im religiös motivierten Rückgriff auf die Gotik - noch wirksame Traditionslinien aufscheinen ließ.¹¹⁷ Der sepulkrale Historismus war der ideell-ästhetische Ausdruck einer Übergangsgesellschaft und symbolisierte gerade in seiner schillernden Vielfalt deren Strukturen und "geistig-kulturelle Befindlichkeit".¹¹⁸

Dabei war der Rückgriff auf historische Stilformen im Prinzip nichts Neues. Auch in den Landschaftsgärten des späten 18. Jahrhunderts war das historisch-architektonische Zitat gängiges Stilmittel gewesen, damals gewendet gegen altständische Strukturen.¹¹⁹ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch wurden historistische Stilformen nicht kritisch, sondern affirmativ verwendet, ihre häufig dekorative oder prunkhafte Wirkung diente der betont nach außen gerichteten Selbstdarstellung.

Immerhin: Auf den Friedhöfen wurde das breite historistische Formenspektrum durch die bewußte Platzierung der Grabdenkmäler ordnend in die Anlage eingebunden. Entsprechend der sozialen Segmentierung der Fläche lagen die monumentalen Grabdenkmäler nicht willkürlich verstreut, sondern in den privilegierten Zonen an den Hauptachsen, an den Umgrenzungsmauern oder in landschaftlich besonders reizvollen Partien. So stabilisierte die vorgängige Struktur des Friedhofsraumes die individualistische Vielfalt des Historismus.¹²⁰

Lange sollten diese Stabilisierungsfaktoren allerdings nicht mehr tragfähig bleiben. Spätestens in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts wurde eine Überwindung derartiger Ausdrucksformen gefordert, da sie innerhalb der systematisch wachsenden Rationalität kommunaler Infrastruktur anachronistisch wirkten.

Aber bevor wir uns nach den vorangegangenen stilgeschichtlichen Skizzen diesem neuerlichen Bruch zuwenden, soll uns noch für eine Weile die Motiv- und Figurenwelt beschäftigen. Ebenso wie die Grabdenkmäler insgesamt, verdichteten sie als sepulkrale Einzelelemente den Friedhofsraum zusätzlich.

An erster Stelle seien figürliche Plastiken genannt. Mit ihren häufig biographischen Bezügen fungierten sie auf charakteristische Weise als sepulkrale Zeichen von Bürgerlichkeit. Stelen mit Porträtreliefs und aufgesockelte Büsten sind von allen städtischen Friedhöfen bekannte Beispiele, die das Grabmal spätestens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine denkmalartige Funktion hatten gewinnen lassen.¹²¹ Damit lief die "personale Repräsentation des Individuums" auf der einen Seite parallel zu einer Epoche des Denkmalkults,¹²² auf der anderen zum Zeitalter der bürgerlichen Grabrede, die als wichtiges Element der Trauerfeierlichkeiten ebenfalls die einzelne Persönlichkeit in den Mittelpunkt stellte.¹²³ Der Friedhof bot ein Forum, um individuelle Leistung, individuelles Prestige zu zelebrieren; Trauerkultur ging auf in der Feier der eigenen Biographie.¹²⁴

Hier spielt erneut die oben bereits erwähnte Historisierung des eigenen Lebens hinein: Die sepulkrale Figurenwelt sollte dafür sorgen, daß der Nachwelt eine Anschauung von der eigenen "Größe" blieb. Dabei wurde die individuelle Lebensleistung nicht zuletzt für jene Teile der Öffentlichkeit historisiert, die den Friedhof zunehmend als Ort zum Spaziergang nutzten und sich nun dort einer Porträtgalerie ganz eigener Art gegenüber sah.

Auch in der Plastik wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer häufiger christliche und antike Motive miteinander kombiniert, etwa in der Interpretation neuerlebter Auferstehung (aufschwebende Engel oder Genien, teilweise mit Symbolen wie Palmenzweig, Kreuz, Anker).¹²⁵ Bezeichnenderweise wurde die bereits erwähnte Christusfigur des dänischen Klassizisten Bertel Thorvaldsen, die er als Element der nach 1819/20 entstandenen Skulpturenausstattung in der Kopenhagener Frauenkirche entwarf, zu einem der meistkopierten Vorbilder auf deutschen Friedhöfen.¹²⁶

Eine wichtige Richtung in der Sepulkralplastik im 19. Jahrhundert vertrat die Berliner Bildhauerschule.¹²⁷ Eines ihrer Hauptwerke ist zugleich ein besonders eindrucksvolles

Beispiel für die Repräsentation ökonomischer Macht: Reinhold Begas' Grabdenkmal für Arthur Strousberg, den 1874 verstorbenen Sohn des Berliner "Eisenbahnkönigs" Bethel Henry Strousberg. Das ursprünglich als Marmorausführung geplante, später in Bronze gegossene Werk zeigt einen aufgebahrten Jüngling, über den sich eine junge, seinen Kopf im Schoße haltende Frau beugt. Ein abgelaufenes und umgestürztes Stundenglas symbolisiert das Lebensende, am Fuß des Toten streuen Kinder Rosen.¹²⁸ Der Entwurf zu dem großdimensionierten Werk repräsentiert in Material und Umfang die finanzielle Potenz des Auftraggebers. Zugleich scheint in Figuren und Symbolik die Einbindung in die sepulkralen Traditionen des 19. Jahrhunderts durch: "Im Thema antike Vorstellungen zitierend, in den Formen ganz der Auffassung des Neubarock verpflichtet ..." ¹²⁹ Und nichts spiegelt jene Epoche hektischer ökonomischer Spekulationen besser wider als der Umstand, daß Strousbergs Finanzgeschäfte noch vor Vollendung des sepulkralen Werkes zusammenbrachen und das Grabdenkmal vorläufig nicht aufgestellt wurde.¹³⁰

Zugleich beinhaltet das Strousberg-Grabmal mit der "Trauernden" eine typische Figur bürgerlicher Sepulkralkultur.¹³¹ Trauernde weibliche Gestalten waren auf den Grabstätten vor allem der Kaiserreich-Zeit beliebt. In etlichen Varianten verkörperten sie individualistisch-gefühlsbetonte Darstellungen vom Abschied und Übergang ins Jenseits: in sich versunken, kranzlegend, blumenstreuend als Engel mit und ohne Flügel. Ihr melancholischer Blick, ihre kranzumfassenden Hände sind nur zwei von vielen Beispielen für die Mimik und Gestik, mit denen im Weiblichen bürgerliche Trauergefühle verkörpert wurden.¹³²

Diese geschlechtsspezifische Rollenzuweisung bildete eine Traditionslinie, deren Anfänge wir im späten 18. Jahrhundert verortet hatten. Hatte jedoch damals noch die emotionale Dimension als solche durchaus emanzipatorische Züge getragen, so ließ ihre unveränderte Fortführung diese Tradition zum Anachronismus werden. In der statischen Reproduktion wurde verdrängt, daß sich das gesellschaftliche Selbstverständnis der Frauen zu wandeln begonnen hatte. Waren es in der Zeit um 1800 noch vereinzelt Persönlichkeiten, die in das öffentliche Leben eingegriffen hatten,¹³³ so brachen die bisherigen Geschlechterbeziehungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf breiter Front auf. Hingewiesen sei hier nur auf die organisatorischen Anfänge der bürgerlichen Frauenbewegung in den 1860er Jahren.¹³⁴ Daß diese Entwicklung sich in der sepulkralen Bildersprache zunächst nicht niederschlug, ist ein weiterer Hinweis auf die gesellschaftliche Brüchigkeit des traditionellen Formenkanons und dessen bevorstehende gründliche Revision.

Zugleich ist dies natürlich auch ein Hinweis auf das konservative Rollenverständnis der Auftraggeber und die entsprechende Ausrichtung sepulkraler Bildhauerkunst. Das abstrakt verstandene Weibliche wurde zum Vehikel für Trauergefühle, während die Frau als individuelle Person auf den Grabdenkmälern in aller Regel nur in der Rolle der zugehörigen Gattin, Mutter oder Tochter auftauchte.

Während sich also gesellschaftliche Rollenmuster in der Sepulkralkultur als zählebig erwiesen, sorgten Technisierung und Industrialisierung für innovative Schübe. Die Herstellung und Bearbeitung von Grabmälern hatte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr zu einem mechanisierten und serialisierten Prozeß entwickelt. Ausgehend von Steinmetzen¹³⁵ und den von der Blüte figürlicher Grabmäler profitierenden, teilweise als Leiter arbeitsteiliger Werkstätten agierenden Bildhauern wurden Grabmäler - über die Zwischenstufe der Manufakturen - Ende des 19. Jahrhunderts zu einem "teilweise maschinell fabrizierten Produkt einer technisierten Spezialindustrie".¹³⁶ Verbesserte technische Möglichkeiten erlaubten inzwischen die Bearbeitung auch härtester Materialien, denen die rasche Erweiterung der Verkehrsinfrastruktur durch Eisenbahnen und Dampfschiffen einen Transport auch über weite Wege ermöglicht hatte (was im übrigen zu einer größeren Materialvielfalt insgesamt beitrug).¹³⁷

Hier sei das Beispiel des Granits herausgegriffen - ein Hartgestein, das dem Wunsch nach dauerhaften Materialien entgegen kam. Was das Gußeisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon eingeläutet hatte, setzte Granit zum Ende des Jahrhunderts fort: den maschinellen Zugriff auf Grabmäler. Als maschinell polierter schwarzer Granit wurde er im späten 19. Jahrhundert vielfach verwendet und tauchte aufgrund relativ günstiger Preise, die den rationellen Bearbeitungsmethoden zu verdanken waren, auch auf Grabstätten einfacherer Leuten auf.¹³⁸

Wir kommen zum Schluß. Ein bislang noch nicht erwähntes Beispiel drückt besonders gut jene Mischung aus Kultur und Technik, Tradition und Moderne aus, in der viele der hier skizzierten Entwicklungen zusammenliefen und die so sehr das Denken breiter Teile des Bürgertums in der Zeit des Kaiserreiches bestimmte: Gemeint sind die Galvano-Plastiken, die etwa ab 1890 den Friedhofsraum als Signet einer noch nicht ganz neuen Zeit ausfüllten. Durch Herstellungsverfahren und inhaltliche Aussage, durch das Maß an Popularität wie an Kritik verkörpern sie in ganz charakteristischer Weise einen vorläufigen Endpunkt in den Metamorphosen der Sepulkralkultur seit dem späten 18. Jahrhundert.

Die Galvanoplastik¹³⁹ entsteht im Prinzip durch ein elektrochemisches Verfahren zur Herstellung oder Nachbildung eines Objektes durch galvanische Abscheidung von

dünnen Metallüberzügen. Das seit 1837 bekannte Verfahren wurde vor allem verwendet zur fabrikmäßigen Nachbildung von Kunstgegenständen und kunstgewerblichen Objekten (etwa Kopien von Groß- und Kleinplastiken). Bei der Herstellung von Sepulkralplastiken um die Jahrhundertwende unterschied man zwischen Kern- und Hohlgalvanos: Im ersteren Fall erhielt ein Gips- bzw. Holzkern einen dünnen Metallüberzug. Für Hohlgalvanos dagegen bedurfte es zunächst einer Hohlform, auf deren Innenseite sich dann der Metallniederschlag in einer Stärke von zwei bis drei Millimetern absetzen konnte. Mit diesem Verfahren konnten Originalplastiken, also das einmal angekaufte Modell eines Künstlers, seriell reproduziert werden.¹⁴⁰

Diese beliebige Kopierbarkeit war denn auch ebenso entscheidend für den Absatz des Produktes wie dessen äußere Ähnlichkeit mit wesentlich kostspieligeren Originalplastiken. Das Herstellungsverfahren erlaubte bei großer Haltbarkeit der Figuren relativ günstige Preise (im Durchschnitt rund 600 Mark; die Bandbreite lag je nach Ausstattung und Größe zwischen 250 und 1250 Mark). Bedeutendster Galvano-Hersteller in Deutschland war nach 1890 die Württembergische Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen/Steige, die in großen Städten über Filialen oder Depots verfügte und ihre Produkte in Musterbüchern und Katalogen feilbot.

Schon bald tauchten etliche der im künstlerischem Ausdruck recht schablonenhaft wirkenden, trauernden Frauen und Engelsfiguren auf deutschen Friedhöfen auf.¹⁴¹ Daneben gab es auch kleineren galvanoplastischen Grabmalschmuck, wie Reliefs.¹⁴² Um den häufig lebensgroßen Galvanofiguren die Aura des Besonderen zu bewahren, gestattete WMF mithilfe exakter Buchführung nur je ein Exemplar einer Kopie pro Friedhof (Großstadtfriedhöfe bildeten eine Ausnahme) oder sperrte zeitweilig den Vertrieb bestimmter Figuren ganz.¹⁴³ Für den Ohlsdorfer Friedhof ist die Aufstellung von über 150 Galvanoplastiken nachweisbar, der Schwerpunkt lag in den Jahren von 1904 bis zum Ersten Weltkrieg.¹⁴⁴

Die Galvanoplastiken sind zum einen von besonderer Bedeutung, weil sie in der beliebig reproduzierbaren weiblichen Trauernden jene Synthese aus traditionellem Pathos und moderner Technik repräsentieren, die so sehr zum Charakteristikum der wilhelminischen Gesellschaft geworden war. Zum anderen war ihr Siegeszug bezeichnenderweise nicht von langer Dauer. Die Galvanos der Jahrhundertwende wurden nämlich rasch zum Objekt eines kulturkritischen Diskurses, der sie als "unechte" Industrieprodukte verwarf¹⁴⁵ und eine neuerliche Metamorphose der Grabmal- und Friedhofsästhetik einläutete.¹⁴⁶

Anmerkungen zu Kapitel III

¹ Zu diesem Begriff siehe oben, Einleitung.

² Der hier verwendete Begriff "Grabstättenkultur" geht über das üblicherweise benutzte "Grabmalkultur" insofern hinaus, als er die Unterscheidung der einzelnen Grabstättentypen einbezieht, die für die Entfaltung der spezielleren Grabmalkultur erst die Grundlage liefert (wie zu zeigen sein wird). Im übrigen erlaubt es dieser Begriff, auch Aspekte der Bepflanzung, der Begrenzung (etwa Gitter) u.ä.m. zu integrieren. Zur eigentlichen Grabmalkultur werde ich dann im zweiten Abschnitt dieses Kapitels kommen.

³ Hier werden beide Begriffe in zwei unterschiedlich nuancierten Bedeutungen verwendet. "Grabmal" ist die übliche Bezeichnung und meint die Masse bescheidener Erinnerungszeichen. Von "Grabdenkmal" wird gesprochen, wenn es sich um aufwendigere Formen handelt, etwa auf Familiengräbern.

⁴ Zwar wird diese Entwicklung in älteren und neueren Standardwerken zur Friedhofsgeschichte thematisiert (so etwa Melchert: Friedhofsordnungen, 1929; Schweizer: Kirchhof, 1956; Happe: Friedhöfe, 1991), ohne daß sie aber systematisch in einen Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Kontext gestellt wird.

⁵ Das in allen Kunstgattungen, besonders aber in der Architektur und im Kunstgewerbe zu findende Ornament wird als einzelnes motivisches Schmuckwerk verstanden, daß sich der Struktur jenes Objekts unterordnet, das es schmückt: "Die wesentliche Funktion des Ornamentes besteht darin, einen Gegenstand zu gliedern und seine Teilelemente optisch voneinander abzusetzen." Ann Hill (Hg.): DuMonts Bild-Lexikon der Kunst. Künstler - Stile - Techniken. Köln 1976, S. 458. Auf Basis dieser Definition wird der Begriff hier auf das Grabmal übertragen, das die Funktion hat, den Gegenstand "Friedhof" zu schmücken und zu gliedern.

⁶ Matzerath: Urbanisierung, 1985, S. 380.

⁷ Wehler: Gesellschaftsgeschichte II, 1987, S. 197-198; allgemein zur Entwicklung des Bürgertums in dieser Zeit ebd., S. 174-241.

⁸ Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, S. 390, wo er aber auch auf die "Berührungszonen" zwischen unterschiedlichen Schichten des Bürgertums eingeht. Allgemein zum Wirtschaftsbürgertum im Kaiserreich ebd., S. 389-392. Siehe zum Bürgertum im Kaiserreich zusammenfassend Wehler: Gesellschaftsgeschichte III, 1995, S. 712-772.

⁹ Aus semiotischer Sicht siehe zu diesem Aspekt Enninger/Schwens: Kulturelle Texte, 1989, S. 135-181. Zur "Bürgerlichkeit" der Kultur siehe auch oben II.1.

¹⁰ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 93.

¹¹ Für Mainz heißt es zum Ausgang der Frühen Neuzeit: "Vornehme und Reiche kauften sich im 18. Jh. ein 'Backofengrab' in einer der Gräfte, die bei den damals neu errichteten Kirchen ... gleich mit erbaut oder in ältere Kirchen eingebaut wurden." Caspary: Mainz, 1972/73, S. 274.

¹² Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 217-218. In seiner Untersuchung zum katholischen Begräbnisrecht leitet Lex die beiden Typen aus dem römischen Recht ab; danach umfassen Familienbegräbnisse etwa Vater/Großvater/Urgroßvater, also Angehörige in vertikaler Linie, während eine Bestattung im Erbbegräbnis allen zustand, denen das Besitztum des Erblassers zukam - gleichgültig, ob verwandt oder nicht. Peter Lex: Das kirchliche Begräbnisrecht historisch-kanonistisch dargestellt. Regensburg 1904, S. 36.

¹³ Lex: Begräbnisrecht, 1904, S. 53.

¹⁴ Illi: Toten, 1992, S. 37.

¹⁵ Siehe auch Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 62-63. Melchert liefert auch für Berlin ein Beispiel aus dem Jahr 1748 zur Staffelung von Gebühren beim Verkauf kirchlicher Grabstellen. Ebd., S. 66-67.

¹⁶ Siehe oben, S. 39.

¹⁷ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 215-216; Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 105.

¹⁸ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 153 und S. 254-255. Siehe auch oben, II.1. und II.2.

¹⁹ Das Wahlgrab wurde lokal und regional beispielsweise auch als Einzelgrab, Kaufgrab, eigenes Grab oder Privatgrab bezeichnet. Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 154 und S. 216.

²⁰ Beispiele für die Staffelung der Kosten aus dem frühen 20. Jahrhundert in verschiedenen Städten bietet Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 137-138.

²¹ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 217.

²² Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 154.

²³ Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 162.

²⁴ Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 162.

²⁵ Fayans unterscheidet für das 19. Jahrhundert allgemein in unentgeltliche Reihengräber (einfache sowie Doppelreihengräber), eigene, d. h. käufliche Einzel- und Familiengräber sowie Erbbegräbnisse. Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 48-49, S. 105-107.

²⁶ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, S. 208; dazu die materialreiche Untersuchung von Rosenbaum: Formen der Familie, 1982, vor allem Kapitel 4: Die Familie im Bürgertum, S. 251-380.

²⁷ So etwa urteilt für den Golzheimer Friedhof in Düsseldorf Inge Zacher: Grabmäler Düsseldorfer Unternehmer - Selbstdarstellung eines Standes auf dem Friedhof. In: Aspekte Düsseldorfer Industrie 1831-1981. Düsseldorf 1981, S. 77-98, hier S. 79.

²⁸ Eberhard Kändler: "O ihr Gräber der Todten! Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beysammen?" Grabstätten der Hamburger Oberschicht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Inge Stephan/Hans-Gerd Winter (Hg.): "Heil über dir, Hammonia". Hamburg im 19. Jahrhundert. Kultur, Geschichte, Politik. Hamburg 1992, S. 199-232, hier S. 216-217. Dort heißt es zur Erläuterung, daß selbst Handwerker mehrere Monats-, ja Jahreseinkommen für den Erwerb eines solchen Grabes hätten aufbringen müssen.

²⁹ Daneben blieben traditionelle Prärogative bestehen: Das Recht an alten Erbbegräbnissen konnte nicht einfach aufgekündigt werden.

³⁰ Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 154.

³¹ Pietsch interpretiert diese Entwicklung als Sozialisierung der Friedhofsbelegung, was allerdings überzogen erscheint, da das Angebot doch weiterhin nur von einem begrenzten Kreis aus der Bevölkerung in Angriff genommen werden konnte. Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 162.

³² Dazu Fayans, Bestattungsanlagen, 1907, S. 48-49 und S. 105-107.

³³ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 55.

³⁴ Nach: Benraths Führer durch den Friedhof in Ohlsdorf. Neubearb. von Max Schumm. Hamburg 1910/11 (5. Aufl.), S. 18. Den Rest bilden Genossenschaftsgräber.

³⁵ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 149-150.

³⁶ Zum Beispiel Preußen hier und im folgenden Pietsch: Verordnungen, 1987, S. 161-162.

³⁷ Auch der bereits erwähnte Gartentheoretiker John Claudius Loudon hatte ein Markierungssystem für Friedhöfe gefordert. Curl: Celebration, 1980, S. 250.

³⁸ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 107.

³⁹ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 157 und S. 161.

⁴⁰ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 160-161.

⁴¹ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 157-158.

⁴² Happe: Friedhöfe, 1991, S. 152.

⁴³ Wolfgang Hardtwig: Der deutsche Weg in die Moderne. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als Grundproblem der deutschen Geschichte 1789-1871. In: Ders./Harm-Hinrich Brandt (Hg.): Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft, Kultur im 19. Jahrhundert. München 1993, S. 9-31, hier S. 12.

⁴⁴ Siehe Kap. IV.2.

⁴⁵ Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei auch noch einmal darauf hingewiesen, daß es in dieser sozialgeschichtlichen Studie nicht um eine umfassende Darstellung der Grabmalkultur aus kunsthistorischer Perspektive gehen kann. Vielmehr sollen markante Entwicklungen und ihre gesellschaftliche Relevanz dargestellt werden. - Und noch eines sei, methodisch-"quellenkritisch", festgehalten: Ähnlich wie bei schriftlichen Quellen, kann nur das dargestellt werden, was überliefert wurde - entweder durch realen (bzw. musealen) Erhalt oder durch Bild bzw. Text. Tatsächlich bewirken allein schon friedhofstechnische Abräumungen und natürliche Verfallserscheinungen eine in diesem Fall viel folgenreichere Eingrenzung als beispielsweise bei den Friedhofsanlagen, die uns wenigstens über Pläne in der Regel zugänglich sind. Dies gilt natürlich in erster Linie für die wenig verfallsbeständigen Grabmäler unterer Schichten wie einfache Holzkreuze, aber auch für Grabdenkmäler des Bürgertums. Die Folgen dieser Selektionsprozesse werden deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg kein einziges der Allgemeinen Gräber mit ihren einfachen Grabmälern aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg erhalten ist (Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 66). Von den alten, in den 1790er Jahren angelegten Hamburger Friedhöfen vor dem Damm- und Steintor sind lediglich drei Prozent der Grabmäler von Einzelpersonen und Familien erhalten - bezogen auf den Grabstättenbestand von 1874, also kurz vor Eröffnung des Ohlsdorfer Friedhofs (Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 68).

⁴⁶ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 257.

⁴⁷ Bloch: Umriß, 1978, S. 242. Bloch konstatiert dort, daß sich das Grabmal um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf "Deutung und Bedeutung der Person" konzentriert. Bloch bezieht sich dabei auf die Arbeiten der Berliner Bildhauerschule.

⁴⁸ Den Hinweis auf diesen Aspekt verdanke ich Herrn Klaus Gille. Zur Historisierung der Wissenschaften siehe Thomas Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 498ff.; siehe allgemein auch Wolf Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München 1976.

⁴⁹ Jean Selz: Plastik. In: Hans-Jürgen Hansen (Hg.): Das pompöse Zeitalter. Zwischen Biedermeier und Jugendstil. Kunst, Architektur und Kunsthandwerk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Oldenburg/Hamburg 1970, S. 153-180, hier S. 165. Zur Bedeutung öffentlicher Denkmäler im 19. Jahrhundert siehe Hans-Ernst Mittig/Volker Plagemann (Hg.): Denkmäler im 19. Jahrhundert. Deutung und Kritik. München 1972; siehe auch Hartmut Boockmann: Denkmäler, eine Utopie des 19. Jahrhunderts. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 28, 1977, S. 160-173. Als Versuch, die Kunst des 19. Jahrhunderts (Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe u.a.) insgesamt zu werten: Rudolf Zeitler: Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin 1990, darin auch ein Beitrag von Hans-Gerhard Evers zur Plastik (speziell zur Grabplastik sehr allgemein: ebd., S. 156-157).

⁵⁰ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 293. Beispielsweise wird für den Kölner Melaten-Friedhof berichtet, daß der Klassizismus im gesamten 19. Jahrhundert eine "latente Unterströmung" blieb. Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 62.

⁵¹ Althammer: Nekropole, 1978, S. 213.

⁵² Kändler: Oberschicht, S. 222-224. Diese Grabmäler standen entweder im hinteren Bereich der für die genannte Schicht und Zeit in Hamburg verbreiteten, meist relativ schlicht gehaltenen Gruftbauten oder auf sogenannten Sandgräbern (Erdgräbern). Zu den Gruftbauten ebd., S. 219-222. Wie Beispiele aus der Frühen Neuzeit belegen, hatte die Stele als Grabmalform in Norddeutschland eine eigenständige Tradition, die in vorklassizistische Zeiten zurückweist. Beispiele unter anderem bei Walter Lüden: "Redende Steine": Grabsteine auf der Insel Föhr. Hamburg 1984; Georg Quedens: Die alten Grabsteine auf dem Amrumer Friedhof. Insel Amrum 1984; Hermine Lehmann: Eine Bestandsaufnahme der Steine des Lundener Geschlechterfriedhofs. In: Dithmarschen. Zeitschrift für Landeskunde und Heimatpflege. Neue Folge 1/1969, S. 18-24; Johannes Kinder: Der Lundener Geschlechterfriedhof und seine Grabdenkmäler. Lunden 1904.

⁵³ Schmidt: Essen, 1993 S. 80-81 sowie S. 81-85 (Untersuchungszeitraum allgemein 1850-1950).

⁵⁴ Peiter: Friedhof, 1968, S. 303; allgemein siehe Keil: Grabmal, 1990. Zum dekadenten Charakter der Romantik in England, Frankreich und Italien siehe Mario Praz: Liebe, Tod und Teufel. Die schwarze Romantik. München 1981 (2. Aufl.).

⁵⁵ Lepenies: Melancholie, 1972. Daß dies aber nicht der einzige zeitgenössische Weg der Annäherung an den Tod war, zeigt beispielsweise Udo Dickenberger: Der Tod und die Dichter. Scherzgedichte in den Musenalmanachen um 1800. Eine Sammlung von 220 Spottgrabinschriften. Hildesheim, Zürich, New York 1991.

⁵⁶ Peiter: Friedhof, 1968, S. 303. Die romantische Assoziation Tod/Natur/Kultur findet sich beispielsweise auch bei Caspar David Friedrichs Bild "Höhle mit Grabmahl" (1814), das ein Denkmal für einen gefallenen "Freiheitskrieger" darstellt. Siehe Tina Grütter: Melancholie und Abgrund. Die Bedeutung des Gesteins bei Caspar David Friedrich. Ein Beitrag zum Symboldenken der Frühromantik. Berlin 1986, S. 147.

⁵⁷ Lyriker wie Nikolaus Lenau bedichteten in ihren Werken die Stimmung am Grab ("An einem Grabe", "Am Grabe eines Ministers"). Die letzte von drei Strophen seines Gedichtes "Am Grabe Hölty's" lautet elegisch:
"Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes/Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: 'Mein Sänger/Tot!' So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch/Säuselnde Blumen." Zitiert in: Besuch bei Toten. Ein imaginärer Friedhof. Angelegt von Peter Maigler. Frankfurt/M. 1985, S. 228.

⁵⁸ Caroline Schelling wurde auf dem Klosterkirchhof von Maulbronn am 9. September 1809 in einer melancholisch-abgeschieden liegenden Grabstätte beerdigt. Der von Schelling als Grabmal in Auftrag gegebene schlicht-antikisierende, gesockelte Obelisk aus rotem Keupersandstein verband sich mit der gotischen Architektur "im Sinne einer modischen Vergänglichkeitsromantik" und

fungierte als Stimmungsträger der Natur. Petra Plättner: "Jedes fühlende Wesen stehe mit Andacht hier". Das Grab der Caroline Schelling in Maulbronn. Marbach 1993, S. 4 und S. 7-9.

⁵⁹ Kulturgeschichtliches zur Grabbepflanzung bei Josef Hempelmann: Die Praxis der Friedhofsgärtnerei. Anlage, Verwaltung und Instandhaltung von Friedhöfen und Gräbern. Berlin 1927, S. 195-197.

⁶⁰ Über die Funktion von Blumen als Symbol der Trauer berichtet allgemein Jack Goody: The Culture of Flowers. Cambridge 1993, vor allem S. 274ff. und S. 284ff. - allerdings ohne speziell auf Deutschland einzugehen. - Der Wiener Professor Franz Unger faßte die beschriebene Entwicklung in einem Überblick mit dem Titel "Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier" 1866 für verschiedene Regionen und Kulturen zusammen. Für Deutschland stammen seine Beispiele vor allem aus dem süddeutschen Raum. Der publizierte Vortrag schließt mit den Worten: "Auch in Zukunft wollen wir unsere Gräber schmücken mit dem schönsten Hoffnungsgrün, mit den unverwelklichsten Blumen, doch sie sollen uns nicht allein ein Symbol der Fortdauer, sondern ein Panier des Fortschrittes sein, ein Panier, dem jeder Einzelne und die ganze Menschheit über dem Grabe folgt." Franz Unger: Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier. Wien 1867 (Zitat S. 27).

⁶¹ Karin Hausen: "... durch die Blume gesprochen". Naturaneignung und Symbolvermarktung. In: Wolfgang Ruppert (Hg.): Fahrrad, Auto, Kühlschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge. Frankfurt/M. 1993, S. 52-78, hier S. 71-73.

⁶² Langenbach: Ruhegärten, 1987, S. 139 (dort auch weitere Hinweise auf einzelne Pflanzen und Blumen).

⁶³ Kändler: Oberschicht, 1992, S. 213.

⁶⁴ Zacher: Düsseldorf, 1982, S. 61-62. Die Pflege bepflanzter Grabstätten wurde übrigens ab 1848 durch die Grabung eines Brunnens, der mit Pumpe ausgerüstet war, erleichtert. Ebd.

⁶⁵ Zitiert bei Zacher: Düsseldorf, 1982, S. 61. 1877 schließlich heißt es in einer Beschreibung des bereits erwähnten Golzheimer Friedhofs in Düsseldorf: "Wenn man den großen und geräumigen Gottesacker erblickt, sollte man für den ersten Augenblick glauben, daß man sich in einem der schönsten Gärten befindet, die der Lust und Erholung gewidmet sind. Wohin das Auge sieht, sprießt der reichste Blumenflor, und die schönsten und prachtvollsten Bäume breiten gar mächtig ihre Äste aus. Neben lieblich duftenden Frühlingsblumen gewahrt man die stolze, einsame und schneeige Kamelie, Epheu und Rosen aller Gattungen sind zu Kränzen gewunden und bescheidene Veilchen ruhen neben Tulpen, in der Nähe des Rittersporns und Eisenhuts leuchtet die Centifolie von bezaubernder Schöne." Beschreibung von Adolph Kohut, zitiert bei Zacher: Düsseldorf, 1982, S. 62.

⁶⁶ Happe: Friedhöfe, 1991, S. 130.

⁶⁷ Seib: Kassel, 1984, S. 31.

⁶⁸ Seib: Kassel, 1984, S. 29.

⁶⁹ Zur vorgängigen Tradition dieser Verbindung von Grabmal und Natur zählt das Grabmal im Landschaftsgarten, das Matsche-von Wicht zufolge als Überleitung zwischen den alten Kirchhöfen und den Friedhofsanlagen außerhalb der

Städte seinen Höhepunkt im späten 18. Jahrhundert hatte, dessen Bedeutung aber bis ins 19. Jahrhundert hineinreichte. Es stand unter anderem im Zusammenhang mit der Suche nach neuen repräsentativen Bestattungsplätzen und der Sehnsucht nach der Natur, blieb aber nur den wenigen Privilegierten vorbehalten, die sich - vor allem Adlige - der Friedhofsbestattung entziehen konnten. Berühmtestes Beispiel ist das Grab des 1778 verstorbenen Jean-Jacques Rousseau im Park von Ermenonville bei Paris. Die Beispiele aus Deutschland reichen von der Graburne für eine togeborene Tochter des Fürsten Franz von Anhalt im Schochschen Garten in Wörlitz (aufgestellt 1769) bis Fürst Pückler, der 1871 in seinem Park in Branitz bei Cottbus beigesetzt wurde. Betka Matsche-von Wicht: Das Grabmal im Landschaftsgarten. In: Wie die Alten, 1979, S. 45-56.

⁷⁰ Gottfried Schadow (siehe dazu Kap. I.4.) schildert in seinem Werk "Kunstwerke und Kunstansichten" eine Anekdote, die konfessionelle Konflikte zwischen Protestanten und Katholiken bei der Aufstellung von Grabmälern beleuchtet: "Ein junger Herr v. Stourdza hatte sich entleibt, man hatte ihn an der Mauer des Dorotheenstädtischen Kirchhofs begraben und über dem Grabe ein Denkmal von Sandstein errichtet. Als seine Schwester, die Gräfin Stourdza, nach Berlin kam und das Grab sah, begab sie sich in unser Atelier und äußerte, wie es ihre Pflicht sei, auf ihres Bruders Grabe ein Kruzifix aufrichten zu lassen. Es wurde in Sandstein, in halber Lebensgröße ausgeführt. Die Aufstellung machte einige Schwierigkeiten; die Weigerung der Geistlichkeit der französischen Kolonie konnte nur durch die Verfügung des Ministers der Geistlichen Angelegenheiten, v. Schuckmann, beseitigt werden." Schadow: Kunstwerke I, 1987, S. 115.

⁷¹ So auf den - meist reformierten - Kasseler Friedhöfen. Seib: Kassel, 1984, S. 29 und S. 31. In Göttingen bildeten ab etwa 1830 Kreuze aus Gußeisen und Sandstein den Hauptanteil an den Grabmälern. Döring: Göttingen, 1984, S. 56.

⁷² Georg Germann: Neugotik. Geschichte ihrer Architekturtheorie. Stuttgart 1974, S. 169; Dolgner: Historismus, 1993, S. 18 (Zitat). Die Neogotik gab es im übrigen auch in Großbritannien und Frankreich. Siehe auch Kostof: Architektur, 1993, S. 532 und S. 546-550.

⁷³ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 303-313. Zum Versuch, im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts "Nationaldenkmäler" zu schaffen, siehe Thomas Nipperdey: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976, S. 133-173.

⁷⁴ Kostof: Architektur, 1993, S. 550.

⁷⁵ Kostof: Architektur, 1993, S. 546. "Sichtbare architektonische Gestalt" gewann das neue Baumaterial Eisen in Karl Friedrich Schinkels "Kreuzberg-Denkmal" (1819-1821); Dolgner: Historismus, S. 17-18.

⁷⁶ Dolgner: Historismus, 1993, S. 29.

⁷⁷ Germann: Neugotik, 1974, S. 170-171.

⁷⁸ Zacher: Düsseldorfer Unternehmer, 1981, S. 80-81.

⁷⁹ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 295. Natürlich begünstigten die beengten Verhältnisse auf dem Südfriedhof, vor der Gärtnerschen Erweiterung, gerade hochaufragende Denkmäler. Ebd., S. 295.

⁸⁰ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 295-296. Gotisierende Formen waren auch in Hamburg bekannt. Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 209. Als symbolisches Bekenntnis zur katholischen Kirche und demonstrative Ablehnung eines als "heidnisch" empfundenen Klassizismus wertet auch Inge Zacher die neogotischen Grabmäler auf dem Golzheimer Friedhof in Düsseldorf, die dort um die Jahrhundertmitte besonders beliebt waren. Zacher: Düsseldorfer Unternehmer, 1981, S. 80. Auch in Köln kam es seit den 1830er Jahren, und vor allem dann mit dem Weiterbau des Kölner Domes, zu einem Rückgriff auf christlich-mittelalterliche Formen. Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 62. Im Rheinland gab es übrigens eine gedruckte Vorlage: Das musterbuchartige Werk "Gotische Einzelheiten" des für seine Wiederbelebung gotischer Formen bekannten Kölner Diözesanbaumeisters Vincenz Statz beeinflusste die dortige Grabmalkunst. Ebd., S. 63. (Statz selbst ist mit dem neogotischen Grabmal Flammersheim/Steinmann auf dem Melaten-Friedhof vertreten. Ebd., S. 158). Auf dem Hauptfriedhof Frankfurt/Main fand die Neogotik insbesondere zwischen 1840 und 1860 ihren Niederschlag. Fritz Althammer: Nekropole, 1978, S. 212. Als weiteres Beispiel sei auf den alten Friedhof Ulm verwiesen, wo gotisierende Formen seit den frühen 1830er Jahren auftreten. Ungericht: Ulm, 1979, S. 152.

⁸¹ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 291.

⁸² Döring: Göttingen, 1984, S. 56.

⁸³ Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 57.

⁸⁴ Zugunsten einer bündigen Darstellung verzichte ich hier auf die Auflistung aller für Grabmäler verwendeten Materialien. Verwiesen sei jedoch auf die Verwendung leicht bearbeitbarer Materialien wie Kalk- und Sandstein (für Hamburg aus dem Weserbergland: Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 209; für Köln: Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 48.) Zu den kostbarsten Materialien gehörten Marmor (insbesondere als Material des Klassizismus) und Bronze.

⁸⁵ Gerhard Seib: Das Gußeisen im Dienst der Totenehrung in der Zeit zwischen 1750 und 1850. In: Wie die Alten, 1979, S. 85-94, hier S. 85-86. Eisen als Material für Grabmäler ist bereits seit dem 16. Jahrhundert bekannt; eine Blütezeit handwerklich-schmiedeeisenerner, teilweise reich verzierter Kreuze setzte im 18. Jahrhundert ein. Margarete Baur-Heinhold: Schmiedeeisen-Grabkreuze. München 1984, S. 7-10. Siehe auch Helmut Odenhausen: Grabkreuze aus Eisen und Stahl. Tübingen 1962.

⁸⁶ Christoph Fischer/Volker Welter/Sibylle Einholz: Eisenguß auf den historischen Friedhöfen in Berlin - Zehn Anmerkungen. In: Aus einem Guß. Eisenguß in Kunst und Technik. Berlin 1988, S. 124-146, hier S. 124. Siehe auch allgemein Eva Schmidt: Der preußische Eisenkunstguß: Technik - Geschichte - Werke - Künstler. Berlin 1981 (zu Grabmälern S. 137-153). Das Material selbst erfuhr, wie bereits erwähnt, durch die sogenannten Befreiungskriege eine patriotische Überhöhung. Fischer/Welter/Einholz: Eisenguß, 1988, S. 124.

⁸⁷ Seib: Gußeisen, 1984, S. 87. Dies galt sowohl für protestantische als auch für katholische Gebiete. Für Berlin Fischer/Welter/Einholz: Eisenguß, 1988, S. 126; für Köln Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 50; für Kassel Seib: Kassel, 1984, S. 29; für Ulm Ungericht: Ulm, 1979, S. 152; für Freiburg Thomas Schwarz: "Wird wieder erwachen". Grabmäler des Alten Friedhofs in Freiburg i. Br. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Freiburg 1980, S. 23.

⁸⁸ Seib: Gußeisen, 1979, S. 91.

⁸⁹ Fischer/Welter/Einholz: Eisenguß, 1988, S. 125. Die ältesten belegbaren Beispiele in Berlin stammen aus der Zeit um 1800. Ebd.

⁹⁰ Fischer/Welter/Einholz: Eisenguß, 1988, S. 125. Als Beispiel wird auf die Friedhöfe am Halleschen Tor in Kreuzberg verwiesen. Die Friedhofreformer sollten später unter anderem derartige Einfriedungen von Grabstätten heftig attackieren. Siehe Kapitel IV.1.

⁹¹ Zum Historismus siehe Dolgner: Historismus, 1993; Ernst-Heinz Lemper: Historismus als Großstadtarchitektur. Die städtebauliche Legitimierung eines Zeitalters. In: Karl-Heinz Klingenburg (Hg.): Historismus - Aspekte zur Kunst im 19. Jahrhundert. Leipzig 1985, S. 50-72; Brix/Steinhauser (Hg.): Historismus, 1978; im Kunstgewerbe: Barbara Mundt: Historismus. Kunstgewerbe zwischen Biedermeier und Jugendstil. München 1981.

⁹² Hans Lehmbruch/Nancy Halverson Schless: Architektur. In: Hansen (Hg.): Pompöses Zeitalter, 1970, S. 13-70, hier S. 21.

⁹³ Lehmbruch/Halverson Schless: Architektur, 1970, S. 22.

⁹⁴ Die Entfaltung einer in Monumentalität überbordende Grabmalkultur im späten 19. Jahrhundert, wie sie im folgenden beschrieben wird, war nicht nur ein Kennzeichen deutscher Friedhöfe. Siehe besonders eindrucksvoll für London Felix Barker/John Gay: Highgate Cemetery. Victorian Valhalla. London 1984; siehe auch: In Highgate Cemetery. London 1992 (beide mit zahlreichen Abbildungen). Für Wien Barbara Haubold: Die Grabdenkmäler des Wiener Zentralfriedhofs von 1874-1918. Münster 1990.

⁹⁵ Sehr schön läßt sich diese Tendenz in den Romanen Theodor Fontanes verfolgen. Dazu Henriette Hochhuth: Tod und Bestattung in den Romanen Theodor Fontanes. Untersuchungen zu einem literarischen Motiv aus ausgewählten Textbeispielen. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1992, zusammenfassend S. 105-107. Zur Trauerkultur siehe die eindrucksvollen Passagen zu Sterben und Tod in Thomas Manns 1901 veröffentlichtem Roman "Buddenbrooks", S. 586-590, zu einzelnen Elementen auch S. 211-219.

⁹⁶ Dazu Zelger: Böcklin: Die Toteninsel, 1991, S. 54-55.

⁹⁷ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 209 (zusammenfassend). Für Einzelbeispiele siehe das entsprechende Kapitel, S. 72-168, passim.

⁹⁸ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 99 und S. 101.

⁹⁹ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 105-106. Im übrigen gaben diese monströs-monumentalen Formen oft einen repräsentativen Rahmen für Bronzeplastiken oder Marmorskulpturen. - So wie in Ohlsdorf diese sepulkralen Monumente in die Friedhofslandschaft einbezogen waren, erschienen in dieser Epoche übrigens auch monumentale

Denkmäler generell als eingebettet in die umgebende Landschaft. Dazu Lutz Tittel: Monumentaldenkmäler von 1871 bis 1918 in Deutschland. Ein Beitrag zum Thema Denkmal und Landschaft. In: Ekkehard Mai u.a. (Hg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich. Berlin 1981, S. 215-275.

¹⁰⁰ Schmidt: Essen, 1993, Katalogteil, o. Pag., Objekt Nr. 12. Die Familiengruft befand sich ursprünglich auf dem Friedhof Am Kettwiger Tor (die erste Beisetzung auf dem Ostfriedhof fand 1895 statt).

¹⁰¹ Schmidt: Essen, 1993, Katalogteil, o. Pag., Objekt Nr. 64 (auch dieses Grabdenkmal stand ursprünglich auf dem Friedhof Am Kettwiger Tor).

¹⁰² Zacher: Düsseldorfer Unternehmer, 1981, S. 86.

¹⁰³ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 117-120, zusammenfassend S. 209.

¹⁰⁴ Leisner u.a.: Ohlsdorf II, 1990, S. 32 sowie Ohlsdorf I, 1990, S. 209. Zu der Tradition der Hamburger Familiengrüften siehe Kändler: Oberschicht, 1992, S. 216-224.

¹⁰⁵ Für Grabbauten wird neben dem Begriff Mausoleum häufig - je nach Kontext und Tradition - unter anderem auch Grabkapelle, Grabtempel und Gruft verwendet. Zum Begriff siehe Pinnau: Sepulkralarchitektur, 1993, S. 3-11 und oben, Kap. I.4. (Definition).

¹⁰⁶ Peter Pinnau unterscheidet in seiner Dissertation in der neueren Geschichte des Mausoleumsbaus zwischen einer "emanzipatorischen Phase" (1770-1815; Phase der Loslösung von der Kirche), einer restaurativen Phase (1815-1870; stilpluralistische Rückbesinnung auf die Grabkapelle als Leittypus mit christlichen und nationalen Implikationen) und einer "expansiven Phase" (1870-1920). Pinnau: Sepulkralarchitektur, 1993, S. 35-63 (mit zahlreichen Beispielen).

¹⁰⁷ Pinnau: Sepulkralarchitektur, 1993, S. 51. Diese Phase hielt etwa bis 1895 an und wurde dann abgelöst im wesentlichen von vereinfachten, massigeren Bauformen. Ebd.

¹⁰⁸ Jörg Kuhn: Neubarocke Mausoleen auf Berliner Friedhöfen. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Berlin 1989, S. 39; Zacher: Düsseldorfer Unternehmer, 1981, S. 93.

¹⁰⁹ Evers: Mausoleen, 1983, S. 182. Zur Bedeutung von Mausoleen außerhalb Deutschland siehe Curl: Celebration, 1980, S. 168-205. Siehe auch oben, Kap. I.4.

¹¹⁰ Allgemein Wehler: Gesellschaftsgeschichte III, S. 547ff.

¹¹¹ Für Grabstätten auf Düsseldorfs Nordfriedhof (zunächst als "Friedhof hinter dem Tannenwäldchen" bezeichnet) und ihren sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund Zacher: Düsseldorfer Unternehmer, 1981, S. 83-84.

¹¹² Lemper: Historismus, 1985, S. 59.

¹¹³ Dolgner: Historismus, 1993, S. 87-88.

¹¹⁴ Martin Warnke: Politische Landschaft, 1992, S. 116, wo er von "Erhabenheit" handelt, was sich durchaus auf die sepulkrale Ästhetik übertragen läßt.

¹¹⁵ Friedrich Haupt nennt für Köln-Melaten allgemein das gehobene und mittlere Bürgertum und führt als Beispiele Fabrikanten, Kaufleute, Ärzte, Offiziere, Journalisten, Verleger, Bankiers, Ingenieure, Lehrer, Künstler, Handwerksmeister und andere an. Friedrich Haupt: Melaten -

Friedhof und Kulturdenkmal. In: Festschrift zur 150-Jahr-Feier des Gymnasiums Kreuzgasse. Sonderdruck o.Pag. Köln 1978 [hier S. 8]. Abt/Vomm nennen für Melaten auf Basis des überlieferten Denkmalbestandes des 19. Jahrhunderts folgende Berufsgruppen, die Entwicklung der Sepulkralkultur bestimmende Berufsgruppen genannt: Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Juristen, Militärs, wobei nur in letzterer fast ausschließlich der Adel vertreten ist. Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 102.

¹¹⁶ Nach Wolfgang Hardtwig zählten Modernität und Modernitätsbewußtsein, Interpretationsverlangen und Identitätssuche sowie der Anspruch auf Normativität zu den Strukturmerkmalen historistischer Kunst. Wolfgang Hardtwig: Traditionsbruch und Erinnerung. Zur Entstehung des Historismusbegriffs. In: Brix/Steinhauser: Historismus, 1978, S. 17-27, hier S. 24. Siehe zu den dabei entstehenden Bewußtseinsformen Martin Doerry: Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreiches. Zwei Bände. Weinheim, München 1986. Wir werden dann im Kapitel über die Feuerbestattung wieder auf ähnliche Probleme stoßen.

¹¹⁷ So wie die Neogotik auch als nationaler, typisch deutscher Stil galt, so lieferten auch die nationalen Denkmäler in der Zeit des Kaiserreiches einen symbolischen Beitrag zur kollektiven Identität des Bürgertums. Siehe Wolfgang Hardtwig: Geschichtsinteresse, Geschichtsbilder und politische Symbole in der Reichsgründungsära und im Kaiserreich. In: Ekkehard Mai u.a. (Hg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich. Berlin 1981, S. 47-74, zum sozialen Hintergrund besonders S. 60-63. Siehe auch Nipperdey: Nationaldenkmäler, 1976.

¹¹⁸ Dolgner: Historismus, 1993, S. 137.

¹¹⁹ Lemper: Historismus, 1985, S. 50-51.

¹²⁰ Zu den stabilisierenden Faktoren beim Historismus im Städtebau siehe Lemper: Historismus, 1985, S. 69.

¹²¹ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 270; einige Beispiele für Frankfurt/M. bei Drolshagen: Hauptfriedhof, 1987, S. 38-41.

¹²² Bloch: Umriß, 1978, S. 242-243, der sich hier auf Berliner Friedhöfe der Jahre 1840 bis 1880 bezieht. Zur Geschichte des Denkmals im 19. Jahrhundert erneut der Verweis auf Mittig/Plagemann: Denkmäler, 1972; Boockmann: Denkmäler, 1977.

¹²³ Martin Kazmaier: Die deutsche Grabrede im 19. Jahrhundert. Aspekte ihrer Funktion innerhalb der bürgerlichen Bestattungsfeierlichkeiten. Diss. Tübingen 1977.

¹²⁴ Siehe dazu Selz: Plastik, 1970, S. 166. Selz bezieht sich auf die Grabdenkmäler der Friedhöfe europäischer Städte wie Paris und Genua. Für Essen stellt Heike Schmidt für das "Industriezeitalter" (ab 1850) einen relativ großen "Reichtum an plastischem Schmuck, insbesondere an figürlichen Darstellungen" fest. Schmidt: Essen, 1993, S. 109.

¹²⁵ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 261-262.

¹²⁶ Thorvaldsen schuf auch originäre Sepulkralkunst, zu seinen bekanntesten Werken in Deutschland zählt das auf dem Hauptfriedhof Frankfurt/Main befindliche Thanatos-Relief für Philipp Bethmann-Hollweg. Drolshagen: Hauptfriedhof,

1987, S. 25. Der dänische Bildhauer war nach Ansicht des Kunsthistorikers Jörgen B. Hartmann der Künstler, "... der in seinen Grabdenkmälern das Schönheitsideal Winckelmanns von der 'edlen Einfalt und stillen Größe' im höchsten Maße verwirklichte." (Hartmann, Genien, 1969, 33). Noch späte Vertreter der Berliner Bildhauerschule wie Heinrich Pohlmann knüpften mit ihren Sepulkralplastiken an Thorvaldsen an. Einholz: Nachwelt, 1990, S. 262. Für Köln-Melaten etwa ist ein entsprechendes Beispiel bei Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 80, dokumentiert. Für Essen ein Beispiel noch aus der Zeit der Weimarer Republik bei Schmidt: Essen, 1993, S. 153 und ebd., Katalogteil, o. Pag., Objekt Nr. 104 (als Relief). - In Essen stellten Christus- und Engelfigur mit knappem Abstand die zweit- und dritthäufigste Motivgruppe (nach der unten noch zu behandelnden "Trauernden"; Untersuchungszeitraum 1850-1950). Schmidt: Essen, 1993, S. 116-117.

¹²⁷ Einholz: Bildhauerschule, 1987, S. 105-113. Als Beginn der Berliner Bildhauerschule ("preußischer Klassizismus") markiert Einholz die Gründung der Berliner Akademie und die Öffnung der Hofbildhauerateliers Ende des 18. Jahrhunderts nach dem Tod Friedrich des Großen (1786). Die Berliner Bildhauerschule prägte für rund eineinhalb Jahrhunderte die Entwicklung der Plastik und ist systematisch und fortlaufend auf Friedhöfen nicht nur in Berlin vertreten. (ebd., S. 105); repräsentiert ist die Schule auch beispielsweise auf dem Alten Friedhof Bonn; Ennen u.a.: Bonn, 1986, S. 75; Gassner: Bonn, 1980, S. 42-43. Weitere ihrer Vertreter in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sind unter anderem Friedrich Tieck, Friedrich Drake, Bernhard Afinger, Heinrich Pohlmann, Rudolf Siemering, Gustav Eberlein, Joseph Uphues. Einholz: Bildhauerschule, 1987, S. 108-116. Zur Berliner Bildhauerschule siehe auch die Anmerkungen zu Johann Gottfried Schadow unten, Kap. I.4.

¹²⁸ Cornelius Steckner: Museum Friedhof. Bedeutende Grabmäler in Berlin. Berlin 1984, S. 19.

¹²⁹ Einholz: Nachwelt, 1990, S. 261.

¹³⁰ Strousberg, zugleich Mäzen von Begas, hatte den Auftrag zu dem Werk unmittelbar nach dem Tod seines Sohnes erteilt, kurz bevor seine Unternehmungen zusammenbrachen. Der Plan, das Werk in Marmor zu gießen, konnte nicht mehr ausgeführt werden. Strousberg selbst starb 1884 in Berlin, das Werk von Begas wurde erst 1899 für die Pariser Weltausstellung 1900 gegossen, wo es einen Grand Prix erhielt. 1930 wurde die Bronzeplastik als Gefallenendenkmal auf dem Städtischen Friedhof Reinickendorf aufgestellt. Steckner: Museum Friedhof, 1984 S. 19-20.

¹³¹ Zum Zusammenhang von Tod, Weiblichkeit und Ästhetik - unter anderen Vorzeichen - hier erneut der Hinweis auf die Studie von Elisabeth Bronfen: Leiche, 1994.

¹³² Für Essen Schmidt: Essen, 1993, S. 109 und S. 111-116; für Frankfurt/M. Drolshagen: Hauptfriedhof, 1987, S. 35-38; für Köln, wo sie bis ins 20. Jahrhundert hinein auftauchte Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 85. für Hamburg-Ohlsdorf: Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 131-133; für Berlin: Bloch: Umriß, 1978, S. 244. Zu den Abschiedsszenen als immer wiederkehrendes Motiv der Sepulkralplastik des 19. Jahrhundert siehe auch Einholz: Nachwelt, 1990, S. 263-264,

die als Beispiel Darstellungen des Hades-Tores, sich eben abwendende und durch ein Scheinportal abtretende Frauengestalt oder sich zum Abschied die Hand reichende Eheleute. Auch die Darstellung von Hinterbliebenen war ein im 19. Jahrhundert stets wiederkehrendes Motiv, so die grabdenkmalschmückende Gattin mit blumenreichem Kind (ebd., S. 266).

¹³³ Man denke an die Berliner Salonkultur einer Henriette Herz und Rahel Varnhagen von Ense.

¹³⁴ Zur Frauenbewegung in Deutschland Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, S. 82-95.

¹³⁵ 1824 war in München erstmals ein Katalog mit einer Sammlung von Entwürfen für Grabdenkmäler erschienen, der von Daniel Joseph Ohlmüller erstellt worden war, einem Mitarbeiter des Baumeisters und Schöpfers von Glyptothek und Pinakothek, Leo von Klenze. Nach diesem auf den Südfriedhof abgestimmten Katalog, zu dem auch Klenze Entwürfe beibrachte und der anspruchsvolle Vorlagen vom einfachen bis zum repräsentativen Grabdenkmal lieferte, konnten die Steinmetze arbeiten. Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 293. In München gab es dabei insofern eine besondere Situation, als die Glyptothek dem Steinmetzhandwerk zu erheblichem Aufschwung wie auch besonderen Fertigkeiten verhalf.

¹³⁶ Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 43-44. Für Hamburg bestimmen Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 209 den Beginn handwerklicher Serienfertigung und erster industrieller Produktionsformen (Gußeisen) für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

¹³⁷ Für Hamburg-Ohlsdorf Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 209.

¹³⁸ So für Köln Abt/Vomm: Melaten, 1980, S. 49. Für den Südlichen Friedhof München Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 298.

¹³⁹ Zum Verfahren und seiner Geschichte siehe Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. vollständig neubearbeitete Ausgabe. Siebenter Band. Leipzig, Berlin und Wien 1898, S. 513; weiterhin dazu sowie zu Herstellung und Vertrieb Meinhold Lurz: Erhalt der Aura trotz technischer Reproduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF. In: Peter Bloch/Sibylle Einholz/Jutta von Simson (Hg.): Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Berlin 1990, S. 325-336, hier S. 325 und S. 332; siehe auch Georg J. Haber/Maximilian Heimler: Galvanoplastische Grabdenkmäler der Jahrhundertwende. Geschichte, Technik und Restaurierungsproblematik kunstindustrieller Katalogware. In: Restauro 97, 1991, S. 384-391; Reiner Sörries: Seid getröstet ... Zwei galvanoplastische Grabengel im Museum für Sepulkralkultur. In: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V./Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur: Tätigkeitsbericht 1992, S. 3-5. Zu den genannten Preisen siehe Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 130. Andere deutsche Galvanofirmen waren die Galvanobroncen Galvano-Hammer-Werke/Galvanoplastische Kunstanstalt Heiligenhaus - Düsseldorf und die Köln-Lindenthaler Galvanoplastische Kunstanstalt; siehe Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 129. Außer Sepulkralkulturen entstanden auch Krieger- und Kaiserdenkmäler nach diesem

Verfahren. Daß das Verfahren der Galvanoplastik in der Zeit um die Jahrhundertwende Gegenstand technischer Verbesserungen war, zeigt der Aufsatz eines A. Knothe, der unter dem Titel "Eine Neuerung auf dem Gebiete der Galvanoplastik" erschien in: Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft 12, 1901, Nr. 605, S. 513-519.

¹⁴⁰ Walter Benjamin sprach vom Verlust der Aura durch die Reproduzierbarkeit. Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Werkausgabe. Band I.2. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Zweiter Band. Frankfurt/M. 1980, S. 471-508.

¹⁴¹ Zum Spektrum der Motive gehörte (wenn man die Arbeiten von Hans Dammann zugrundegelegt, dem Künstler, der die meisten Arbeiten für WMF anfertigte): Weibliche Figur, knieend mit Mohn in der rechten Hand; sitzender Pilger; blumenstreuende weibliche Figur; sitzende weibliche Figur mit Immortellenkranz; knieender Pilger; Jüngling mit Fackel; stehende Engelfigur mit Flügel und Fackel; stehende weibliche Figur mit Buch und Feder und anderes. Heinrich Pohlmanns Christusfigur (angeboten im Katalog von 1909) orientierte sich am Christus des dänischen Klassizisten Berthel Thorvaldsen. Auch die Figuren der Trauernden drückten in ihrem klassizisierenden Stil eine gewisse Zeitlosigkeit aus und wirkten dadurch einheitlich. Überhaupt ähnelten sich die Werke verschiedener Künstler durchaus. Lurz: Aura, 1990, S. 331-335.

¹⁴² Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 121-122. In Mannheim wurde ein WMF-Engel sogar als Bekrönung des Eingangsgebäudes verwendet. Keller: Architektur, 1986, S. 182.

¹⁴³ Lurz: Aura, 1990, S. 326.

¹⁴⁴ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 129-130 (auch Text von Anmerkung 596). Zur Popularität der Galvanoplastiken in München siehe Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 298. Für Essen stellt Heike Schmidt geradezu eine "Überflutung" der Friedhöfe in der Zeit von 1900 bis 1930 fest. Schmidt: Essen, 1993, S. 152.

¹⁴⁵ Schon kurz vor der Jahrhundertwende war die Galvanoproduktion auf Widerstand gestoßen: In Sorge um den fehlenden "Kultcharakter" des Originals und nachdem sich auch Kaiser Wilhelm II. gegen Reproduktionen für Denkmäler der kaiserlichen Familie gewandt hatte, erließ der preußische Kultusminister 1898 ein generelles Verbot zur Fertigung von Monumenten aus "minderwertigem Material" und die "fabrikationsmäßige Ausnützung vorhandener Modelle". Das Verdikt hatte allerdings nur bis 1902 Bestand, weil sich der neue Industriezweig erfolgreich dagegen wehrte. Hinzu kam, daß Bedenken gegen das Material offensichtlich ihre Bedeutung insofern verloren, als wissenschaftliche Gutachten bestätigt hatten, "daß sich die Galvanoplastik nicht von getriebenem Kupfer unterschied". Lurz: Aura, 1990, S. 328. - Die Galvano-Produktion lief schließlich mit dem Zweiten Weltkrieg endgültig aus.

¹⁴⁶ Siehe zum Kontext dieser Kritik das folgende Kapitel IV.1.

IV. Zwischen Kulturkritik und Funktionalität: Friedhofsreform und die pragmatische Wende der Weimarer Zeit

1. Anfänge und Entwicklung der Friedhofsreformbewegung

In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg schien die Ästhetik deutscher Friedhöfe Anlaß zum Optimismus zu geben. 1912 konnte der Architekt Emil Högg voller Begeisterung verkünden: "Heute darf der wagemutige junge Stadtbaurat, gestützt von dem Beifall der Stadtväter, aller .. Reißbrett-Unkunst, aller Geometerweisheit und allem nüchternen Schematismus den Krieg erklären und als begeisterter tatkräftiger Vorkämpfer idealer Forderungen einen Friedhof schaffen, der nicht mehr ein Niederschlag des Totengräber-Registers ist, sondern die künstlerische Verklärung der letzten menschliche Dinge, des Todes, der Trauer und der Erinnerung."¹ Hamburg-Ohlsdorf und der Münchener Waldfriedhof erschienen in ihrer Synthese von Natur und Emotion, Technik und Kultur als Höhepunkt bürgerlich-städtischer Friedhofsästhetik.

Aber der Schein trog. Spektakulären Anlagen wie Ohlsdorf stand schließlich noch immer eine große Zahl jener städtischen Friedhöfe gegenüber, deren schachbrettartige Gestaltung eher als ordinäre "Feldmesserarbeit"² denn als ästhetische Leistung eingestuft werden mußte. Um ein Beispiel des frühen 20. Jahrhunderts herauszugreifen: In Hannover zeichneten sich einige Friedhöfe mit ihrer scheinbar endlosen, am rechtwinkligen Wegenetz entlangziehenden Abfolge einzelner Grabstätten und den dahinter liegenden Reihengräberfeldern vor allem durch eine dichte Belegung aus und boten einen offensichtlich langweiligen und trostlosen Eindruck.³ Daß die Kritik nicht auf Fachkreise beschränkt blieb, zeigt folgende Passage aus einem zeitgenössischen Unterhaltungsblatt: "Die meisten Friedhöfe der Städte, vor allem der Großstädte, rufen den Eindruck von Massengräbern hervor. Die geraden Wege, die gleichmäßige Einteilung der einzelnen Begräbnisflächen, der Mangel deckender Baum- und Strauchgruppen ...".⁴

So breitete sich spätestens nach der Jahrhundertwende vermehrt Unbehagen aus.⁵ Es fand seinen gesellschaftlichen Ausdruck in einer Reihe von Initiativen, die zusammenfassend als Friedhofsreformbewegung bezeichnet werden.⁶ Die Aktivitäten dieser Bewegung sollten die Friedhofs- und Grabmalästhetik im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflussen.

Der Unwillen der Reformier entzündete sich aber nicht nur an verwahrlosten Anlagen, sondern auch und vor allem an der Gestaltung der Grabstätten im einzelnen. Zu einem der Hauptdiskussionspunkte wurde die Frage der ästhetischen Qualität jener Hartgesteine, wie Granit, bei deren Bearbeitung die Flächenpolitur der "künstlerischen" Gestaltung vorgezogen wurde.⁷ Es ging um die oft industriell hergestellten, als primitive "Massenware" verachteten polierten und

Platten, um die Glasapplikationen kleiner Sandsteingrotten, deren spiegelnde Oberflächen als effekthascherisch betrachtet wurden.⁸

Zugleich geriet die von geradezu wildwüchsigem Individualismus geprägte bürgerliche Grabmalkultur des Kaiserreiches in die Kritik, jene oben beschriebenen pompös-historistischen Monumente städtischer Oberschichten, die so sehr Macht und Reichtum der hier Bestatteten demonstrieren sollten.⁹ Gebrandmarkt wurden die industriell produzierten Galvanoplastiken ebenso wie andere, einer Grabstätte als unangemessen empfundene Formen wie künstliche Felsen, künstliche Baumrinde und Unter-Glas-Fotos von Verstorbenen.¹⁰

Ins Auge stach den Reformern des weiteren die uneinheitliche, willkürliche Gestaltung von nebeneinander liegenden Grabstätten und -denkmälern. Nicht zuletzt boten die beliebten Einfriedungen Anlaß zur Kritik, also jene meist eisernen Gitter, die eine Grabstätte als privates "Totengärtchen" gegenüber Nachbargräbern und Wegen abgrenzten.¹¹ Sogar individueller Kleinschmuck wurde angegriffen, und so forderte der Verfasser des bereits zitierten Presseartikels, "... die schrecklich gefärbten Strohblumen und die nicht minder häßlichen Wachsbblumen, sowie all das künstlich hergestellte Zeug [zu] vermeiden, das uns die Kranzblumenindustrie in den letzten Jahren beschert hat."¹²

Schon bald nach der Jahrhundertwende wurden der Öffentlichkeit Alternativen präsentiert. In München gab es seit 1903 eine Künstlervereinigung für neue Grabdenkmäler. Gleichenorts wurden in den folgenden Jahren Wettbewerbe und Ausstellungen zur Verbesserung der Grabmalkultur durchgeführt.¹³ 1905 organisierte die fünf Jahre zuvor vom Flensburger Augenarzt Wilhelm von Grolmann begründete Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst eine "Ausstellung zur Hebung der Friedhofs- und Grabmalkunst" die von zeitgenössischen Bildhauern beschickt wurde und mit einem Grabmalwettbewerb verbunden war.¹⁴

Diese Wiesbadener Ausstellung hatte Initialfunktion. Sie wurde später in vielen anderen Städten gezeigt, unter anderem durch Hans Grässel 1907 im Münchener Glaspalast.¹⁵ Über die Wanderausstellung wurde nicht nur in der Fachpresse eifrig berichtet,¹⁶ mit ihr verschafften sich die Reformer auch größere öffentliche Resonanz.¹⁷ In einem Ausstellungsbericht hebt die Zeitschrift "Dekorative Kunst" die gezeigten Werke positiv von den Grabdenkmälern der "... unsinnig gedrängt angelegten Massenfriedhöfe unserer Großstädte ..." ab und schreibt: "Sie alle, Bildhauer und Architekten, sind in einer Richtung erfreulich geeint: sie wollen im Kunstwerk, das an die Toten mahnt, nichts vom prunkenden Stil, nichts von widerlich aufdringlichem Protz, wie es gerade die 'vornehmen' Grabmäler unserer Friedhöfe so lange geschändet hat."¹⁹ Gegen die industriell bearbeiteten Hartgesteine, gegen die serienweise produzierten Galvanos wurden Naturstein und Unikat gesetzt.²⁰

Parallel zur Ausstellung wurde auf Initiative Grolmanns 1905 die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst gegründet.²¹ Zu ihren Aktivitäten zählten die Organisation von Vorträgen, der Versand von Broschüren und die Beteiligung an diversen Ausstellungen.²² Die Gesellschaft für Grabmalkunst verstand sich als der erste Versuch auf diesem Gebiet, eine "systematische Zusammenarbeit von Kunst und Handwerk durch eine feste Organisation" zu erzielen.²³ In Wiesbaden entstand auch ein ständiges Büro für Grabmalkunst, das vor allem der unentgeltlichen Beratung von Interessenten diente. Eine ortsansässige Grabmalfirma legte ein Lager mit Mustersteinen an, deren Auswahl von der Gesellschaft für Grabmalkunst bestimmt wurde.²⁴ In der Folgezeit wurde die Forderung nach einer neuen Friedhofs- und Grabmalkultur vor allem durch weitere Ausstellungen von Mustergrabmälern vertreten, nicht zuletzt auf der berühmten Werkbund-Ausstellung Köln 1914.²⁵ Mit diesem gelegentlich von ausländischen Beobachtern verwundert betrachteten Instrument,²⁶ das gelegentlich sogar die Präsentation kleiner Musterfriedhöfe einschloß, waren die Friedhofsreformer städtebaupolitisch durchaus auf der Höhe ihrer Zeit.²⁷

Wie sahen nun die sepulkralen Alternativen der Reformer im Detail aus? Generell favorisierten sie, zumindest anfangs, handwerklich gestaltete Grabmäler nach individuellen Entwürfen; "alte echte Handwerkskunst" wurde gefordert, um den Siegeszug der Grabsteinindustrie zu bremsen.²⁸ Als Material schlugen die Reformer heimische Gesteinsarten vor - etwa Kalksteine, deren weiches Material dem reformerischen Postulat entgegenkam, das Grabmal handwerklich zu formen statt maschinell zu polieren.²⁹

Daß die industriellen Produzenten so sehr in die Kritik gerieten, deutet schon an, daß sich das Problem nicht auf rein ästhetische Dimensionen reduzieren läßt. Hinter den ästhetischen Postulaten standen nur allzu häufig wirtschaftliche Interessen: Steinmetze wie Bildhauer sahen durch die wachsende Bedeutung industrieller Produzenten ihre berufliche Existenz bedroht. So konnten Bildhauer kaum Interesse an einem harten Material wie Granit haben, daß eher nach maschineller als handwerklich-künstlerischer Bearbeitung verlangte. Sie konnten auch kein Interesse an der weiteren Verbreitung der serienweise gefertigten Galvanos haben. Daher verwundert es nicht, wenn Bildhauer, aber auch handwerkliche arbeitende Steinmetze die Wiederbelebung des Unikats forderten.³⁰ Nicht zufällig pries das Fachorgan der Steinbildhauer und Steinmetze immer wieder die Wiesbadener Wanderausstellung, etwa mit der nicht ganz uneigennützigen Aussage, daß diese "...bekanntlich auf die Kunst der Friedhöfe fördernd und hebend einwirken [will], indem sie den Gegensatz zwischen künstlerischem und fabrikmäßigen Grabschmuck ... zur Darstellung bringt."³¹ Umgekehrt zeigten sich verständlicherweise die Granit- und Hartgesteinwerke sowie die Galvanoproduzenten wie WMF wenig begeistert von den Intentionen der Reformer.³²

Neben der einzelnen Grabstätte bemühten sich die Reformer aber auch, wie die eingangs zitierte Kritik schon zeigte, um neue Ansätze der Friedhofsgestaltung insgesamt. Experten wie der Architekt Stefan Fayans - Verfasser eines 1907 erschienenen Standardwerkes über

Bestattungsanlagen³³ - forderten, das einzelne Grabmal grundsätzlich der Gesamtanlage unterzuordnen,³⁴ forderten Homogenität statt individualistischem Wildwuchs. Dies antizipierte bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Idee vom Friedhof als System funktionaler Einzelelemente, wie sie dann in den 1920er Jahren zum Durchbruch kommen sollte.

Damit aber wurde zugleich der Boden bereitet für einen latenten Konflikt, der die Friedhofs- und Grabmalreform künftig begleitete. Einerseits wurde die Wiederbelebung individuell-"authentischer" Handwerkskunst verfochten. Andererseits gewann das Ziel einer homogenen Gesamtanlage einen derart hohen Stellenwert, daß vom einzelnen Grabmal eine einheitliche, entsprechend angepaßte Formgebung verlangt wurde. Diese aber konnte im Prinzip eher von industriellen Produzenten mit ihrer seriellen Fertigung geboten werden als vom individuell arbeitenden Künstler.

Ein erster bedeutender Schritt, die Vorstellungen der Reformen zu realisieren, wurde mit der Eröffnung des Münchener Waldfriedhofs 1907 vollzogen.³⁵ Dort waren auf Veranlassung von Hans Grässel rigide Vorschriften für Grabstätten erlassen worden. Sie galten für die Aufstellung von Grabmälern ebenso wie für die Bepflanzung und sonstige Gestaltung.

Grässels wichtigste Leitlinie war Homogenität und Integration der Grabmäler in die Umgebung: "Auf den bestimmten Platz sollte jedes Denkmal ja stets hinkomponiert werden, und zwar nicht bloß hinsichtlich der Form, sondern auch hinsichtlich der Wirkung", schrieb der Reformen im Jahr 1910.³⁶ Entsprechend waren die Reglementierungen ausgerichtet. So heißt es in § 3 der "Vorschriften über die Errichtung von Denkmälern und die Behandlung der Grabstätten im Waldfriedhof" (1907): "Nach den vorliegenden Verteilungsplänen dürfen ... in hierfür bestimmten Abschnitten nur Grabdenkmäler aus stehenden Steinen, in einzelnen nur solche aus liegenden Steinen, in anderen nur Grabdenkmäler aus Eisen und in wieder anderen nur solche aus Holz errichtet werden."³⁷ Für die Größe der einzelnen Grabdenkmäler galten strenge Begrenzungen, nur "größere Familiengräber und Familiengräbergruppen" konnten als privilegierte Grabstätten ausgenommen werden, sofern "... dieselben künstlerischen Charakter tragen und wenn durch genügende Umpflanzung die gegenseitige Beeinträchtigung der Nachbardenkmäler verhindert wird."³⁸ Auch ließ Grässel die von den Reformern heftig kritisierten Einfriedungen von Grabstätten verbieten.³⁹ Als Material empfahl er beispielsweise Tuff, körnigen Kalkstein und Muschelkalk, für Kreuze darüber hinaus Schmiedeeisen und Holz.⁴⁰

Auch wenn Grabmalvorschriften im Prinzip schon seit langem bekannt waren,⁴¹ wurde der Waldfriedhof mit seinen umfassenden, rigiden und detaillierten Bestimmungen rasch zum vielzitierten Vorbild im Sinne der Reformen. Die Münchener Vorschriften wurden in einer Zeit allgemeiner gesellschaftlicher Bemühungen um neue ästhetische Ausdrucksformen von vielen anderen Friedhofsverwaltungen übernommen.⁴²

Die Gestaltung des Waldfriedhofes stieß auch deshalb auf so große Resonanz, weil sich in ihr eine Form jener "Heimat"-Sehnsucht manifestierte, die innerhalb der wilhelminischen Gesellschaft als kulturkritische Antwort auf Industrialisierung und Urbanisierung entstanden war.⁴³ Einheimische Materialien sowie Stilformen, die der Volks- und Heimatkunst entlehnt wurden, hatten nicht nur auf Friedhöfen einen Stellenwert gewonnen, deren ästhetischer Aspekt eingebunden war in ihre sozial-identifikatorische Funktion. Dieses romantisch getönte Heimatverständnis spiegelte generell den Zustand von jenen Teilen des wilhelminischen Bürgertums⁴⁴ wider, die im Rückgriff auf Tradition und Kontinuität eine Antwort auf ihre bedrohte soziokulturelle Identität sahen. Ländliche und kleinstädtische architektonische Formen mit ihren regionalen Besonderheiten wurden in einer Zeit rapider Urbanisierung zum vermeintlich authentischen Ideal stilisiert.⁴⁵

Zu den konstitutiven Elementen von Grässels Anschauung zählte neben dem Rückgriff auf Waldlandschaft, "echter" Handwerkskunst und einem großzügig interpretierten Heimat-Verständnis auch die Religion. Deren Symbolik floß vor allem über seine weiter oben bereits diskutierten Bauten ins Friedhofsbild ein, aber auch über seine Grabmalvorstellungen. Letztere wurden von der Anschauung alter jüdischer Friedhöfe mit ihren schlicht-homogenen Grabsteinen ebenso geprägt wie von den Begräbnisplätzen der Herrnhuter.⁴⁶ Aus solchen, religiös motivierten Vorbildern schöpfte Grässel vor allem jene Elemente ab, die man als uniformierend bezeichnen kann. Sie bestimmten sein Bild vom idealen Grabmal.⁴⁷

Nicht zuletzt Grässels Grabmalvorschriften trugen dazu bei, daß im Waldfriedhof der harmonische Entwurf einer "Gegenwelt zur bürgerlichen liberalen Industriegesellschaft" entstand.⁴⁸ Gerade in seiner stimmungsvollen Synthese von Naturromantik und reformorientierter Heimat-Tradition entsprach der Waldfriedhof ebenso dem ästhetischen Bedürfnis nach einer veränderten Formensprache wie der Sehnsucht nach einem emotionalen Refugium.⁴⁹

Diesen Bedürfnissen, die durch die sozialen und wirtschaftlichen Verwerfungen der wilhelminischen Zeit ausgelöst wurden, soll nun detaillierter nachgegangen werden. Die Friedhofsreformbewegung bildete eine ihrer zahlreichen gesellschaftlichen Schnittstellen. Die Vorstellungen eines Hans Grässel und seiner Mitstreiter reihten sich dabei ein in verschiedene einflußreiche Reforminitiativen, deren Anfänge meist aus der Zeit um die Jahrhundertwende datierten und die etliche Lebensbereiche umfaßten. Ihre Spielarten waren vielfältig, das Umfeld weitläufig. Zu den bekanntesten Erscheinungsformen zählt die deutsche Jugendbewegung ("Wandervogel"), die Kunsterziehungsbewegung und die Reformpädagogik, aber auch die Gartenstadt- und die Heimatbewegung.⁵⁰ Organisationen wie der Deutsche Werkbund bemühten sich um "veredelte", dem industriell geprägten Alltag als angemessen betrachtete Ausdrucksformen.⁵¹ Darüber hinaus verkörperten einzelne Persönlichkeiten wie der Architekt und Schriftsteller Paul Schultze-Naumburg in besonderem Maß die schillernde Vielfalt und Mehrdeutigkeit der Reformbewegungen.⁵² Letztere fanden ihre Parallelen in radikal neuen Ansätzen

in Kunst und Literatur - nicht umsonst gilt die Frühzeit des 20. Jahrhunderts als Höhepunkt avantgardistischer Entwicklungen und Laboratorium der Moderne.

Im Hintergrund dieser Tendenzen, so disparat sie im Einzelnen auch immer waren, stand allgemein die Auseinandersetzung mit der als neuartig empfundenen industriell-städtischen Lebenswelt, wie sie sich im Zuge rascher Industrialisierung und Urbanisierung im kaiserlichen Deutschland ausprägte.⁵³ Der unaufhaltsam scheinende Siegeszug industriekapitalistischer Mentalität und die wachsende "Herrschaft der Mechanisierung" (Sigfried Giedion)⁵⁴ wurde bei den einzelnen sozialen Klassen und Schichten auf ganz unterschiedliche Weise als Herausforderung begriffen.

Höchst sensibel reagierten beispielsweise bildungsbürgerlich orientierte Gruppen,⁵⁵ da sich die Transformationsprozesse für ihre normativen Vorstellungen, etwa die Ideale humanistischer Bildung, als besonders heikel erwiesen und ihren traditionellen gesellschaftlichen Geltungsanspruch unterminierten.⁵⁶ So überrascht es nicht, daß gerade bildungsbürgerlich geprägte Kreise auch in den Reformbewegungen eine führende Rolle spielten.⁵⁷ Sie antworteten auf die Herausforderungen einerseits mit Rückzugstendenzen, andererseits mit dem ihnen innewohnenden, vor allem im kulturellen Bereich wirksamen innovatorischen Potential.⁵⁸

Häufig flossen beide Richtungen ineinander: Kulturkritisch-retrospektive, deuschtümelnde Elemente mischten sich mit der Forderung nach radikal neuen Ausdrucks- und Lebensformen, Innovationspotential verband sich mit Elementen der Tradition. So fanden sich unter den Reformern ganz unterschiedliche Gruppen mit teilweise widersprüchlichen Interessen und Zielen zusammen. Das führte zu einer anhaltend fragilen Synthese von Traditionalität und Modernität, einer extremen politischen Bandbreite sowie teilweise recht vagen Visionen und Entwürfen künftiger Ästhetik.

Diese Feststellung gilt auch für die Friedhofsreformbewegung. Viele ihrer häufig in kommunalen Diensten stehenden Anhänger waren weit davon entfernt, derart direkt von Hochindustrialisierung und Urbanisierung profitieren zu können wie Industrielle und Bankiers. Dagegen wurden sie in ihrem Beruf mit den Folgen allzu rascher ökonomischer und städtebaulicher Entwicklungen konfrontiert. Die von Hans Grässel auf dem Münchener Waldfriedhof bevorzugte regionale Architektur ist ein ganz charakteristischer Ausdruck dieser Einstellung, die im Heimatgedanken gerade das zu retten und konservieren versuchte, was durch Industrialisierung und Urbanisierung bedroht erschien.

Zwischen den einzelnen Zweigen der Reformbewegungen gab es zum Teil personelle und inhaltliche Verflechtungen. Hans Grässel beispielsweise war Mitglied des Dürer-Bundes⁵⁹ und veröffentlichte eine programmatische Schrift in dessen Publikationsreihe.⁶⁰ Verbindungen der Friedhofsreformer zur Heimatschutzbewegung gab es unter anderem über regionale Bauberatungsstellen.⁶¹

Nicht zuletzt kooperierten die Friedhofsreformer mit dem Deutschen Werkbund.⁶² Diese Organisation, die unter anderem Architekten, Entwerfer sowie Vertreter von Handwerk und Industrie vereinigte, wurde 1907 auf Betreiben des deutschen Architekten und Kunstschriftstellers Hermann Muthesius in München aus dem genannten kulturkritisch-reformerischen Potential heraus begründet⁶³. In der Tradition der britischen Arts & Crafts-(Kunstgewerbe-) Bewegung eines William Morris stehend, bemühte sie sich um ein material- und werkgerechtes, aber auch ästhetisch ansprechendes, "veredeltes" Produktdesign.⁶⁴

Diese Ambitionen bargen ein typisches Dilemma in sich, wie es prinzipiell auch für die Friedhofsreformer galt: Einerseits stellte sich der Deutsche Werkbund in innovativem Geist dem Problem, "... wie die Verkettung zwischen Gestalter und Hersteller, zwischen Kunst und Industrie neu geschmiedet werden könne".⁶⁵ Andererseits entstammte sein Anliegen, die "verlorene sittliche und ästhetische Harmonie der deutschen Kultur zurückzugewinnen", einem im wesentlichen kulturkritisch-konservativem Denken,⁶⁶ das sich mit Jeffrey Herf als "reactionary modernism" beschreiben läßt. Gemeint ist jene kulturelle Verbrämung der Modernisierungsprozesse im Deutschland des frühen 20. Jahrhundert, die unter Rückgriff auf vorindustriell geprägte, teilweise deutschümelnde Versatzstücke der neuen urbanen Lebenswelt ein ästhetisches Kleid verschaffen sollte.⁶⁷

Diese Verbrämungstendenzen gab es auch bei den Friedhofsreformern. Ihr romantischer Rückgriff auf Elemente aus einem vermeintlich heilen, ländlich-heimatlichen Milieu und deren Transformation in einen völlig veränderten gesellschaftlichen Kontext offenbart das politische Dilemma naiven Traditionsbewußtseins. Gesellschaftliche Strukturen werden mit simplifizierten kulturellen Mustern übertüncht, bleiben aber auch insofern unverarbeitet, als die traditionelle Formsprache den Blick auf die unvermeidliche Realität versperrt.

Die Intentionen von Werkbund und Friedhofsreformern liefen beispielsweise zusammen bei der Suche nach einer angemessenen Gestaltung der Friedhöfe für die unzähligen Kriegsgefallenen in der Zeit des Ersten Weltkrieges.⁶⁸ Das Werkbund-Jahrbuch 1916/17 war vollständig dem Thema "Kriegsgräber und -denkmäler" gewidmet⁶⁹, nachdem die Organisation schon 1915 in einer Erklärung ausdrücklich auch Friedhöfe in ihre Arbeit einbezogen hatte.⁷⁰ Bildhauer und Architekten entwarfen in Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden Friedhöfe und Grabstätten für Gefallene⁷¹ und konnten dabei auf die Vorstellungen der Friedhofsreformer zurückgreifen.⁷²

Dies wäre vielleicht weniger bemerkenswert, wenn nicht der massenhafte, häufig anonyme Kriegstod zu Begräbnisstätten geführt hätte, deren uniforme Gestaltung sich anschließend und explizit als Muster des funktionalen Friedhofs in der Weimarer Republik erweisen sollte.⁷³ So trug das Massensterben im Krieg, selbst eine Folge des Einsatzes industrieller Technik, auf letztlich

makabre Weise zum Durchbruch einer neuen seriellen Friedhofsästhetik bei und bestätigt damit Modris Eksteins' These der Knotenpunkte zwischen den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und der Kultur der Moderne.⁷⁴

Aber auch schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte es konkretere Forderungen nach einer Typisierung in der Friedhofs- und Grabmalgestaltung gegeben: "... *wir brauchen Typen* [i. Orig. hervorgehoben]", schrieb kurz vor dem Ersten Weltkrieg der Gartenarchitekt Leberecht Migge, der sich auch mit Friedhofsfragen befaßte, in seinem Abgesang auf die traditionelle Gartenkunst.⁷⁵ Nicht zufällig kam es auf der Kölner Werkbund-Tagung von 1914 zu einem grundsätzlichen Konflikt über die Frage, ob Typisierung oder künstlerische Individualität der Vorzug zu geben sei - ein Streit mit wirtschaftlichem Hintergrund, denn es ging auch um die internationale Konkurrenzfähigkeit deutscher Produkte.⁷⁶ Aus den USA kommend, ergriff die zunächst betriebswirtschaftlich orientierte Rationalisierungsbewegung mit ihren Forderungen nach Typisierung und Normierung nach und nach auch Deutschland und wies dabei über den engeren produktionstechnischen Ablauf hinaus.⁷⁷

Insgesamt stellte die Friedhofreformbewegung die Weichen für eine weitgehende Funktionalisierung sepulkraler Formen, wie sie dann im "neuen Friedhof" der Weimarer Republik auf breiter Ebene anvisiert wurde. Friedhofs- und Grabmalgestaltung konnten eingereiht werden in eine kommunalpolitische Rationalität, die Grabstätten als serialisierte Elemente eines funktionalen Gesamtsystems "Friedhof" verstand.

Langfristig bewirkten die Aktivitäten der Reformen also das Gegenteil dessen, was ursprünglich beabsichtigt wurde: Statt der romantisch-identitätsstiftenden Rekonstruktion eines vermeintlich historischen Idealzustandes⁷⁸ entwickelte sich der Friedhof zu einem Objekt technokratischer Städtebauplanung. Ästhetische Traditionen des 19. Jahrhunderts, wie die Krumme Linie, sollten in diesem Konzept eine höchstens marginale Bedeutung erhalten. Die Krumme Linie paßte nicht zur funktionalen Wende, weil sie sich nicht typisieren ließ.

2. "Erst der Techniker, dann der Künstler": Der funktionale Friedhof der zwanziger Jahre

Die Friedhofsreformbewegung mündete 1921 in den Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal e. V.⁷⁹ Dessen Gründung, von Waldo Wenzel vorbereitet, wurde unter anderem forciert von Natursteinlieferanten und vom Steinmetz-Handwerk, und zwar unter direktem Verweis auf ihre wirtschaftliche Notlage.⁸⁰ Insgesamt aber repräsentierten die Gründungsmitglieder ein sehr breites Spektrum an interessierten Organisationen, von rein berufsständischen Verbänden bis hin zu den Kirchen.⁸¹ Die bereits aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bekannten Verflechtungen zwischen den einzelnen Zweigen der Reformbewegung setzten sich fort: Der Werkbund war korporatives Mitglied, und der Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz, Werner Lindner, gehörte zu den aktiven Kräften.⁸² Als eines seiner wichtigsten Ziele verstand der Reichsausschuß die Erarbeitung einer Friedhofsmusterordnung, die für ganz Deutschland als Rechtsgrundlage für die einheitliche Gestaltung der Friedhöfe gelten sollte.

Auch in der Arbeit des Reichsausschusses schlug sich die Vielfalt, ja Widersprüchlichkeit reformerischer Vorstellungen nieder. Der bereits mehrfach geschilderte Konflikt zwischen den unterschiedlichen Interessengruppen, vor allem zwischen Handwerk und Industrie, blieb prägend und war vielfach nicht aufzulösen.⁸³ So sprach sich mit Waldo Wenzel einer der führenden Friedhofsreformer⁸⁴ und Gründungsvorsitzende des Reichsausschusses noch kurz vor dessen Konstituierung gegen eine Schablonisierung der Grabmäler und für heimatbezogene, "innerliche" Formen aus.⁸⁵ Auch die 1922 in München vom Reichsausschuß herausgegebenen Richtlinien für Friedhofs- und Grabmalgestaltung⁸⁶ entsprachen eher handwerklich-bildhauerischen Interessen, wenn sie Naturstein, künstlerisches Unikat und handwerkliche Arbeit favorisierten.⁸⁷

Doch die allgemeine Tendenz schlug im Verlauf der zwanziger Jahre um. So hatte etwa der Verband der deutschen Granitindustrie frühzeitig bei Regierungsstellen interveniert und beim preußischen Innenministerium erreicht, daß die zwischenzeitlich verbannten Hartgesteine nach 1921 auf Friedhöfen wieder zugelassen wurde⁸⁸ (und 1928 veröffentlichte der Reichsausschuß dann Richtlinien für die Bearbeitung von Hartgesteinen). Statt regionaler Vielfalt und handwerklich-künstlerischem Unikat rückte die Typisierung der Grabmäler immer mehr in den Mittelpunkt - als Vorbild wirkten hier, wie gesagt, nicht zuletzt die Soldatenfriedhöfe des Ersten Weltkriegs.⁸⁹ Unter Rückgriff auf die klassizistische Formsprache wurde der Typ der Stele zur allgemein propagierten Grabmalform, die als serielles Basiselement beliebig vervielfältig- und kombinierbar war.⁹⁰ Die schon vor dem Ersten Weltkrieg erhobene Forderung nach Typisierung wurde also zu einem entscheidenden Merkmal der Friedhofsreform in den zwanziger Jahren, und dies kam industrieller Massenproduktion entgegen.

Bezeichnenderweise wandelte sich zugleich die Beurteilung industrieller Herstellungsverfahren durch die Reformer. Im Verlauf der zwanziger Jahre wurde die Industrie mehr und mehr als gleichberechtigter Partner akzeptiert. Im Vorwort eines 1927 vom Reichsausschuß herausgegebenen, programmatischen Sammelbandes⁹¹ wurde die Kritik an industrieller Produktion als einseitig und "töricht" bezeichnet. Man billigte der Grabmalindustrie den Vorteil kostengünstiger Fertigung zu und erkannte, daß dies breiteren Kreisen den Erwerb eines angemessenen Grabmals ermöglichte.

Letztlich plädierte der Reichsausschuß auch offiziell dafür, beide Produktionsweisen nebeneinander existieren zu lassen: "... die mechanische Methode, die in Form von Serien Grabsteine in materiell wie ästhetisch einwandfreier Weise herstellen wird, zu niedrigen Preisen und durch Versand an allen Orten erhältlich; sodann die handwerkliche Methode, bei der der Handwerker einen Einzelwert einmalig herstellt, zum selbstverständlich höheren Preis, durch Form und Ornament an Ort und Landschaft der Entstehung gebunden und nur in diesen Grenzen absetzbar."⁹² Zugleich wurde eine soziale Kategorisierung vorgenommen. Ihr zufolge galt das handwerklich-künstlerische Unikat als angemessenes Grabdenkmal etwa für größere Familiengrabstätten sowie als point de vue an zentralen Plätzen des Friedhofs, während das industriell produzierte Grabmal den Reihengräberfeldern zugeordnet wurde.⁹³

Darüber hinaus wurden Tendenzen perfektioniert, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine Rolle spielten. Das Einzelgrab entwickelte sich in den Entwürfen der Reformer immer mehr zum Teilelement eines "Gesamtorganismus", der aus den homogen und überschaubar gestalteten Gräberfeldern dann gleichsam von selbst erwachsen sollte.⁹⁴ Diesem Ziel entsprach sowohl die Vorgabe, die individuelle Grabbepflanzung insgesamt einzuschränken, als auch die zusätzliche Option, die Bepflanzung der einzelnen Grabstätten dann durch die Friedhofsverwaltungen durchführen zu lassen, um dem Ziel einheitlicher Grabstättengestaltung näher zu kommen.⁹⁵ Individuelle Willkür sollte mithilfe bürokratischer Direktiven eingedämmt werden. "Wir müssen die Prunksucht verbannen ..." hieß es nachdrücklich in einer 1926 bereits in zweiter Auflage veröffentlichten Schrift des Breslauer Gartenbaudirektors Erbe.⁹⁶

Unter diesen Voraussetzungen erschien nun auch der Parkfriedhof ganz grundsätzlich nicht mehr als angemessene Lösung, da er "... eben nur künstlich einen Park vortäuschen wollte, anstatt für die Gegebenheiten der Friedhofstechnik den sachlichen äußeren künstlerischen Ausdruck zu suchen ..." ⁹⁷ Derartige Kritik war auch schon früher geäußert worden. So hatte Hans Grässel am Parkfriedhof bemängelt, daß "Zweck und Erscheinungsform nicht übereinstimmen".⁹⁸ Ein weiterer wichtiger Einwand betraf die Unübersichtlichkeit dieser Anlagen.⁹⁹ Aber auch die Waldfriedhöfe gerieten in die Kritik: Neben ästhetischen, den eben genannten ähnlichen Vorbehalten wurde die zu geringe Belegungsdichte beklagt.¹⁰⁰ Der räumlich großzügigen Park- und Waldästhetik entgegengestellt wurde das Kriterium einer optimalen, das heißt die Fläche höchstmöglich

ausnutzenden Belegungsdichte.¹⁰¹ Ästhetische Prinzipien gerieten zu einer Funktion von Effizienzdenken.

Gestalterisch fanden die Reformer dabei zurück zu geometrischen Formen. Diese entsprachen der geforderten Zweckrationalität, wurden allerdings um wichtige Bausteine aus der bürgerlichen Gestaltungstradition des 19. Jahrhunderts ergänzt - insbesondere um eine reiche Vegetation: Hecken, Büsche und Bäume untergliederten Friedhofsraum und Gräberfelder auch auf den neuen Friedhöfen der zwanziger Jahre.¹⁰² "Grüne Lunge" sollten die Begräbnisplätze sein - schließlich hatten sie sich zu einem bedeutenden städteplanerischen Element entwickelt, das sich einfügte in das Gesamtnetz städtischer Grünflächen.¹⁰³ Allerdings wurden die Anpflanzungen "formgerecht" gestutzt: In einem 1927 erschienenen Handbuch zur Friedhofsgärtnerei ist von geraden Kanten und exaktem Schnitt, von konischen und blockartigen Formen die Rede. Für den korrekten Schnitt werden bis auf den Zentimeter genaue Hinweise geliefert.¹⁰⁴ Immerhin lockerten einzelne kurvenförmige Wegeelemente das Erscheinungsbild der sonst streng sachlich konzipierten Anlagen auf.

Im Prinzip aber wurde die Krumme Linie als Gestaltungstradition in ihrer Funktion abgelöst vom rechten Winkel des zweckrational aufgeteilten Friedhofs. Der Friedhofsraum diente nun nicht mehr als Kulisse zur Entfaltung sepulkraler Pracht, sondern unterwarf das individuelle Grabmal dem Diktat des "Gesamtorganismus".

Bleibt die Frage zu klären, in welchem Umfang diese pragmatische Wende durchgesetzt werden konnte. Abgesehen vom Münchener Waldfriedhof, zeigte der vom Bremer Landschaftsplaner und späteren Gartenbaudirektor Paul Freye konzipierte Osterholzer Friedhof in Bremen frühzeitig Ansätze einer reformorientierten Struktur. Die 1916 fertiggestellte und 1920 erstmals belegte, in einzelne Gräberfelder streng untergliederte Anlage wurde von einer breiten Allee durchzogen. Kanäle, Teiche und Hecken wurden dem Gesamtkonzept angepaßt und dienten der Strukturierung der Fläche.¹⁰⁵ Damit entsprach der Osterholzer Friedhof vor allem der Forderung nach Übersichtlichkeit.

Besonders markant war der Richtungswechsel in den zwanziger Jahren auf dem Erweiterungsteil des Ohlsdorfer Friedhofes in Hamburg zu verfolgen (sogenannter Linne-Teil).¹⁰⁶ Die vom neuen Friedhofsdirektor¹⁰⁷ Otto Linne entworfenen Vergrößerungsflächen erhielten eine im Vergleich zum alten, malerischen Parkteil völlig andere, geometrische Struktur.¹⁰⁸ Zentrale Kriterien waren nun, ähnlich wie in Bremen, Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, räumliche Begrenzung und leichte Auffindbarkeit der Gräberfelder. Die Gesamtfläche wurde in kleine überschaubare, für sich gestaltete "Einzelfriedhöfe" aufgeteilt.¹⁰⁹ Das Grabmal wurde aufgewertet, indem man den traditionell schmucklosen Reihengräbern ein bisher unbekanntes Maß an Aufmerksamkeit widmete

und die einzelnen Steine durch zahlreiche Vorschriften und Bestimmungen in die verschiedenen, systematisch durchkonzipierten Gräberreihen und -felder einfügte.¹¹⁰

Diese Grabmalreform wurde mithilfe von strengen, in unterschiedlichen Ausarbeitungen 1920, 1922 und 1926 vorgelegten Bestimmungen umgesetzt. Eine Reihe von Materialien wurde von vornherein von der Aufstellung ausgeschlossen.¹¹¹ Insgesamt entstand dabei ein neuer Formenkanon, der die Grabmäler typisierte und standardisierte.¹¹² Die Stele wurde jetzt zum bedeutendsten Grabmaltyp, während Grabplastiken (darunter Galvanofiguren¹¹³) und alle monumental-architektonischen Formen, die sich den Reformvorstellungen nur schwer unterordnen ließen, an Bedeutung verloren.¹¹⁴

In der benachbarten, damals noch selbständigen und zu Preußen gehörenden Stadt Altona war es Gartenbaudirektor Ferdinand Tutenberg, der den zentralen städtischen Friedhof als typische Reformanlage gestaltete. 1923 eröffnet, zeichnete er sich durch ein achsenbezogenes, geometrisch orientiertes Wegenetz aus. Hier wurde die Stele von vornherein zum dominierenden Grabmaltyp.¹¹⁵

In Kassel führte die Erweiterung des dortigen Hauptfriedhofs Ende der zwanziger Jahren dank unterschiedlich proportionierter Abteilungen, dank besonders gestalteter Freiflächen und Plätze ebenfalls zu einem klar gegliederten, homogenen Gesamtbild im Sinne der Reformer. Die einzelnen Gräberquartiere erhielten eine Heckenumpflanzung.¹¹⁶ Die im Jahr 1933 erlassenen Gestaltungsrichtlinien sorgten hier für die rechtlichen Voraussetzungen, um schließlich auch auf den freiwerdenden Flächen des alten Teils die Reformvorstellungen zu realisieren.¹¹⁷

Die bisher geschilderte, rein friedhofstechnische Entwicklung, für die sich etliche weitere Beispiele anführen ließen, war eingebunden in umfassende, von großem Konfliktpotential gekennzeichnete Tendenzen in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, Städteplanung und Wohnungsbau, Architektur und Design.¹¹⁸ Die Typisierung der Grabsteine wurde von einzelnen Reformern beispielsweise auch als sepulkraler Ausdruck einer Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden: "Es wäre daher wohl zu wünschen, daß im Friedhof der Zukunft mehr und mehr die Klassenunterschiede verschwinden und eine weitgehende Typisierung Platz greift".¹¹⁹

So überzeugend dies als politisch-egalitäres Konzept klingt und so sehr sich tatsächlich die früher extremen Unterschiede zwischen Arm und Reich auf dem Friedhof inzwischen verringert hatten, so vereinfacht erscheint es, die Typisierung mit dem Abbau von Klassenunterschieden gleichzusetzen. Handlungsbestimmend war vielmehr der bereits in der Zeit des Kaiserreiches zu erkennende Versuch, Friedhöfe in ein technokratisch-kommunales Herrschaftskonzept zu integrieren. Dieses hatte innerhalb der Bürokratie mittlerweile eine neue Gruppe von "Sozialingenieuren" heranwachsen lassen und fand seinen Ausdruck in den Prinzipien eines "social engineering", der sozialtechnischen Bürokratisierung und Normierung von Leistungen.¹²⁰ Wenn sich die städtische Selbstverwaltung in den zwanziger Jahren in diese Richtung entwickelte, so konnte sie aufbauen auf

die bereits vorhandene "... Grundlage eines bürokratisierten Systems, das im wesentlichen von professionellen Verwaltungsbeamten und Kommunalpolitikern geleitet wurde".¹²¹ Im Vergleich zu früher waren es dabei nicht mehr allein einzelne soziale Eliten, die die städtische Ordnung bestimmten - nun kam die sich voll entfaltende Eigendynamik eines genuin bürgerlichen Rationalitätsdenkens hinzu.

Im übrigen entspricht das Konzept des "organischen" Friedhofs, daß von den Reformern ja explizit vertreten wurde, nicht unbedingt einer demokratischen Grundeinstellung. Es verweist eher auf eine sozialromantische Gemeinschaftsideologie, wie sie mit ihrem Rückgriff auf vorindustrielle Zeiten sowohl in der frühen Reformbewegung und ihrer Betonung des Handwerklich-Heimatlichen zu finden waren als auch im Bauhütten-Gedanken des frühen 19. Jahrhunderts.¹²² Dieses bemerkenswerte Zusammenspiel von "organischer" Gemeinschaftsideologie¹²³ und städtebautechnischer Rationalität beeinflusste jedenfalls die Friedhofsästhetik in den zwanziger Jahren weit mehr als die Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse nach dem November 1918.

Bezeichnend für das neue, technokratische Verständnis von Friedhofsästhetik ist folgender, vom Dresdner Stadtbaurat Paul Wolf gezogener Vergleich mit den Prinzipien zeitgenössischen Mietwohnungsbaus: "Das Reihengrab ist für den Friedhof ein ähnliches Element, wie das Mietshaus für den Städtebau. Und wie es uns gelingt, für das Mietshaus und für den Mietshausblock neue Formen zu schaffen, so müssen wir auch das Einzelreihengrab auflösen im Gräberfeld und eine große Gesamtform für diese Gräberfelder finden. Diese Gesamtform des Reihengräberfeldes aber wird dann in der Gesamtform des Friedhofs ein wichtiges Moment bilden ..."¹²⁴

Tatsächlich spiegeln die Reformfriedhöfe Tendenzen der zeitgenössischen, rationalistischen Architektur wieder. Auch der Wohnungsbau der zwanziger Jahre neigte dazu, den Menschen als bloßes Teil eines Räderwerks zu betrachten.¹²⁵ Mit hegemonialem Anspruch und unter Vernachlässigung traditioneller Alltagskultur wurde die Privatsphäre architektonisch rationalisiert, von den betroffenen Menschen wurde ein Umlernprozeß erwartet.¹²⁶ Die unter diesen Vorzeichen entworfenen Wohnungen wurden mit Waben verglichen: "... gleichförmig, höchst funktional und miteinander in einer inneren rational erscheinenden Ordnung verbunden."¹²⁷ Wie der "malerische" Parkfriedhof von den Reformern, so wurde auch der "künstlerische" Städtebau des späten 19. Jahrhunderts inzwischen von den Rationalisten als oberflächlich-idyllisch attackiert.¹²⁸

Sei es nun Wohnungsbau oder Friedhof: Die Tendenzen zur Standardisierung war jedenfalls deutlich. Ihr entsprachen auf gesellschaftlicher Ebene die "formierten Massen".¹²⁹ Es war eine Entwicklung, die aus den einzelnen Menschen jene Elemente zu modellieren hoffte, die Siegfried Kracauer in einem zeitgenössischen Essay als "Massenglieder" beschrieb.¹³⁰

Konservative Architekten setzten diesen Tendenzen ihre heimatümelnd-traditionalistische Bauweise entgegen.¹³¹ Die Antimodernisten zeigten teilweise nationalistische, auch offen rassistische Züge und wiesen Verbindungen mit völkischer Ideologie auf.¹³² Zu ihren Protagonisten zählten mit Emil Högg und Paul Schultze-Naumburg zwei Architekten, die sich bereits in der Friedhofsreform- bzw. allgemeinen Reformbewegung der Vorkriegsjahre engagiert hatten. Noch in den zwanziger Jahren pries Schultze-Naumburg, recht illusionistisch, den alten Dorfkirchhof und einfache handwerkliche Grabmäler als Vorbild für die Friedhofsgestaltung.¹³³

Umgekehrt hatte die architektonische Avantgarde den brutalen Kern einer rein rationalistischen Perspektive allzu drastisch offenbart. Die "Faszination der klaren Linie und [der] Vorschein vollkommener Ordnung" beinhaltete durchaus Elemente von Totalität.¹³⁴ Individuelle Freiräume wurden eingeebnet, das einst gefeierte Individuum zum beliebigen Objekt degradiert. Zusammengenommen spiegeln Rationalisierungseuphorie und Zivilisationskritik, die als charakteristische Pole der frühen Moderne¹³⁵ auch in der Friedhofsreformbewegung wiederzufinden waren, denn auch eher komplementäre Bedürfnisse als absolute Gegensätze wider.

Wie der Wohnungsbau, so mußte auch die Friedhofsreform die allgemeinen städtebaulichen Rahmenbedingungen berücksichtigen. Hohe Bodenpreise und der Zwang zur Wirtschaftlichkeit im Bestattungswesen hatten Voraussetzungen geschaffen, denen sich Kommunalpolitiker nicht entziehen konnten. In der Zeit der Weimarer Republik, als sich nach der Erzbergerschen Finanzreform von 1919/20 der Finanzspielraum der Städte verengte, griffen die Kommunen ohnehin vermehrt auf die Einnahmen aus städtischen Regiebetrieben zurück.¹³⁶ So wurde das traditionelle Spektrum gartenästhetischer Elemente schon aus Kostengründen reduziert.¹³⁷ Funktionale Friedhofsbauten erhielten in diesen Zeiten den Vorrang vor "Kulträumen".¹³⁸ Bezeichnend ist auch die, wie wir noch sehen werden, immer bedeutendere Rolle der platzsparenden Aschenbeisetzung.¹³⁹

Resümiert man die genannten Ziele und Einflußfaktoren, so wird deutlich, daß sich die Anlage von Friedhöfen in der Weimarer Republik zunächst als technisches Problem darstellte. Folgerichtig stellt der bereits erwähnte Bremer Gartenbaudirektor Freye apodiktisch fest: "Nur die reine sachliche Entwicklung der Idee aus den gegebenen Verhältnissen heraus kann uns zu künstlerischem Gestalten führen. Erst der Techniker, dann der Künstler."¹⁴⁰ Die garten- und landschaftsarchitektonische Gestaltung wurde eingeschränkt, individuelle ästhetische Vorstellungen dabei soweit als möglich ausgeschaltet, zumindest aber reglementiert und dem Gesamtorganismus "Friedhof" untergeordnet. Dieses vom Leitbild der Rationalisierung geprägte Konzept, das gesamtgesellschaftlich einzureihen ist in ein "sozialtechnologisches Rezept mit umfassendem Geltungsanspruch",¹⁴¹ erwies sich letztlich als Synthese aus reformerischer Ästhetik und kommunalpolitisch-technokratischen Sachzwängen.

Im übrigen stieß der "neue Friedhof" der zwanziger Jahre auch auf erheblichen Widerstand. In erster Linie waren es Handwerker und Bildhauer, die gegen die Standardisierung kämpften. Ein "Ausschuß für Friedhofsfragen" im Hamburger Künstlerrat, der (Garten-) Architekten, Bildhauer und Maler vereinigte, erstellte 1925 ein Gutachten zu den Richtlinien und Bestimmung der Grabmal- und Friedhofsgestaltung in Ohlsdorf.¹⁴² Dort wird, mit hintergründig-berufsspezifischem Interesse, die Aufstellung "fast gleichartiger Grabzeichen" angegriffen und eine individuelle Pointierung der Grabsteine "mit den Mitteln des Materials, der Form und der Farbe" gefordert.¹⁴³ Die neuen Grabmalvorschriften lösten heftige Kontroversen auch um die Person von Friedhofsdirektor Otto Linne aus.¹⁴⁴

Offensichtlich fehlte es in der Bevölkerung an Verständnis für die Reglementierungen, wenn die Reformer selbst eingestanden: "Und die leidige Situation ist dann die, daß der Trauernde sich innerlich verletzt fühlt, wenn von ihm die Erfüllung von Vorschriften im Interesse der Allgemeinheit gefordert wird, deren Sinn er natürlich bislang nicht kannte, die ihn begreiflicherweise im Augenblick der Trauer nicht interessieren können und deren Befolgung als eine Aufgabe persönlicher Rechte erscheint."¹⁴⁵ Die Reformer wußten, daß das Ziel einer weitreichenden Typisierung von Grabmälern ebensowenig sofort zu realisieren sein würde¹⁴⁶ wie sich die Bürger ohne weiteres von der "...traditionell gebildeten Persönlichkeit zum voraussetzungslos rational geformten Massenmenschen ..." ¹⁴⁷ modellieren ließen. In Hamburg jedenfalls konnten die standardisierten Grabmäler erst in den dreißiger Jahren endgültig durchgesetzt werden.¹⁴⁸

Langfristiges Ziel der Friedhofsreformer aber blieb ohnehin eine reichseinheitliche Regelung, die dann nicht mehr lange auf sich warten lassen sollte.

3. Zur Wirkungsgeschichte der Friedhofsreform während der NS-Herrschaft und in der Bundesrepublik

Das Urteil, das der Schriftsteller Franz Werfel Anfang der 1930er Jahre abgab, als er die Friedhöfe als "wohlausgerichtete Zweck-Architekturen der Verwesung" bezeichnete, blieb für die folgenden Jahrzehnte ebenso gültig wie seine sich sogleich anschließende Analyse: "Auch dieser Teil der menschlichen Welt hört auf, geschmacklos und beseelt zu sein. Der Tod wird dem schnurgeraden Mechanisierungsprozeß unterworfen."¹⁴⁹ Was Werfel hier beklagt, ist der standardisierte Reformfriedhof, wie er seit der Zeit der Weimarer Republik entstanden war und seitdem das Erscheinungsbild der städtischen Friedhöfe geprägt hat.

Die Friedhofsreformbewegung erhält gerade durch diese Kontinuität ihre Bedeutung. Es ist eine Kontinuität, die von den zwanziger Jahren über die Zeit der Nazi-Diktatur bis zum Ende des 20. Jahrhunderts reicht, wie die folgende Skizze zur Wirkungsgeschichte zeigen wird.¹⁵⁰ Erst die jüngsten Tendenzen hin zur anonymen Beisetzung lassen erkennen, daß die Frage von Gestaltungsvorschriften für individuelle Grabstätten - wichtigstes Anliegen der Reformer - künftig erheblich an Bedeutung verlieren wird.

Wie beschrieben, strebten die Reformer in den zwanziger Jahren über entsprechende Empfehlungen einheitliche Regelungen für alle Friedhöfe an. Der vom Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal 1922 herausgegebenen Musterordnung folgte sechs Jahre später eine Ergänzung zum umstrittenen Hartgestein ("Die Richtlinien für die Herstellung von Grabmalen aus Hartgestein"). Beide aber blieben letztlich Vorschläge ohne amtlichen Charakter.

Dies änderte sich erst in der Zeit der Nazi-Diktatur. Zwar wurde der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal nach Hitlers Machtübernahme aufgesogen von der Abteilung für Kirchliche Kunst und Friedhofskunst bei der Reichskammer der bildenden Künste.¹⁵¹ Aber die von den Reformern lange geforderten reichsoffiziellen Vorgaben wurden im Januar 1937 verwirklicht und als "Richtlinien für die Gestaltung des Friedhofs und Musterfriedhofsordnung" im Ministerial-Blatt des Innenministeriums veröffentlicht. Wenn auch kein Gesetzestext, so gab das nationalsozialistische Regime doch immerhin Empfehlungen mit amtlichem Charakter heraus, denen die Vorstellungen der Reformer bis in Details zugrundelagen und die künftig zahlreichen Friedhofsverwaltungen als Vorbild dienten.¹⁵²

Die oben bereits analysierte ideologische Mehrdeutigkeit der Friedhofsreformbewegung machte es den Nazis relativ leicht, deren Vorstellungen zu übernehmen. Gerade jene Textpassagen von 1937, in denen auch nationalsozialistische Ideologie transportiert wird, sind verwandt mit der kulturkritisch-romantisch geprägten Ideenwelt und den organischen Gemeinschaftsvorstellungen der Friedhofsreformer auf. So heißt es etwa: "Es ist überhaupt anzustreben, den Gedanken der Volksgemeinschaft stärker als bisher zum Ausdruck zu bringen."¹⁵³ Und an anderer Stelle: "Es sollte im Interesse der Bewahrung volkstümlichen Wesens die Überlieferung nach Form und Werkstoff weitergepflegt werden."¹⁵⁴

Diese Verbindungslinien treten noch deutlicher hervor in einem Merkblatt, das vier Jahre später als Ergänzung zu den Richtlinien veröffentlicht wurde.¹⁵⁵ Es forderte die Verwendung jener Materialien, die "deutsches Wesen, deutsche Art" repräsentieren und "durch Jahrhunderte dem deutschen Volk auf dem Friedhof vertraut geworden": heimische Natursteine, Holz, Eisen.¹⁵⁶

An diesem Merkblatt von 1941 war der Arbeitsausschuß für Friedhof und Denkmal offiziell beteiligt, der aus der oben erwähnten Abteilung für Kirchliche Kunst und Friedhofskunst

hervorging¹⁵⁷ und ebenfalls bei der Reichskammer der bildenden Künste angesiedelt war. Er repräsentierte ein breites Spektrum interessierter Organisationen und Verbände.¹⁵⁸ Die erste Sitzung des Arbeitsausschusses hatte im August 1938 unter Leitung jenes Waldo Wenzel stattgefunden, der schon Anfang der zwanziger Jahre bei der Gründung des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal die treibende Kraft gewesen war.¹⁵⁹

Programatisches Ziel dieses Arbeitsausschusses war es, "Friedhof und Grabmal eine Form zu geben, die in würdiger Weise den Gestaltungswillen des neuen Reiches verkörpert".¹⁶⁰ Dabei gingen Waldo Wenzel allerdings die Richtlinien von 1937 noch nicht weit genug. Auf einer Tagung des Arbeitsausschusses im Juli 1939 stellte er nämlich in einem Vortrag fest: "Es ist ja bekannt, daß in der Reichsfriedhofsordnung unter Rücksichtnahme auf die Belange der Wirtschaft nicht alle für den Gestalter an sich selbstverständlichen künstlerischen Forderungen durchgesetzt werden konnten."¹⁶¹

Aber auch ohne weitere Verschärfung blieben die Richtlinien von 1937 nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik bis weit in die sechziger Jahre hinein anerkanntes Vorbild der Friedhofs- und Grabmalgestaltung. Inzwischen war im Jahr 1951 auf Initiative Werner Lindners die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V. (AFD)¹⁶² gegründet worden, die sich als ideelle Nachfolgerin des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal versteht. Aus Reihen der AFD hieß es schon bald, "daß die Musterfriedhofsordnung von 1937 auch heute noch aktuellen Wert hat, weil sie die Grundsätze enthält, die geeignet sind, die Unkultur auf den Friedhöfen zu beheben."¹⁶³ Auch das bekannte Friedhofshandbuch von Otto Valentien bezog sich in den fünfziger und sechziger Jahren weiterhin auf die Vorgabe von 1937, "weil sie heute noch als vorbildlich gelten kann."¹⁶⁴

Immerhin wurden in diesem Handbuch zugleich Vorbehalte gegen allzu strenge Reglementierungen geäußert.¹⁶⁵

Größerer Widerstand allerdings kam aus Reihen der Bevölkerung, zumal die Grabmalvorschriften gerade nach den Erfahrung mit einem autoritären Regime als unnötige Gängelung empfunden wurden. Widerstand kam auch von seiten der Grabmalindustrie. Wie schon in der Frühzeit der Reformbewegung, war er wirtschaftlich motiviert.¹⁶⁶ Es gab Klagen und Musterprozesse. In einem Grundsatzurteil des Bundesverwaltungsgerichtes von 1963 wurde dann zwar den Friedhofsträgern prinzipiell das Recht zugebilligt, Gestaltungsvorschriften zu erlassen, zugleich aber das grundgesetzlich verankerte Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit auch für die Grabstättengestaltung bestätigt.¹⁶⁷

Dieser auf den ersten Blick kaum lösbar erscheinende Widerspruch führte letztlich zu der bis heute bekannten "Zwei-Felder-System". Dabei konnten die Friedhofsverwaltungen ihre Gestaltungsvorschriften beibehalten, wurden aber zugleich gezwungen, mindestens einen Bereich ohne besondere Reglementierungen zu schaffen. Die Richter fanden dem Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit auch dann ausreichend Genüge getan, wenn in Städten nur auf einem

von mehreren Friedhöfen diese Wahlmöglichkeit geboten wurde.¹⁶⁸ So war es vor allem die Rechtsprechung deutscher Gerichte, die in den sechziger Jahren die Ausformulierung grundsätzlich neuer Leitsätze erforderlich machte.

Im Jahr 1966 schließlich einigte sich der Deutsche Städtetag auf eine neue Musterfriedhofssatzung für städtische Friedhöfe (Neufassung 1983), die diese Rahmenbedingungen berücksichtigte.¹⁶⁹ Der Deutsche Städte- und Gemeindebund folgte 1978 mit einer entsprechenden Vorlage für Friedhöfe der kreisangehörigen Gemeinden (Neufassung 1989).¹⁷⁰ Dabei hat das Recht auf individuelle Grabmalgestaltung - gegen die ursprünglichen Intentionen der Friedhofsreformer - inzwischen wieder ein höheres Gewicht erhalten.¹⁷¹

Eine andere, von den Friedhofsreformern eingeläutete Veränderung betraf bekanntlich die ästhetische Struktur der Gesamtanlage. Die in den zwanziger Jahren von den Reformern propagierte funktional-geometrische Gestaltung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg im wesentlichen beibehalten, wobei der Grünanteil wegen seines Freizeitwertes, neuerdings auch wegen der ökologischen Funktion, immer größere Bedeutung gewonnen hat.¹⁷² Das Prinzip der riesigen städtischen Zentralfriedhöfe, wie es im späten 19. Jahrhundert in Mode gekommen war, wurde dabei allmählich, spätestens in den 1960er Jahren endgültig, aufgegeben zugunsten von überschaubaren Bezirksfriedhöfen mit ökonomisch rentablen Größen von höchstens 50-60 Hektar.¹⁷³

Gegen den Widerstand des Friedhofsgewerbes hat sich in der Nachkriegszeit eine deutliche Tendenz zu rasengeprägten Grabstätten herauskristallisiert, die eine mechanisierte und damit rationelle Bearbeitung erlauben.¹⁷⁴ Im pflegeleichten Rasengrün also hat das Paradigma der Funktionalität seine neue ästhetische Ausdrucksform gefunden - eine Entwicklung, die übrigens auch für die ehemalige DDR galt.¹⁷⁵ Als Vorbild wirkten die skandinavischen Rasenfriedhöfe mit ihren weiten grünen Flächen.¹⁷⁶

Diese Tendenzen werden noch radikalisiert durch eine neue Entwicklung, die künftig einen Friedhof ganz ohne Grabmäler denkbar werden und damit den langjährigen Streit um Gestaltungsvorschriften an aktueller Bedeutung verlieren läßt. Gemeint ist der in der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren einsetzende Trend zur anonymen Urnenbeisetzung. Er verhilft nicht nur einstigen Utopien vom kollektiven Grab zu später Realisierung, sondern verschärft zudem die Tendenz zur Funktionalität. Ich werde auf diese Entwicklung im Zusammenhang mit der Geschichte der Feuerbestattung noch zurückkommen,¹⁷⁷ vorab sei nur darauf verwiesen, daß Mitte der 1990er Jahre die anonyme Beisetzung in einzelnen Städten bereits Anteile bis zu 50% erreicht.

Damit sollen die Skizzen zur Wirkungsgeschichte der Friedhofsreformer hier abgeschlossen werden. Die von den Reformern im frühen 20. Jahrhundert eingeläutete Funktionalisierung wurde

über Jahrzehnte hinweg mit erstaunlicher Kontinuität fortgeführt und hat das Erscheinungsbild städtischer Friedhöfe entscheidend geprägt. Die gegenwärtig rasch wachsende Popularität der anonymen Aschenbeisetzung jedoch ist geeignet, die einst so vehement geforderten Gestaltungsvorschriften für Grabmäler bald obsolet werden zu lassen und eine neue Zäsur zu setzen.

Anmerkungen zu Kapitel IV

1 Högg: Friedhofskunst, 1912, S. 6-7. Der Architekt Emil Högg engagierte sich verschiedentlich in Fragen der Friedhofsgestaltung. Im Sommer 1909 veranstaltete er als damaliger Direktor des Bremer Gewerbemuseums eine Musterschau handwerklicher Friedhofskunst auf dem Gelände des historischen Doventorfriedhofs. Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 83. Auf der Allgemeinen

Städtebauausstellung Berlin 1910 hielt er einen Vortrag, der kurz darauf vom Dürerbund, der wichtigsten Organisation der Kunsterziehungsreformbewegung, publiziert wurde. Emil Högg: Park und Friedhof (Dürerbund. 75. Flugschrift zur Ausdruckskultur). München 1911. Högg zählte - wie vor allem auch der Architekt Paul Schultze-Naumburg, von dem später noch zu hören sein wird - nach 1925 zu den Hauptvertretern einer konservativen, ländlich-heimatlich orientierten Gegenbewegung zum Neuen Bauen, deren Argumentation nationalistische, teilweise offen rassistische Züge trug (vor allem bei Schultze-Naumburg) und ihre ideologische Nähe zu völkischen Gruppierungen offenbarte. Barbara Miller Lane: Architektur und Politik in Deutschland 1918-1945. Braunschweig, Wiesbaden 1986, S. 126-141. Schon Höggs früher Eifer für Park- und Waldfriedhöfe ging mit deutlicher Deutschtümelei einher. Vgl. dazu folgende Passage: "Der Waldfriedhof! so fühlte der Deutsche, das ist die Befreiung von dem grauen lastenden Jammer des modernen Begräbnisortes. Im grünen deutschen Walde die Lieben der Erde zurückzugeben, das eigene Grab beschützt und geschmückt zu wissen unter rauschenden Baumkronen, danach haben wir uns unbewußt wohl immer geseht; ...". Die Einrichtung des Waldfriedhofes München kommentierte er wie folgt: "... da zuckte es wie eine glückliche Erinnerung und zugleich wie eine frohe Hoffnung durch das deutsche Volk." (Für beide Stellen: Högg, Friedhofskunst, 1912, S. 3). -

² Hannig: Friedhof, 1908, S. 4.

³ Richter: Öffentliches Grün, 1969, S. 241; einbezogen ist hier auch das bis 1920 selbständige Linden. Ein weiteres Beispiel für die nüchtern-schachbrettartige Aufteilung bietet der 1893 angelegte Essener Ostfriedhof. Schmidt: Essen, 1993, S. 42-44.

⁴ Krafft: Friedhofsanlagen, 1906, S. 371.

⁵ Schon vor der Jahrhundertwende hatte es vereinzelt Gegenentwürfe zur herrschenden Grabmalkultur gegeben (so von Hermann Obrist und Fritz Schumacher). Bergeijk: Necropolis, 1983, S. 81.

⁶ Eine Monographie zur Friedhofsreformbewegung ist ein Forschungsdesiderat - daher werden hier verstreute, häufig an versteckter Stelle liegende Detailaussagen zusammengetragen. Zusammenhängend berichtet Buschmann: Wiesbaden, 1991, über die Anfänge der Reformbewegung (siehe dazu im folgenden die Einzelanmerkungen). Zur Friedhofsreform in der Weimarer Zeit (Kapitel III.2.) siehe knapp und allgemein Hans-Kurt Boehlke: Der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal und die Friedhofsreform. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 6, S. 83-90; zeitgenössisch Waldo Wenzel: Der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal. In: Stephan Hirzel (Hg.): Grab und Friedhof der Gegenwart. Hg. im Auftrag des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal, München 1927, S. 116-118. Gerold Eppler geht in seiner Studie über Grabmale immer wieder auf die Reformbewegung ein; Gerold Eppler: Grabmale aus kunstpädagogischer Sicht. Steinerne Grabmale nach dem 1. Weltkrieg und in der Bundesrepublik Deutschland. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Frankfurt/M. 1992. Eine zusammenfassende, hervorragend informierte und gut gebildete Lokalstudie bietet Helmut Schoenfeld: Friedhofsreform in Hamburg - Das Beispiel Ohlsdorfer Friedhof. In: Barbara Happe/Barbara Leisner/Norbert Fischer/Helmut Schoenfeld: Vom Gottesacker zum Reformfriedhof. Beiträge zur Geschichte der Friedhöfe in Deutschland. Hamburg 1994, S. 49-62. - Für Anregungen und Kritik zu diesem Komplex möchte ich an dieser Stelle Gerold Eppler (Zentralinstitut/Museum für Sepulkralkultur, Kassel) danken.

⁷ Eppler: Grabmale, 1992, S. 42-44.

⁸ So eine Auflistung von Grabmälern der "einfachen Leute" für die Zeit der Jahrhundertwende für Mannheim bei Keller: Architektur, 1986, S. 183.

⁹ Siehe Kapitel III.2.

¹⁰ Zu letzteren siehe Friedhofkunst, 1915, S. 85.

¹¹ Beispielsweise wurde 1912 Kritik an derartigen "Totengärtchen" auf dem Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof geübt, der - 1880 für Bestattungen geschlossen - um die Jahrhundertwende noch immer rund 70 von ihnen beherbergte. Karl Klöpping: Historische Friedhöfe Alt-Stuttgarts. Sankt Jakobus bis Hoppenlau. Ein Beitrag zur Stadtgeschichte mit Wegweiser zu den Grabstätten des Hoppenlaufriedhofs. Stuttgart 1991, S. 159.

¹² Krafft: Friedhofsanlagen, 1906, S. 372.

¹³ Grässel: Friedhofsanlagen, 1910, S. 1. Die Wettbewerbe "zur Erlangung von guten Grabmalentwürfen" wurden 1904 veranstaltet von der Gesellschaft für christliche Kunst sowie vom Bayerischen Kunstgewerbeverein. Ebd.

¹⁴ Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 139-140. Dazu auch Meinhold Lurz: Der Mannheimer Hauptfriedhof: Grabmalgestaltung zwischen 1890 und 1940. In: Mannheimer Hefte 1986, Heft 1, S. 29-41.

¹⁵ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 299.

¹⁶ So wies die Zeitschrift "Der deutsche Steinbildhauer, Steinmetz und Steinbruchbesitzer" ständig mit kürzeren Notizen, aber auch längeren Berichten auf die Wanderausstellung hin; siehe dazu beispielsweise folgende Ausgaben: Jahrgang 21, 1905, Nr. 25, S. 186; 22, 1906, Nr. 2, S. 14; Nr. 26, S. 208; Nr. 37, S. 296; Nr. 44, S. 352; 23, 1907, Nr. 11, S. 85; Nr. 17, S. 134.

¹⁷ Ebenfalls 1905 wurden in München "künstlerisch gehobene" Grabmäler in den Rahmen einer Gewerbeschau einbezogen. Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 102, und Grässel: Friedhofsanlagen, 1910, S. 1.

¹⁸ Dekorative Kunst 9, 5. Februar 1906, S. 185.

¹⁹ Dekorative Kunst, 1906, S. 186.

²⁰ Lurz: Mannheim, 1986, S. 35.

²¹ Wilhelm von Grolmann: Die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst. In: Stadtbaukunst, 1924, Heft 1, S. 9-14.

²² Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 13-14; Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 141-142.

²³ Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 9.

²⁴ Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 141.

²⁵ Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 13-14. Über diese und andere Grabmalausstellungen wurde immer wieder in der Presse berichtet. So resümierte die "Deutsche Techniker-Zeitung" am 23. Februar 1907 eine entsprechende Schau in Dresden wie folgt: "Jedenfalls gewinnt man auch hier den Eindruck, daß man mit natürlichen Mitteln am weitesten kommt, mit gekünstelten und allzu-pompösen Stücken kann man wohl Augenblickserfolge erzielen, niemals aber dauernd fesseln." (Deutsche Techniker-Zeitung 24, 1907, Heft 8, 23.2.1907, S. 85-87, hier S. 87.) 1908 fanden Friedhofsausstellungen in München, Darmstadt, Berlin und Salzburg statt. Grässel: Friedhofsanlagen, S. 2. Im Jahr 1911 fand in Stettin eine vom Dürer-Bund veranstaltete Ausstellung zur Friedhofkunst statt. Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 142. Auf dem Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof wurde kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine Ausstellung eröffnet, die unter Mitwirkung des Bundes für Heimatschutz und der Beratungsstelle für das Baugewerbe zustande kam und mit "vorzüglichen Beispielen" die Friedhofs- und

Grabmalgestaltung fördern sollte. Siehe Klöpping: Alt-Stuttgart, 1991, S. 158.

²⁶ Ein zeitgenössischer ausländischer Beobachter beschreibt mit verwundertem Blick eine solche "Ausstellung für Leichenbestattungen" und kommt zu dem Schluß: "Eine Ausstellung dieser Art ist meiner Ansicht nach nur in Deutschland möglich. ... Aber mehr als der konsequente, praktische Sinn der Organisatoren, mehr als die Wißbegier und der aufs Reale gerichtete Verstand der Besucher, beweist diese Ausstellung von neuem, wie gering die Erregbarkeit der Deutschen ist. Ein derartiges Schauspiel greift ihre robusten Nerven in keiner Weise an, ihre Sensibilität scheint von dieser Mahnung an vergangenes und an künftiges Leid nicht berührt zu werden." Jules Huret: Berlin um Neunzehnhundert. München 1909 (Nachdruck Berlin 1979), S. 133-139, Zitat S. 138.

²⁷ Zur Lösung städtebaulicher Fragen wurde in Preußen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zum Mittel des Erfahrungsaustausches durch Fachzeitschriften und -literatur ebenso gegriffen wie zu Wettbewerben und Städtebauausstellungen sowie Besichtigungen vorbildlicher Anlagen. Matzerath: Urbanisierung, S. 295. Damit wurden zugleich die bisherigen Werbemittel, vor allem Entwurfsmappen und Verkaufskataloge, qualitativ erweitert. Bisher "... standen den Steinbildhauern und dem interessierten Publikum eine Vielzahl von Kunstmappen oder ähnlichen Editionen von Grabmalentwürfen wie von ausgeführten Grabdenkmälern und -steinen oder Verkaufskatalogen von Skulpturen zur Verfügung. Aber nunmehr konnte sich erstmals die Öffentlichkeit einen umfassenden und im großen Maßstab angelegten Überblick der modernen Grabmalkunst verschaffen, der eine wünschenswerte und zu fördernde Entwicklung aufzeichnete." (Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 140-141).

²⁸ Friedhofkunst. Hg. von der Rheinischen Bauberatungsstelle in Düsseldorf. Berlin 1916, S. 82. Als beispielhaft werden die Grabmalvorschriften für die städtischen Friedhöfe von Essen abgedruckt, in denen es unter anderem bemerkenswert polemisch heißt: "Das Erhaschen auffallender Wirkungen durch Formen, Farben oder protzige Schriften ist zu vermeiden. Schablonenhaft hergestellte Fabrikware ist verboten." Friedhofkunst, 1916, S. 87.

²⁹ Eppler: Grabmale, 1992, S. 43-45.

³⁰ Lurz: Mannheim, 1986, S. 34.

³¹ Steinbildhauer 22, 1906, Nr. 37, S. 296.

³² Lurz: Mannheim, 1986, S. 37.

³³ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907.

³⁴ Stefan Fayans: Kunst und Architektur im Dienste des Totenkults. In: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines 60, 1908, Nr. 37, S. 593-617, hier S. 597-598.

³⁵ Ausführlich wurde der Waldfriedhof bereits beschrieben in Kapitel II.2.

³⁶ Grässel: Friedhofanlagen, 1910, S. 4.

³⁷ Zitiert nach Ludwig F. Fuchs: Grabdenkmäler aus dem Münchener Waldfriedhof. München 1914 (o. Pag.).

³⁸ So § 4 der Vorschriften von 1907; nach Fuchs: Grabdenkmäler, 1914, o. Pag.

³⁹ § 6 der Vorschriften von 1907; nach Fuchs: Grabdenkmäler, 1914, o. Pag.

⁴⁰ Grässel: Friedhofanlagen, 1910, S. 25.

⁴¹ Grässel selbst hatte zuvor auf dem Münchener Ostfriedhof durch Normierung von Grabmälern und einheitliche Pflege bei unentgeltlichen Reihengräbern auf einen ästhetisch homogenen Eindruck gezielt. Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 198. Wie

oben beschrieben, gab es auch schon seit der Zeit um 1800 Vorschriften für Grabmäler, die aber nicht von Dauer blieben. Auch der Ohlsdorfer Friedhof kannte seit den 1880er Jahren Grabmalvorschriften.

⁴² Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 103. Als Beispiele führt Melchert unter anderem Linden bei Hannover, Frankfurt/M., Stettin, Essen und Schöneberg bei Berlin an. Zugleich kritisiert Melchert aus der Sicht Ende der zwanziger Jahre, daß die Münchener Bestimmungen vorbehaltlos übernommen wurden, ohne auf regionale oder lokale Besonderheiten zu achten. Ebd.

⁴³ Den Begriff "Heimatschutz" führte Ernst Rudorff 1897 in den öffentlichen Sprachgebrauch ein. Dazu und zur Bedeutung Rudorffs für den Heimatschutz siehe Andreas Knaut: Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung. In: Klueting (Hg.): Antimodernismus, 1991, S. 20-49 (zum Begriff siehe S. 25).

⁴⁴ Wie Claudia Huerkamp feststellt, sahen gerade die sich professionalisierenden Ärzte, die ja wie Hygieniker auf das Bestattungswesen Einfluß ausübten, ihre im Zuge der Professionalisierung eigentlich gefestigte soziale Identität innerhalb des neuhumanistisch orientierten Bildungsbürgertums bedroht, da auch ihr Beruf der Spezialisierung und Funktionalisierung unterlag. Sie setzten sich beispielsweise vehement gegen eine Zulassung von Realschulabsolventen zum Medizinstudium ein, um die Ebenbürtigkeit ihres akademischen Abschlusses mit klassischen bildungsbürgerlichen Laufbahnen nicht zu gefährden. Claudia Huerkamp: Die preußisch-deutsche Ärzteschaft als Teil des Bildungsbürgertums: Wandel in Lage und Selbstverständnis vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Kaiserreich. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 358-387, hier S. 384-385. Zur Professionalisierung des Arztberufes siehe auch dies.: Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preußens. Göttingen 1985.

⁴⁵ Birgitta Ringbeck: Architektur und Städtebau unter dem Einfluß der Heimatschutzbewegung. In: Klueting (Hg.): Antimodernismus, 1991, S. 216-287, hier S. 283.

⁴⁶ Krieg: Ordnung, 1990, S. 198-206. Grässel wurde 1906 auch die Ausgestaltung des neuen Israelitischen Friedhofs in München übertragen. Ebd., S. 166-171. Zu Herrnhut siehe Kap. I.3.

⁴⁷ Siehe auch Krieg: Ordnung, 1990, S. 204.

⁴⁸ Krieg: Ordnung, 1990, S. 219. Zur Erläuterung der einzelnen Elementen Religion, Handwerk und Heimat siehe allgemein dort S. 197-219.

⁴⁹ Allgemein zu diesem Komplex siehe Peter Ulrich Hein: Die Brücke ins Geisterreich. Künstlerische Avantgarde zwischen Kulturkritik und Faschismus. Reinbek 1992, S. 68 und 82.

⁵⁰ Für einen ersten Überblick Corona Hepp: Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende. München 1992 (2. Aufl.). Zu den Hauptrichtungen der Lebensreformbewegung und ihrem Hintergrund siehe Wolfgang R. Krabbe: Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode. Göttingen 1974; zum Hintergrund des weiteren Bergmann: Agrarromantik, 1970; zur Lebensreform knapp Frecot: Lebensreformbewegung, 1976. Zu Einzelbereichen beispielsweise Jürgen Oelkers: Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. Weinheim, München 1989; Gerhard Kratzsch: Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der

Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus. Göttingen 1969; ders.: "Der Kunstwart" und die bürgerlich-soziale Bewegung. In: Ekkehard Mai/Stephan Waetzoldt/Gerd Wolandt (Hg.): Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Berlin 1983, S. 371-396; Peter Ulrich Hein: Transformation der Kunst. Ziele und Wirkungen der deutschen Kultur- und Kunsterziehungsbewegung. Köln, Wien 1991; Ulrich Linse (Hg.): Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890-1933. München 1983; Kristiana Hartmann: Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform. München 1976; Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler (Hg.): "Mit uns zieht die neue Zeit". Der Mythos Jugend. Frankfurt/M. 1985; Walter Rüegg (Hg.): Kulturkritik und Jugendkult. Frankfurt/M. 1974; Gerhard Ziemer/Hans Wolf: Wandervogel und Freideutsche Jugend. Bad Godesberg 1961 (Innensicht, mit zahlreichen Dokumenten); soziologisch Ulrich Aufmuth: Die deutsche Wandervogelbewegung unter soziologischem Aspekt. Göttingen 1979; Otto Neuloh/Wilhelm Zilius: Die Wandervögel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung der frühen deutschen Jugendbewegung. Göttingen 1982. Immer noch aufschlußreich in den für das Thema entsprechenden Passagen zur konservativen Kulturkritik Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. München, Bern 1963 (Neuausgabe München 1986).

⁵¹ Zum Werkbund siehe Joan Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934. München 1989.

⁵² Paul Schultze-Naumburgs Einstellung war mit seinen an Bodenständigkeit und Heimatschutz orientierten, nach neuen Formen suchenden Vorstellungen durch eine Synthese von modernen und reaktionären Elementen gekennzeichnet. Barbara Miller-Lane: Architektur und Politik in Deutschland 1918-1945. Braunschweig, Wiesbaden 1986, S. 134.

⁵³ Wehler: Gesellschaftsgeschichte III, 1995, S. 510-543.

⁵⁴ Sigfried Giedion: Die Herrschaft der Mechanisierung. Frankfurt/M. 1987.

⁵⁵ M. Rainer Lepsius beschreibt Bildungsbürgertum im Anschluß an Max Weber als "ständische Vergesellschaftung von heterogenen, strukturell beschreibbaren Teilen des Bürgertums. Diese Vergesellschaftung beruht auf dem Prestige des von ihm prätendierte Bildungswissens, auf das hin eine planmäßige Erziehung und eine spezifische Lebensführung ausgerichtet werden." M. Rainer Lepsius: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung. In: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum III, 1992, S. 9-18, hier S. 13. Begriffsgeschichtlich siehe Engelhardt: Bildungsbürgertum, 1986, sowie Bollenbeck: Bildung, 1994.

⁵⁶ Lepsius: Vergesellschaftung, 1992, S. 15.

⁵⁷ Als Beispiele für eine Analyse des sozialen Hintergrund siehe Kratzsch: Bürgerlich-soziale Bewegung, 1983.

⁵⁸ Dazu Klaus Vondung: Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit. In: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum, 1976, S. 20-33, hier S. 23-24. Zur Spannung zwischen Gesellschaft und individueller Biographie siehe die aufschlußreichen biographischen Untersuchungen bei Doerry: Übergangsmenschen, 1986.

⁵⁹ Der Dürer-Bund war eine zentrale Vereinigung der Kunsterziehungsbewegung; siehe Kratzsch: Kunstwart, 1969. - Allerdings geht Nina A. Krieg davon aus, daß Grässel nicht mit allen Zielen der Organisation übereinstimmte. Krieg: Ordnung, 1990, S. 213-214.

⁶⁰ Grässel: Friedhofanlagen, 1910.

⁶¹ Für Westfalen Ringbeck: Architektur, 1991, S. 266 (Anmerkung 110). Der Deutsche Bund Heimatschutz wurde denn auch 1921 korporatives Gründungsmitglied des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal e.V. (siehe IV.2.).

⁶² Auch Wilhelm von Grolmann beispielsweise arbeitete im Deutschen Werkbund mit. Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 9.

⁶³ Neben Muthesius gelten Friedrich Naumann und Henry van de Velde als Gründerväter des Werkbundes. Erster Vorsitzender wurde der Architekt Theodor Fischer. Zur Gründungsgeschichte siehe Campbell: Werkbund, 1989, S. 14-42. Zum Werkbund siehe auch Sebastian Müller: Kunst und Industrie. Ideologie und Organisation des Funktionalismus in der Architektur. München 1974.

⁶⁴ Zu den dem Werkbund verwandten bzw. vorgängigen Organisationen zählten mit dem von Ferdinand Avenarius gegründeten Dürerbund, dem Bund Heimatschutz mit Paul Schultze-Naumburg als Gründungsvorsitzenden und der von Alfred Lichtwark vorangetriebenen Kunsterziehungsreform weitere Elemente aus dem kulturkritisch-reformerischen Potential. Campbell: Werkbund, 1989, S. 33-34. Allgemein zählt die Kunstgewerbebewegung zum Vorfeld des Werkbundes; siehe dazu: Packeis und Preßglas. Von der Kunstgewerbebewegung zum Deutschen Werkbund. Hg. vom Werkbund-Archiv. Gießen 1987 (mit zahlreichen historischen Dokumenten).

⁶⁵ Campbell: Werkbund, 1989, S. 14.

⁶⁶ Campbell: Werkbund, 1989, S. 16.

⁶⁷ Siehe dazu Jeffrey Herf: Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge u.a. 1984, S. 224. Herf zufolge mündete die Vorstellungswelt des "reactionary modernism" in die Ideologie der Nazis.

⁶⁸ Im Frühjahr 1916 beschlossen unter anderem der Deutsche Werkbund und der Deutsche Bund Heimatschutz, Entwürfe für Kriegsgräber zu veröffentlichen. Hans-Kurt Boehlke: Werner Lindner - Ein Leben für Heimatschutz und Friedhofsreform. In: Rotenburger Schriften 72/73, 1990, S. 93-113, hier S. 113, Anmerkung 19.

⁶⁹ Joan Campbell: Werkbund, 1989, S. 111. Ein Jahrbuch gleichen Inhalts veröffentlichte dann 1917 der Deutsche Bund Heimatschutz. Boehlke: Lindner, 1990, S. 113, Anmerkung 19. Im übrigen beschäftigte sich auch die von Ferdinand Avenarius, dem Begründer des Dürerbundes, geleitete und Mitarbeiter wie Paul Schultze-Naumburg beschäftigende Zeitschrift "Kunstwart und Kulturwart" (bis 1912 sowie 1915-1919: "Der Kunstwart") mit der Gestaltung von "Feldgrabkreuzen". Siehe: Kunstwart und Kulturwart 1915. Erstes Märzheft, hier Bildteil nach S. 196. Im selben Heft finden sich auch gewerbliche Anzeigen zur Grabmalkunst, etwa von der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. - Zum Umgang mit dem Kriegstod im und nach dem Ersten Weltkrieg siehe George L. Mosse: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenslosen Sterben. Stuttgart 1993 (zu Soldatenfriedhöfen vor allem das Kapitel: "Der Gefallenenkult" S. 89-133)

⁷⁰ Joan Campbell: Werkbund, 1989, S. 111.

⁷¹ Eppler: Grabmale, 1992, S. 38.

⁷² Eppler: Grabmale, 1992, S. 45-46.

⁷³ Stephan Hirzel: Zur Einführung. In: Ders. (Hg.): Friedhof, 1927, S. VII-XII, hier S. XI.

⁷⁴ Modris Eksteins: Rites of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age. Toronto 1989 (dt.: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Reinbek 1990). Nicht zufällig benutzt Eksteins in seiner Einleitung auch Friedhöfe als Metapher,

um sein Vorhaben zu erläutern: "This is a book about death and destruction. It is a discourse on graveyards. As such it is also, however, a book about 'becoming'". Eksteins: Rites of Spring, 1989, S. XIII.

⁷⁵ So der programmatische Ruf in einem Abschnitt über Friedhöfe in seinem Werk zur Gartenkultur des 20. Jahrhunderts; Migge: Gartenkultur, 1913, S. 50. Migge proklamierte mit seiner Forderung, im Garten habe sich nur die Funktion auszudrücken, den "Tod der Gartenkunst". Dazu und zu Migge allgemein Wimmer: Gartentheorie, 1989, S. 362-368. Nach Plänen von Migge wurde 1917 in Wilhelmshaven ein Ehrenfriedhof für die Marine geschaffen. Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 194; Bergeijk: Necropolis, 1983, S. 81.

⁷⁶ Siehe Campbell: Werkbund, 1989, S. 73-103; Protagonisten waren Hermann Muthesius, der eine Typisierung verfocht, und Henry van de Velde, der für künstlerische Individualität eintrat. Zur Diskussion über Typisierung und Standardisierung in der deutschen Architektur siehe auch Kostof: Architektur, 1993, S. 642.

⁷⁷ Wolfgang König: Massenproduktion und Technikkonsum. Entwicklungslinien und Triebkräfte der Technik zwischen 1880 und 1914. In: Ders./Wolfhard Weber: Netzwerke, Stahl und Strom. 1840-1914. Propyläen Technikgeschichte. Hg. von Wolfgang König. Band 4. Berlin, Frankfurt/M. 1990, S. 265-552, hier S. 428-441. Ansätze zu einer Typisierung gab es allerdings in Deutschland auch schon früher, so im Lokomotivbau; siehe Wolfhard Weber: Verkürzung von Zeit und Raum. Techniken ohne Balance zwischen 1840 und 1880. In: Wolfgang König/Wolfhard Weber (Hg.): Netzwerke, Stahl und Strom. 1840-1914. Propyläen Technikgeschichte. Hg. von Wolfgang König. Band 4. Berlin, Frankfurt/M. 1990, S. 11-261, hier S. 183.

⁷⁸ Zu Grässels entsprechenden Intentionen siehe Krieg: Ordnung, 1990, S. 219.

⁷⁹ Zu Vorgeschichte, Personen und Umfeld knapp und allgemein Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 83-90; zeitgenössisch Wenzel: Reichsausschuß, 1927.

⁸⁰ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 110; Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88.

⁸¹ Der Reichsausschuß versammelte Vertreter vom Reichsverband der Deutschen Steinindustrie, Verband Deutscher Granitwerke, Verband der Deutschen Granitwerksteinindustrie, Marmorfachverband, Verband deutscher Werksteinbetriebe, Bund der Deutschen Betonwerke, Verband Deutscher Grabplattenfabriken, sowie dem Deutschen Grabmalgewerbe-Verband, ferner aus den entsprechenden Arbeitnehmerorganisationen, aus den Spitzenverbänden der Künstlerschaft, der Vereinigung der Technischen Oberbeamten Deutscher Städte, der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst, dem Deutschen Werkbund, dem Deutschen Bund Heimatschutz, dem Bund Deutscher Architekten, der Tagung für christliche Kunst, dem Reichswirtschaftsverband bildender Künstler, sowie Vertretern der Verwaltung des Verbandes der Friedhofsbeamten Deutschlands, des Reichsverbandes der Deutschen Gartenbaubeamten, der Geistlichkeit. Zugleich stand die Vereinigung in engem Kontakt zum Reichskunstwart. Wenzel: Reichsausschuß, 1927, S. 117.

⁸² Boehlke: Lindner, 1990, S. 102-103.

⁸³ Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 87.

⁸⁴ Siehe zu den führenden Persönlichkeiten des Reichsausschusses Boehlke: Lindner, 1990, S. 96.

⁸⁵ Lurz: Mannheim, 1986, S. 37. Wenzel sprach auf dem ersten Deutschen Naturstein-Kongreß im Sommer 1921 in Eisenach.

⁸⁶ Abgedruckt in Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 118-133.

⁸⁷ Lurz: Mannheim, 1986, S. 38. Auch die vom Reichsausschuß forcierte Einführung einer sogenannten Qualitätsmarke in Form eines stilisierten "ZZ" (für "Zulassungs-Zeichen") war noch von dem Wunsch nach dem handwerklich-soliden Unikat gekennzeichnet. In Anlehnung an den Deutschen Werkbund wurde unter Qualität dabei "echter Werkstoff, technisch einwandfreie Bearbeitung und künstlerisch befriedigende Form" verstanden. K. Siegrist: Die Qualitätsmarke. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 139-144, hier S. 140-141.

⁸⁸ Eppler: Grabmale, 1992, S. 78.

⁸⁹ Hirzel: Einführung, 1927, S. XI. Vgl. auch im selben Band Paul Wolf: Der Friedhof als städtebauliches und architektonisches Problem. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 53-72, hier S. 68.

⁹⁰ Zur zeitgenössischen Tendenz der Serialisierung allgemein Detlev J. K. Peukert: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt/M. 1987, S. 164.

⁹¹ Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927. In diesem Werk kamen unter anderem Vertreter der Friedhofsverwaltungen, der Kommunen, der Kirchen sowie wirtschaftlicher und beruflicher Interessenorganisationen zu Wort.

⁹² Hirzel: Einführung, 1927, S. XI.

⁹³ Hirzel: Einführung, 1927, S. XI-XII.

⁹⁴ Karl Groß: Grab und Grabmal. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 3-10, hier S. 4; Wolf: Problem, 1927, S. 57 und S. 62. Den Begriff "Gesamtorganismus" verwendet [Paul] Freye: Die gartenkünstlerische Gestaltung von Friedhofsanlagen. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 73-91, hier S. 82.

⁹⁵ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 196-197; Wolf: Problem, 1927, S. 62.

⁹⁶ Joh. Erbe/[Architekt] Effenberger: Anlage und Pflege der Friedhöfe. Breslau 1926 (2. Auflage), S. 5. Die erste Auflage war 1916 in 10 000 Exemplaren als 5. Flugschrift des Schlesischen Bundes für Heimatschutz erschienen.

⁹⁷ Wolf: Problem, 1927, S. 57. Freye fordert im selben Band eine den jeweiligen Umständen entsprechende pragmatische Lösung. Freye: Gestaltung, 1927, S. 74-76.

⁹⁸ Grässel: Friedhofsanlagen, 1910, S. 6. Zur Kritik am Parkfriedhof Ohlsdorf siehe auch Scharf: Ausstellungen, 1992, S. 150 (wo auf Kritik an der Dimensionierung, Unübersichtlichkeit und fehlenden "architektonischen Sinn" der Bauten hingewiesen wird) und S. 160 (wo auf Angriffe wegen des Parkcharakters allgemein hingewiesen wird). Andere Kritik bezog sich nicht so sehr auf das Vorbild Ohlsdorf selbst, sondern an dessen Übertragung auf ganz andere Verhältnisse. Die Übertragung der Parkidee mit ihren geschwungenen Wegen auf sehr viel kleinere Flächen war also schon vor dem Ersten Weltkrieg als naiv angegriffen worden. Hannig: Friedhof, 1908, S. 8; siehe auch dort, S. 37. Emil Högg hatte derartige Lösungen schon 1911 als "Brezelwege" verspottet. Zitiert bei Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 80. - Bemerkenswerterweise gibt es Parallelen zwischen diesen Einwänden und der Kritik am Stil des englischen Landschaftsgartens in seiner Spätphase. Diese Spätphase, so heißt es bei Buttlar unter dem Stichwort "romantisch-konservative Visionen", "... sprengte aber auch die Grenzen des Landschaftsgartens, indem die überdimensionale Kunstlandschaft den einkomponierten historistischen Gärten und Architekturen nur noch theatralischen Scheincharakter beließ." Weiter heißt es: "... begann die historistische Architekturkulisse

ihren 'Rahmen' zu verlieren und sich als idealisierte Pseudowirklichkeit zu präsentieren." Der "Umschlag der ursprünglich aufklärerischen Freiheitsutopie in eine romantisch-konservative Vision", wie ihn Buttler am Beispiel Lennés und Pücklers verdeutlicht, kündigte schon damals das Ende des Landschaftsgartens in Deutschland an. Buttler: Landschaftsgarten, 1980, S. 194-195 und S. 203.

⁹⁹ So bereits die Kritik von Hannig: Friedhof, 1908, S. 6-8. Zur zeitgenössischen Kritik an Parkfriedhöfen siehe ferner Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 140 (Im ersten, ausführlicheren Teil seines Handbuches behandelt Hempelmann die Gestaltung von Friedhofsanlagen).

¹⁰⁰ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 141.

¹⁰¹ Siehe die Zusammenfassung für Essen bei Schmidt: Essen, 1993, S. 55.

¹⁰² Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 108-139.

¹⁰³ Wolf: Problem, 1927, S. 56.

¹⁰⁴ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, zum Beispiel S. 111 (mit Abbildung einer mustergültig geschnittenen Fichtenhecke).

¹⁰⁵ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 185-186; Volker Homburg: "Was irdisch an ihnen war, ist ausgelöscht ...". Der Osterholzer Friedhof. In: Frank Thomas Gatter /Mechthild Müser (Hg.): Bremen zu Fuß. 20 Streifzüge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg 1987, S. 285-295, hier S. 285-287 und S. 295.

¹⁰⁶ Schoenfeld: Friedhofsreform, 1994.

¹⁰⁷ Wilhelm Cordes, Architekt des alten Parkteils, war 1917 verstorben.

¹⁰⁸ Zum aufschlußreichen Konflikt um die Gestaltung des Erweiterungsteils siehe Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 41-42.

¹⁰⁹ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 42-43. Zum alten, landschaftlichen Teil des Ohlsdorfer Friedhofs siehe Kap. II.1.

¹¹⁰ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 198.

¹¹¹ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 211.

¹¹² Schoenfeld: Reform, 1994, S. 57-59; Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 211, wo vom "neuen Formenkanon" die Rede ist.

¹¹³ Siehe auch für Mannheim Lurz: Mannheim, 1986, S. 37.

¹¹⁴ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 211.

¹¹⁵ Leisner/Fischer: Friedhofsführer, 1994, S. 91-93.

¹¹⁶ Seib: Kassel, 1984, S. 46; Pasche: Kassel, 1993, S. 17.

Vorausgegangen war 1925 eine heftige publizistische Kritik am verwahrlosten Zustand des Kasseler Hauptfriedhofs. Pasche: Kassel, 1993, S. 14-15. Auch in Heidelberg wurde Mitte der zwanziger Jahre die "wüste Steinsammlung" im alten Teil des Bergfriedhofs kritisiert und 1928 in einer Gestaltungsvorschrift für die Waldabteilungen z. B. poliertes Material und weißer Marmor untersagt. Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 267-268 (Anmerkung 1).

¹¹⁷ Pasche: Kassel, 1993, S. 15.

¹¹⁸ Die Veränderungen der Grabmalkultur reihten sich auch ein in einen generellen Bedeutungswandel für Denkmäler nach dem Ersten Weltkrieg: "Mit dem Ende der monarchischen Staatsform brachen bestimmte Traditionen ab. Das Denkmal verlor im Bereich der politischen Repräsentation ein Terrain, das es lange wie selbstverständlich besessen hatte." Arndt: Denkmal, 1979, S. 21.

¹¹⁹ Wolf: Problem, 1927, S. 60. Auch Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 132, geht auf den Aspekt von Demokratisierung und Sozialisierung im Zusammenhang mit der Typisierung von Grabmälern ein.

-
- ¹²⁰ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 132-133 und S. 137-139.
- ¹²¹ Krabbe: Stadt, 1989, S. 143.
- ¹²² Siehe oben, III.2.
- ¹²³ Zu deren kulturellen Hintergründen und politischen Auswirkungen siehe Jost Hermand/Frank Trommler: Die Kultur der Weimarer Republik. Frankfurt/M. 1988, S. 101-107.
- ¹²⁴ Wolf: Problem, 1927, S. 62.
- ¹²⁵ Zur rationalistischen Architektur im Überblick nicht nur für Deutschland Kostof: Architektur, 1993, S. 650-656. Kostof beschreibt den Prozeß der Rationalisierung eher als allgemeine Tendenz denn als umfassend realisiertes Konzept. Siehe auch John Willett: Explosion der Mitte. Kunst und Politik 1917-1933. München 1981, S. 118-132, der diese Entwicklungen im Rahmen des allgemeinen kulturellen Kontextes behandelt.
- ¹²⁶ Adelheid von Saldern: "Statt Kathedralen die Wohnmaschine". Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne. In: Bajohr u.a. (Hg.): Zivilisation, 1991, S. 168-192, hier S. 173-175.
- ¹²⁷ Saldern: Rationalisierung, 1991, S. 176. Ganz ähnlich der Friedhofsreform waren übrigens hier die Mittel zur Propagierung derartiger Vorstellungen: Erziehung zum vermeintlich Besserem sollte unter anderem durch Musterausstellungen und Musterwareangebote bewerkstelligt werden. Saldern: Rationalisierung, 1991, S. 182.
- ¹²⁸ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 128. Zu Funktionalität und Sachlichkeit in Design, Wohnen und Bauen siehe Hermand/Trommler: Kultur, 1988, S. 401-421; zur Architektur Kostof: Architektur, 1993, S. 650-656.
- ¹²⁹ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 163.
- ¹³⁰ Kracauer beschreibt die veränderte Rolle des Menschen am Beispiel von Show-Darbietungen und Massenereignissen ("Tillergirls" in den Kabaretts der zwanziger Jahre, Stadion-Aufführungen): "Sie werden aus Elementen zusammengestellt, die nur Bausteine sind und nichts außerdem. Zur Errichtung des Bauwerkes kommt es auf das Format der Steine und ihre Anzahl an. Es ist die Masse, die eingesetzt wird. Als Massenglieder allein, nicht als Individuen, die von innen her geformt zu sein glauben, sind die Menschen Bruchteile einer Figur." Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse. In: Ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt/M. 1977, S. 50-63, hier S. 51 (Originalabdruck in: Frankfurter Zeitung, 9. und 10. Juni 1927).
- ¹³¹ Saldern: Rationalisierung, 1991, S. 177.
- ¹³² Miller Lane: Architektur, 1986, S. 126-141.
- ¹³³ Paul Schultze-Naumburg: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Dritter Band. München 1928 (3. Aufl.), S. 134-135.
- ¹³⁴ Hein: Geisterreich, 1992, S. 170.
- ¹³⁵ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 179.
- ¹³⁶ Bajohr: Technokratie, 1991, S. 76-77. Bajohr hält dazu fest, daß diese Politik den "sozialpolitischen Grundgedanken der Daseinsvorsorge" in Frage stellte. Ebd.
- ¹³⁷ Joh. Erbe: Die Verbesserung bestehender Friedhöfe. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 92-109, hier S. 97-99: "Es ist überhaupt bei allen pflanzlichen Verbesserungen in Betracht zu ziehen, daß diese im Verhältnis stehen müssen zu den Mitteln, die für ihre Unterhaltung ausgegeben werden können." (Erbe: Verbesserung, 1927, S. 98-99). Freye: Gestaltung, 1927, S. 80.
- ¹³⁸ Diese Feststellung trifft Heike Schmidt für Essen. Schmidt: Essen, 1993, S. 17.

¹³⁹ Wolf: Problem, 1927, S. 53. Auf die allgemeine Entwicklung der Feuerbestattung wird wegen ihrer besonderen Bedeutung im folgenden Kapitel detailliert eingegangen.

¹⁴⁰ Freye: Gestaltung, 1927, S. 80.

¹⁴¹ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 119.

¹⁴² Hamburger Künstlerrat: Denkschrift des Hamburger Künstlerrates über den Ohlsdorfer Friedhof. Hamburg 1925.

¹⁴³ Hamburger Künstlerrat: Denkschrift, 1925, o. Pag. [S. 3 und 5].

¹⁴⁴ Schoenfeld: Reform, 1994, S. 59.

¹⁴⁵ Hirzel: Einführung, 1927, S. VIII.

¹⁴⁶ Wolf: Problem, 1927, S. 71.

¹⁴⁷ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 181.

¹⁴⁸ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, S. 193 und S. 211.

¹⁴⁹ Franz Werfel: Die Geschwister von Neapel. Frankfurt/M. 1956, S. 195-196 (Erstveröffentlichung 1931).

¹⁵⁰ Für den folgenden Abschnitt möchte ich erneut Gerold Eppler (Zentralinstitut/Museum für Sepulkralkultur, Kassel) danken, der mir wichtige Materialien zur Verfügung stellte und aufschlußreiche Hinweise gab.

¹⁵¹ Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88.

¹⁵² Richtlinien für die Gestaltung des Friedhofs und Musterfriedhofsordnung; veröffentlicht in: Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern. Ausgabe A. 2. (98.) Jahrgang, Nr. 4, 27. Jan. 1937, S. 114-136. Siehe dazu auch Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88 sowie Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 26.

¹⁵³ Richtlinien, 1937, S. 116.

¹⁵⁴ Ebd., S. 120.

¹⁵⁵ "Merkblatt für die bei Beschaffung und Aufstellung eines Grabmales sowie der Ausgestaltung der Grabstätte zu beachtenden Gesichtspunkte"; in: Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern. Ausgabe A. 6. (104.) Jahrgang, Nr. 14, 2. April 1941, S. 544-546.

¹⁵⁶ Ebd., S. 544.

¹⁵⁷ Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88.

¹⁵⁸ Im Arbeitsausschuß vertreten waren Repräsentanten der Reichskammer der bildenden Künste, des Deutschen Gemeindetages, der Künstlerschaft, der Friedhofsverwaltungen, der Arbeitsfront, des Reichsinnungsverbandes des deutschen Steinmetz- und Steinbildhauerhandwerkes sowie des Reichsstandes des Handwerks teilnahmen. Siehe dazu: Gartenkunst 51, 1938, Heft 12, S. 2. Der Sitz des Arbeitsausschusses war Berlin.

¹⁵⁹ Dazu der Bericht in: Gartenkunst 51, 1938, Heft 12, S. 2.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Waldo Wenzel: Auszug aus dem Vortrag zu der Tagung des Arbeitsausschusses für Friedhof und Denkmal am 27. Juli 1939 in Stuttgart. In: Gartenkunst 53, 1940, Heft 2, S. 1-2, hier S. 1.

¹⁶² Aus der AFD ging 1979 das Zentralinstitut für Sepulkralkultur sowie 1992 das Museum für Sepulkralkultur hervor (beide in Kassel). Bedeutendste Persönlichkeit und treibende Kraft in der AFD war von 1959 bis zu seinem Ruhestand Anfang der neunziger Jahre deren langjähriges geschäftsführendes Vorstandsmitglied Hans-Kurt Boehlke. Seit 1956 gibt die AFD die Zeitschrift "Friedhof und Denkmal" heraus.

¹⁶³ Hans-Kurt Boehlke: Die Verwendung des hochglanzpolierten schwedischen schwarzen Granitgesteins auf den Friedhöfen. Hermannsburg 1955, S. 14. Diese Aussage findet sich also in einer Broschüre, die sich ansonsten einem Problem widmet, daß die

Reformer von Beginn an begleitete: dem Streit um den polierten schwarzen Granit.

¹⁶⁴ Valentien: Friedhof, 1953, S. 53 und S. 66 sowie im erweiterten Nachfolgeband Valentien/Wiedemann: Friedhof, 1963, S. 85 und S. 96.

¹⁶⁵ Valentien: Friedhof, 1953, S. 51.

¹⁶⁶ Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 217-218 (das Werk bezieht sich zwar hauptsächlich auf ländliche Friedhöfe, geht aber immer wieder auch auf die allgemeine Friedhofsgeschichte ein).

¹⁶⁷ Joachim Diefenbach: Die rechtlichen Voraussetzungen für Gestaltungsvorschriften im Rahmen der "Zwei-Felder-Wirtschaft". In: Friedhof und Denkmal 37, Nr. 6, Dezember 1992, S. 84-88, hier S. 86.

¹⁶⁸ Gaedke: Handbuch, 1992, S. 206-206.

¹⁶⁹ Text bei Gaedke: Handbuch, 1992, S. 717-733.

¹⁷⁰ Text bei Gaedke: Handbuch, 1992, S. 734-752; siehe auch Diefenbach: Gestaltungsvorschriften, 1992, S. 88.

¹⁷¹ Siehe dazu die Zusammenfassung bei Gaedke: Handbuch, 1992, S. 199-208.

¹⁷² Gaedke: Handbuch, 1992, S. 43-44.

¹⁷³ Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 31-32; Boehlke: Friedhofsbauten, S. 9. Ausnahmen wie der neue Großraumfriedhof Öjendorf in Hamburg bestätigen nur die Regel. Ebd.

¹⁷⁴ Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 29 (der hier wiederum auf allgemeine Entwicklungen abzielt).

¹⁷⁵ So beispielsweise auf dem 1977 eröffneten Westfriedhof Rostock; siehe Stefan Neubauer/Claus Lang: Die Friedhöfe von Rostock. In: Landschaftsarchitektur, 25. Jg., Heft 2/1995: Schwerpunktthema Friedhöfe, S. 23-24.

¹⁷⁶ Valentien/Wiedemann: Friedhof, 1963, S. 19-20.

¹⁷⁷ Siehe Kapitel V.3.a.

V. Eine Tradition der Moderne: Krematoriumsbau, Einführung der Feuerbestattung und der technisierte Umgang mit den Toten¹

1. Die Feuerbestattungsbewegung und ihre Gegner: Zur sozialen Dynamik säkularisierter Vernunft im späten 19. Jahrhundert

Am 10. Dezember 1878 geschah Außerordentliches in der kleinen thüringischen Residenzstadt Gotha: die erste Leichenverbrennung in einem deutschen Krematorium.² Dieses Ereignis läutete eine Entwicklung ein, die das Bestattungswesen revolutionierte³ - erstens, weil der Leichnam durch

^Amerkungen zu Kapitel V

¹ Für dieses Kapitel stütze ich mich zum Teil auf meine Magisterarbeit und die anschließend entstandenen Vorträge und Aufsätze; siehe Norbert Fischer: Pragmatischer Umgang mit dem Tod. Zur Einführung der Feuerbestattung in Hamburg 1892. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1986. Eine erweiterte Zusammenfassung der Arbeit erschien unter dem Titel: Technik, Tod und Trauerkultur. Zur Einführung der Feuerbestattung in Hamburg 1892. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 79, 1993, S. 111-132; Norbert Fischer: Zur Dynamik traditioneller Formen. Tod und Trauerkultur im frühen 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde 1990, N. F. 13, S. 89-107; ders.: Bruchstücke der Tradition: Technik und Trauerkultur im ausgehenden 19. Jahrhundert. Überlegungen zu einem existentiellen Traditionsbegriff. In: Michael Dauskardt/Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. 28. Deutscher Volkskunde-Kongreß Hagen 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993, S. 113-125.

² Über die Einführung der Feuerbestattung in Gotha geben Aufschluß die "Acten des Stadtrathes zu Gotha betr. Leichenverbrennungsapparat", o. Sign., die ich im Februar/März 1989 im Kreisarchiv Gotha einsehen konnte; siehe dazu die Einzelanmerkungen. Gedankt sei in diesem Zusammenhang für die seinerzeitige freundliche Unterstützung in Gotha Diplom-Archivarin Andrea Hartwich, Archivarin Ulte Schlicke und Archivassistent Jens Rauch. Zur Geschichte des Gothaer Krematoriums allgemein siehe auch: Stadtvorstand (Hg.): Gedenkschrift zum 50jährigen Bestehen des Krematoriums in Gotha. Gotha 1928.

³ Das erste Krematorium der Welt wurde 1876 aufgrund einer privaten Stiftung in Mailand errichtet, im gleichen Jahr entstand das erste, ebenfalls auf einer persönlichen Initiative beruhende Krematorium der USA in Washington (Pennsylvania). Einen knappen internationalen Überblick bietet Curl: Celebration, 1980, S. 299-314, dessen Ausführungen zur Einführung der Feuerbestattung in Deutschland (S. 307) allerdings an übermäßigen Verkürzungen und teilweise falschen Zusammenhängen leiden sowie fehlerhaft im Detail sind (z. B. falsches Jahr für Bau des ersten Krematoriums); siehe auch Arnold Wilson/Hermann Levy: Burial reform and funeral costs. London, New York, Toronto 1938, S. 36-53; zu den Anfängen der Feuerbestattung in den USA David Charles Sloane: The last great necessity. Cemeteries in american history. Baltimore, London 1991, S. 140-156. Eine umfassende Monographie zur Einführung der Feuerbestattung und Krematoriumsbau in Deutschland liegt bisher

die moderne Feuerbestattung⁴ einem hochtechnisierten Apparat überlassen wurde, zweitens, weil die Beisetzung der Asche mit ihrem relativ geringen Platzbedarf eine effizientere Ausnutzung der Friedhofsfläche erlaubte.

Für viele Zeitgenossen allerdings bedeuteten Bau und Inbetriebnahme des Gothaer Krematoriums einen Affront gegen die Pietät, einen Sieg materialistischer Gesinnung über christliche Bestattungskultur. Diese Widerstände von konservativer, insbesondere kirchlicher Seite bewirkten, daß die Frage der Feuerbestattung von den einzelnen deutschen Bundesstaaten unterschiedlich behandelt wurde und rechtliche Regelungen teilweise lange auf sich warten ließen.

Im übrigen zeitigte die Feuerbestattung ambivalente, spannungsreiche Ausdrucksformen: Die ultramoderne Verbrennungstechnik wurde ummantelt von zahlreichen bekannten Elementen aus dem Arsenal bürgerlicher Sepulkralkultur. Insbesondere die Gestaltung der Krematorien entwickelte sich vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Experimentierfeld zwischen Innovation und Tradition. In der Substanz modern, in der gesellschaftlichen Vermittlung traditionell - so läßt sich, vorwegnehmend, der Umgang mit den Toten bei der Feuerbestattung kennzeichnen.

Markanter noch als für andere Bereiche der Sepulkralkultur lassen sich anhand dieses zunächst kleinen Sektors einige Hauptlinien struktureller Entwicklungen im ausgehenden 19. Jahrhundert entfalten. Die Feuerbestattung ist ein charakteristisches, von der historischen Forschung bisher kaum beachtetes Zeugnis der "außergewöhnlichen Zusammenballung von Modernisierungsaufgaben

nicht vor. Die publizistischen Auseinandersetzungen um diese Frage behandelt systematisch Rolf Thalmann: Urne oder Sarg? Auseinandersetzungen um die Einführung der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert. Bern, Frankfurt/M., Las Vegas 1978. Allerdings geht Thalmann auf den gesellschaftlichen Kontext nur am Rande ein, während die Entwicklung von Krematoriumsarchitektur, Aschenbeisetzung und Trauerzeremonien ohnehin nicht sein Thema ist. Ähnlich in der thematischen Ausrichtung, im Umfang allerdings knapper ist die Arbeit von Ursula Staiger: Die Auseinandersetzungen um die Feuerbestattung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Diss. Mainz 1982.

⁴ "Feuerbestattung" kam als neuer Begriff Mitte der 1870er Jahre auf, als ihn der Arzt Friedrich Küchenmeister und der Mediziner und populärmedizinische Schriftsteller Carl Reclam benutzten, um den früheren Begriff Leichenverbrennung zu ersetzen. Reclam behauptete 1879, daß er fünf Jahre zuvor in einem Artikel in der "Gartenlaube" (Nr. 19, Mai 1874) erstmals das Wort "Feuerbestattung" verwendet hatte. Carl Reclam: Neuestes zur Feuerbestattungsfrage. In: Die Gartenlaube 27, 1879, Nr. 3, S. 47-49. Diese Stelle führt auch an Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 120; Jochen-Christoph Kaiser: Arbeiterbewegung und Religionskritik. Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik. Stuttgart 1981, S. 58, schreibt dagegen dem Dresdner Ingenieur Richard Schneider die erste Verwendung zu.

und -hemmnissen"⁵ innerhalb einer Gesellschaft, die in kurzer Zeit einem raschen Strukturwandel unterlag. Die Ambivalenz der Ausdrucksformen verweist dabei immer wieder auf Verwerfungen im gesellschaftlichen Kontext. In ihrem höchst aufschlußreichen Konglomerat aus naturwissenschaftlicher und klassisch-bildungsbürgerlicher Orientierung vereint die Feuerbestattungsbewegung eben jene beiden Pole bürgerlicher Mentalität, die für die Zeit des Kaiserreiches sonst häufig als gegensätzlich gelten.

Bevor wir uns diesem für den Zusammenhang von Tod, Tradition und Gesellschaft bedeutsamen Versuch zuwenden, den Umgang mit dem Leichnam zu technisieren, sei ein kurzer historischer Rückblick gestattet. Die Feuerbestattung an sich ist keine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Historisch gilt sie zusammen mit der Erdbestattung als wichtigste Bestattungsart und war in vorchristlicher Zeit in Europa ebenso üblich wie sie zur Tradition verschiedener außereuropäischer Kulturen gehört.⁶ Frühere Leichenverbrennungen fanden jedoch in offenem Feuer statt. Im antiken Rom hatten steigende Holzpreise bereits für einen Rückgang der Einäscherungspraxis gesorgt, bevor das sich ausbreitende Christentum, wie eingangs dieser Studie schon geschildert, die Leichenverbrennung einschränkte und mit der Zeit endgültig verdrängte.⁷

Erst im 18. Jahrhundert rückte die Feuerbestattung wieder stärker ins gesellschaftliche Blickfeld. Vor dem Hintergrund von Aufklärung, Revolution und dem Interesse an antiker Kultur gab es jene oben schon beschriebenen, teilweise utopischen Ideen und Projekte, die auf Wiedereinführung der Leichenverbrennung zielten, aber nie realisiert wurden.⁸ Immerhin kam es im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einzelnen, teilweise demonstrativen Einäscherungen. Bekanntes und spektakuläres Beispiel ist der 1822 im Ligurischen Meer ertrunkene englische Dichter Percy B.

⁵ Hardtwig: *Moderne*, 1993, S. 9-31, hier S. 28. Hardtwig geht in seiner Interpretation an dieser Stelle über den im Untertitel angegebenen Zeitrahmen hinaus und verweist auf Entwicklungen in der Epoche des Kaiserreiches.

⁶ Peter Franz: *Die historische und gesellschaftliche Entwicklung des Bestattungswesens unter besonderer Berücksichtigung der aktuellen Situation in der DDR*. Diss. Halle/Saale 1979, S. 3; Georg-Wilhelm Orth: *Bestattungswesen in Seuchenzeiten*. Diss. Frankfurt/M. 1947, S. 1.

⁷ Franz: *Bestattungswesen*, 1979, S. 37. Auch wenn Karl der Große die Feuerbestattung im Jahr 785 unter Androhung der Todesstrafe verboten hatte, blieb sie in einzelnen, noch nicht christianisierten Regionen Europas bis ins 13. Jahrhundert hinein üblich. Dazu Erwin Rudolf Lange: *Sterben und Begräbnis im Volksglauben zwischen Weichsel und Memel*. Würzburg 1955, S. 12-17 und S. 25-27.

⁸ Siehe dazu auch Curl: *Celebration*, 1980, S. 302; Franz: *Bestattungswesen*, 1979, S. 58; Hueppi: *Kunst und Kult*, 1968, S. 356 und 378. Bereits 1741 hatte der preußische König Friedrich II. für sich eine Bestattung "auf römische Art" und eine Urnenbeisetzung für den Fall des Kriegstodes angeordnet; Thalmann: *Auseinandersetzungen*, 1978, S. 83.

Shelley. Sein Leichnam wurde auf einem zu diesem Zweck aus Eisenstäben und Eisenblech provisorisch zusammengebauten Ofen im offenen Feuer am Strand nahe des italienischen Massa verbrannt. Als "unerhörtes Vorgehen" erforderte dieser Akt, der im Beisein von Shelleys Dichterfreund Lord Byron stattfand, eine besondere behördliche Genehmigung.⁹

Allerdings hatten derartige Ereignisse für die Entwicklung der modernen Feuerbestattung höchstens marginale Bedeutung.¹⁰ Erst die in der zweiten Jahrhunderthälfte immer manifester werdenden infrastrukturellen Probleme in den Städten verhalfen der modernen Feuerbestattung zum Durchbruch. Im Hintergrund stand ein in sich verwobenes Faktorenbündel aus städtischem Bevölkerungswachstum, Raumnot bei weiter steigender Sensibilität für hygienische Probleme, technischem Fortschritt und Säkularisierung. Hinzu kamen nicht zuletzt die berufsspezifischen Interessen bestimmter bürgerlicher Gruppen - Faktoren, die oben teilweise schon thematisiert wurden und auf die ich im folgenden immer wieder zurückkommen werde.

Zugleich waren Feuerbestattung und Krematoriumsbau Ausdruck einer pragmatisch-rationalen Einstellung zum Tod, wie sie der materialistische Philosoph Ludwig Feuerbach zwölf Jahre vor Inbetriebnahme des ersten deutschen Krematoriums folgendermaßen beschrieb: "Der Tod ist das Ende des Lebens, und eben damit auch das Ende, die Grenze unseres Denkens und Vorstellens. Auch die Unsterblichkeit, die uns die göttliche Offenbarung verspricht, ist nur eine Maske, hinter welcher der leidige Tod steckt."¹¹

⁹ Für diese Erlaubnis setzte sich der britische Gesandte bei den zuständigen Stellen in Florenz ein. Die Verbrennung wurde im Beisein von Byron durchgeführt von Edward John Trelawny, dem Begleiter Byrons und Shelleys in jenen Jahren am Mittelmeer. Sie diente auch dazu, die Beisetzung der sterblichen Reste Shelleys auf dem protestantischen Friedhof in Rom zu ermöglichen - ein Transport des bereits einmal begrabenen und in Verwesung begriffenen Leichnams schien aus hygienischen Gründen inakzeptabel. Trelawny beschrieb die Vorgänge in seinen erstmals 1858 erschienenen Erinnerungen (erweiterte Fassung 1878). (Deutsche Ausgabe der erweiterten Fassung: Letzte Sommer. Mit Shelley und Byron an den Küsten des Mittelmeers. Berlin 1986, S. 124-125 und S. 133-135). Bei Thalmann wird, unter Bezug auf zeitgenössische Publikationen zur Feuerbestattung, übrigens der Ort der Verbrennung fälschlich mit "bei Livorno" angegeben (S. 85).

¹⁰ Gleiches gilt für den in der Feuerbestattungsliteratur vielzitierten Sprach- und Altertumsforscher Jacob Grimm, der 1849 aus idealistisch-romantischer Perspektive die ästhetischen Aspekte der Feuerbestattung hervorhob. Ihre Wiedereinführung dagegen hielt er nicht für opportun. Jacob Grimm: Ueber das verbrennen der leichen. In: Ders.: Kleinere Schriften. Zweiter Band: Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Berlin 1865, S. 211-313.

¹¹ Ludwig Feuerbach: Kritik der gewöhnlichen Erklärungen von den, insbesondere volks- und althertümlichen Unsterblichkeitsvorstellungen. In: Ders.: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Sämtliche Werke. Erster Band. Hg. von Friedrich Jodl. Stuttgart 1903, S. 215-239, hier S. 232-233.

Fahren wir fort in der Chronologie. Es waren vor allem Mediziner und andere naturwissenschaftlich orientierte Personen, die die Feuerbestattung als hygienische Alternative zum Erdgrab forcierten (übrigens nicht allein in Deutschland¹²). 1855 setzte sich der Militärarzt¹³ Johann Peter Trusen für die Einführung der obligatorischen Leichenverbrennung ein und forderte - bezeichnend für den hygienegeschichtlichen Kontext - zugleich eine gesetzlich vorgeschriebene Leichenschau sowie die Errichtung öffentlicher Leichenhäuser.¹⁴ Zumindest in akademischen Kreisen stießen seine Ideen auf positive Resonanz.¹⁵ Im folgenden Jahr entwarf der Botaniker, Arzt und Medizinschriftsteller Hermann Richter - zugleich Vorkämpfer für eine Medizinalreform¹⁶ - einen der ersten Verbrennungsapparate, denn eine Verbrennung in offenem Feuer schied aus hygienischen Gründen von vornherein aus.¹⁷ Zugleich schlug er im Anschluß an Jacob Moleschott eine kommerzielle Verwertung der Aschenreste vor.¹⁸ Auch der in Leipzig wirkende Anatom Carl Ernst Bock, der Anhänger einer rationalen, physiologisch orientierten Medizin war, propagierte die Feuerbestattung. Bock publizierte unter anderem in der Familienzeitschrift "Die Gartenlaube" bzw. deren Verlag¹⁹ und repräsentierte eine neue Richtung populärer "gesundheitserzieherische[r] Literatur".²⁰ Gleiches gilt für den Leipziger Mediziner Carl Reclam,²¹ der - bekannt als "Meinungsführer" der öffentlichen

¹² Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 22-23. In Großbritannien hatte bereits in der ersten Jahrhunderthälfte John Claudius Loudon seine Überzeugung geäußert, daß die Feuerbestattung in Europa und Amerika zum allgemeinen Kulturgut werden würde. In den 1850er Jahren erschienen verschiedene Veröffentlichungen zur Feuerbestattung in Großbritannien, 1854 ein Artikel zur Feuerbestattung in der Encyclopaedia Britannica. Curl: Celebration, 1980, S. 303.

¹³ Dem Heeressanitätswesen kam in der Geschichte der Hygiene eine Pionierstellung zu. Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 136.

¹⁴ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 9-10.

¹⁵ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 9; Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 111-112.

¹⁶ Laut Brockhaus' Konversationslexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Revidierte Jubiläums-Ausgabe. 13. Band. Leipzig, Berlin, Wien 1898, S. 853.

¹⁷ Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 112.

¹⁸ Ganz typisch für die Denkweise derartiger Kreise ist auch Richters Vorschlag, die beim Verbrennungsvorgang entstehenden Abfallprodukte kommerziell zu nutzen. Richter griff dabei auf Jacob Moleschotts Theorie vom "Kreislauf des Lebens" zurück, die Anfang der 50er Jahre bekannt wurde. Gemäß dieser Theorie sollten die in der Asche enthaltenen mineralischen Stoffen genutzt werden, etwa um landwirtschaftliche Erträge zu steigern. Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 12.

¹⁹ Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 29; Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 9. Zum Verhältnis zwischen Bock und der "Gartenlaube" siehe Otto Bessinger: Carl Ernst Bock als Mitarbeiter der "Gartenlaube". Diss. Frankfurt/M. 1956; zu Bock siehe auch Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. vollständig neubearbeitete Auflage. 3. Band, S. 184.

²⁰ Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 123.

²¹ Labisch: Homo Hygienicus, 1992, S. 123. Reclam redigierte mehrere Zeitschriften, unter anderem 1869-1870 die Deutsche

Gesundheitspflege²² - zusammen mit seinem Dresdner Kollegen Friedrich Küchenmeister²³ zu einem der wichtigsten Protagonisten der frühen Feuerbestattungsbewegung wurde. Der genannte Personenkreis dokumentiert bereits, wie sehr das Engagement für die Feuerbestattung mit hygienisch-medizinischen Interessen verknüpft war.

Wenn auch Vorschläge wie die kommerzielle Verwertung der Aschenreste ohne praktische Folgen blieben, so verweisen sie doch auf den pragmatisch-ökonomischen Aspekt, der neben dem Hygieneargument eine zentrale Rolle bei der Einführung der modernen Feuerbestattung spielte. Die Einäscherung wurde als ökonomische Lösung der Raumprobleme auf städtischen Friedhöfen propagiert.²⁴ Wie oben bereits angedeutet, hatten die rasch wachsende Mobilität (nicht zuletzt in Form von Landflucht) und der auch durch die hygienischen Maßnahmen im Zuge der Städte-Assanierung ausgelöste Rückgang der Sterblichkeit zu einem enormen Bevölkerungszuwachs in den Städten geführt,²⁵ was Alternativen in der Bestattungsfrage aktuell erschienen ließ.

In den 1870er Jahren schließlich entfaltete sich eine regelrechte, in Vereinen organisierte Feuerbestattungsbewegung. Die ersten dieser Vereine entstanden in Städten wie Gotha, Dresden, Berlin, Hamburg und Frankfurt/M.²⁶ Sie betrieben eine breitgefächerte Propaganda, die Vorträge ebenso einschloß wie Broschüren und Presseartikel²⁷ (dank sinkender Kosten waren Druckerzeugnisse inzwischen zu einem immer verbreiteteren Mittel der Meinungsbildung

Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Siehe Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. vollständig neubearbeitete Auflage. 13. Band, S. 680.

²² Göckenjan: Kurieren, 1985, S. 119.

²³ Küchenmeister hatte 1874 den Feuerbestattungsverein in Dresden gründete und war einer der wichtigsten Vorkämpfer für das Gothaer Krematorium. Er verfaßte auch ein umfangreiches, posthum herausgegebenes Werk zur Feuerbestattung: Die Todtenbestattungen der Bibel und die Feuerbestattung. Stuttgart 1893; dort auch Angaben zu seinem Leben und Werk (S. V-X). 1874 hatte Küchenmeister mit dem Siemensschen Verbrennungsapparat auch die ersten vier Probeverbrennungen in Deutschland durchgeführt (ebd., S. VIII).

²⁴ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 20-21. Eine Berliner Magistratskommission bestätigte 1892 in ihrer Denkschrift zur Einführung der Feuerbestattung die Ansicht, daß die Feuerbestattung platzsparend und kostengünstig sei. Magistratskommission für das Bestattungswesen in Berlin: Denkschrift betreffend die Einführung der Feuerbestattung auf dem Friedhof der Stadtgemeinde Berlin. Berlin 1892, S. 10-11.

²⁵ Zu den Ursachen des säkularen Sterblichkeitsrückganges siehe unter anderem Reinhard Spree: Der Rückzug des Todes. Der epidemiologische Übergang in Deutschland während des 19. und 20. Jahrhunderts. Konstanz 1992, vor allem S. 46-51.

²⁶ Siehe Paul Klammer (Hg.): Verzeichnis der Feuerbestattungsvereine deutscher Sprache. Wien 1911. O. Pag. (Beilage zu Phoenix 9/1911). Siehe auch Franz: Bestattungswesen, 1979, S. 64-65.

²⁷ Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 115-119.

geworden²⁸). Der Berliner Feuerbestattungsverein gab ein eigenes Publikationsorgan heraus ("Die Flamme"), nach 1899 kam mit dem in Wien erscheinenden "Phönix" eine weitere deutschsprachige Zeitschrift hinzu. Nachdem sich 1886 die Feuerbestattungsvereine zum "Verband der Vereine deutscher Sprache für Reform des Bestattungswesens und facultative Feuerbestattung" zusammengeschlossen hatten, fanden regelmäßige Verbandstage statt. In den Jahren 1887 und 1894 waren diese Treffen dann zusätzlich verbunden mit Ausstellungen, in denen die technischen Fortschritte der Feuerbestattung präsentiert wurden.²⁹ Weitere Krematorien gingen zunächst in Heidelberg (1891) und Hamburg (1892) in Betrieb.

Parallel zum hygienisch-ökonomischen Diskurs und im Rückgriff auf antike Traditionen entwarfen die Feuerbestattungsanhänger eine regelrechte Ästhetik der Einäscherung. Asche und Urne wurden als Ausdruck eines "Gefühls der Gebildeten" gesehen, wie es Friedrich Küchenmeister 1875 beschrieb³⁰ - zahlreiche Gedichte von literarisch meist geringem Wert zeugen davon.³¹

Inzwischen hatte sich das Interesse von Medizinern und Hygienikern an der Leichenverbrennung auch in wissenschaftlichen Standardwerken niedergeschlagen. Bereits vier Jahre nach Eröffnung des ersten deutschen Krematorium hieß es im "Handbuch des öffentlichen Gesundheitswesens": "Dass die Feuerbestattung aus hygienischen Rücksichten die grösste Verbreitung verdient, kann nicht bestritten werden."³²

Ebenso wie verbesserte Hygiene als Zeichen allgemeinen Fortschritts gedeutet wurde,³³ verstanden sich die "Krematisten"³⁴ auch als Anwälte der Zukunft, zumal sie sich auf der Höhe neuester

²⁸ Weber: Zeit und Raum, 1990, S. 226-227.

²⁹ Dazu Oskar Siedek: Die Verbandstage der Feuerbestattungsvereine deutscher Sprache in der Zeit von 1886 bis 1900. Wien 1900. S. 7-8, S. 22 und S. 36.

³⁰ Friedrich Küchenmeister: Die Feuerbestattung. Stuttgart 1875, S. 143.

³¹ Zu den anspruchsvolleren Belegen zählen folgende Verse des zu den bedeutendsten Vertretern der spätrömantischen schwäbischen Dichterschule zählenden Uhland-Freundes und Arztes (!) Justinus Kerner, die ebenfalls auf die Antike verweisen (Auszug aus dem Gedicht "Das Verbrennen alter Zeit"): "Glaubt, am schönsten wär' noch heut'/das Verbrennen alter Zeit;/Feuer läßt zurücke keine/Totenköpf' und Totenbeine;/was als Asche kam zur Welt,/flugs als Asche niederfällt,/und zum Trutz dem kalten Tod/glüh' ein heißes Morgenrot./ Solches trägt in Himmelslüfte/über Moder, über Gräfte/eines Menschen letzten Rest,/das ist Tod nicht, - ist ein Fest!" Justinus Kerners sämtliche poetische Werke in vier Bänden. Hg. von Josef Gaismaier. Leipzig 1905. Erster Band, S. 244-245. Siehe im übrigen einige Beispiele, die unter der Überschrift "Perlen aus der Feuerbestattungsdichtung" bei Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 143-152, versammelt sind.

³² Handbuch, 1882, S. 343.

³³ Göckenjan: Kurieren, 1985, S. 112.

³⁴ So eine zeitgenössische, zunächst abwertend gemeinte Bezeichnung für die Feuerbestattungsanhänger.

wissenschaftlicher und technischer Erkenntnisse sahen. Entsprechend oft verwendeten sie Begriffe wie "Fortschritt", "Zivilisation", "Vernunft" und "Wissenschaft".³⁵ Der Schriftsteller und 1848er-Revolutionär Gottfried Kinkel umschrieb diesen zukunftsgläubigen Optimismus in seiner Eröffnungsrede auf dem 1876 in Dresden abgehaltenen ersten Europäischen Kongreß für Feuerbestattung mit folgenden Worten: "Diese Idee schläft nicht mehr ein; das Samenkorn, verschüttet, verliert seine Keimkraft nicht, sein Frühling kommt."³⁶

Aber noch war es nicht soweit, denn die Widerstände, die sich der Einführung der modernen Feuerbestattung entgegenstellten, waren beträchtlich. Es gab zunächst Einwände ganz praktischer Art, vor allem von juristischer Seite: Das nicht von der Hand zu weisende Hauptargument lautete, eine Einäscherung würde forensisch bedeutendes Beweismaterial für immer vernichten; eine nachträgliche Obduktion sei nicht möglich.³⁷ Von medizinischer Seite wurde vorgebracht, die weiterhin bestehenden Unsicherheiten über den exakten Eintritt des Todes lasse eine Verbrennung noch Lebender befürchten.³⁸

Das waren Argumente, deren Schlagkraft selbst von den Anhängern der Feuerbestattung nicht bestritten wurde. Als Alternative bot sich die Einführung einer obligatorischen Leichenschau und die teilweise schon durchgeführte Errichtung von Leichenhallen an.³⁹ Damit könnte, so die Krematisten, eine etwaige gewaltsame Einwirkung auf den Körper rechtzeitig entdeckt und die Leichenfäulnis als einzig sicheres Todeszeichen beobachtet werden.⁴⁰

Aber neben diesen Vorbehalten verwiesen die heftigen öffentlichen Auseinandersetzungen um Erd- oder Feuerbestattung vor allem auf grundsätzliche weltanschauliche Gegensätze. Zum Hauptgegner der Krematisten wurden die christlichen Kirchen, vor allem die katholische. Die Konfrontation

³⁵ Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 99. Auch Jacob Grimm hatte sich im Jahr 1849 bereits in diesem Sinn geäußert. Grimm: Verbrennen 1865, S. 213.

³⁶ Gottfried Kinkel: Für die Feuerbestattung. Berlin 1877, S. 20.

³⁷ Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 38-40.

³⁸ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 26.

³⁹ Parallel zum Aufkommen der Feuerbestattung wurden in deutschen Städten systematisch Leichenhallen erbaut - ein weiteres Zeichen für die Technisierung und Rationalisierung im Umgang mit den Toten, das ich weiter unten noch ausführlicher beschreiben werde.

⁴⁰ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 26-27. Ein weiteres, gelegentlich angeführtes Argument für die Feuerbestattung war von höchst zweischneidigem Wert und betraf die bereits thematisierte, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich nachlassende Angst vor dem Scheintod: Die Feuerbestattungsanhänger meinten, daß die Verbrennung derartige Ängste überflüssig mache, da man hinterher nicht mehr im dumpfen Erdgrab aufwachen könne - was zweifellos zutreffend ist, aber die Vorstellung, im Verbrennungsapparat seinem Feuertod ins Auge zu sehen, ist schließlich auch nicht besonders erquicklich. Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 40-42.

zwischen Kirchen und Feuerbestattungsanhängern wurde auch zum gesellschaftlichen Machtkampf. Nach Entzug der Schulaufsicht (1873) und Einführung von obligatorischer Zivilehe (1874) rang der Klerus um jede Bastion, und das ohnehin immer stärker geregelte Bestattungswesen galt schließlich traditionell als eines der kirchlichen Hauptbetätigungsfelder.

Nicht zu Unrecht gingen die Kirchen davon aus, daß mit der Feuerbestattung eine mechanistisch-materialistische Vorstellung vom Körper verbunden war, derzufolge er als bloße Zusammensetzung einzelner Teile galt.⁴¹ Darüber hinaus brach, unabhängig von allen Dogmenfragen, die Feuerbestattung aus kirchlicher Sicht schon deswegen mit der christlichen Tradition, weil diese nur das Erdgrab kannte und liturgisch auch voraussetzte.⁴²

Die evangelische Kirche der altpreußischen Union verbot zunächst jede amtliche Mitwirkung von Geistlichen an einer Feuerbestattung, unter anderem auch die Abhaltung einer feierlichen Andacht im Sterbehaus.⁴³ Aber in anderen Landeskirchen gab es durchaus auch liberalere Positionen - so tolerierten die Sachsen-Coburg-Gothaer, badische, hamburgische und württembergische Landeskirche bald die Beteiligung von Geistlichen an Einäscherungen.⁴⁴ Auch traten protestantische Amtsträger öffentlich für die Feuerbestattung ein.⁴⁵ Die Kirche der altpreußischen Union stellte in einem Erlaß des Oberkirchenrats von 1911 ihren Geistlichen schließlich die Mitwirkung an einer Trauerfeier (nicht aber Aschenbeisetzung) "in Amtstracht" unter gewissen Bedingungen anheim.⁴⁶

Die katholische Kirche erließ 1886 ein Verbot (das übrigens bis 1963 bestehen blieb⁴⁷): Das Heilige Offizium untersagte die Teilnahme von Kirchendienern an einer Feuerbestattung ebenso wie das Spenden von Sterbesakramenten für eine Person, die eine Feuerbestattung wünschte oder auch nur

⁴¹ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 48-49.

⁴² Siehe zum Standpunkt der Kirche beispielsweise Karl Sartorius: Die Leichenverbrennung innerhalb der christlichen Kirche. Eine historisch-theologische Studie. Basel 1886.

⁴³ Max Berner: Das Bestattungswesen in Preußen. Eine Darstellung unter Würdigung von Theorie und Praxis. Berlin 1932, S. 5.

⁴⁴ Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 49.

⁴⁵ Proebsting: Wie stellen sich in Deutschland die evangelischen Kirchenbehörden und kirchlichen Vertretungen zur Feuerbestattung? Wien 1895 (2. Aufl.), S. 3-4. Siehe auch allgemein Wilhelm Bahnsen: Die Stellung der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung. Berlin 1898; Josef Liedhegener: Das kirchliche Begräbnisrecht. Diss. Köln 1929, S. 57.

⁴⁶ Berner: Bestattungswesen, S. 5. Im Jahr 1911 wurde in Preußen die Feuerbestattung gesetzlich geregelt. Die genannten Bedingungen betrafen eine feierlich-würdevolle Ausgestaltung der Räume im Krematorium. Während die Generalsynode von 1925 die Feuerbestattung nach wie vor als "Ausnahme und Abweichung von der gegebenen Ordnung" betrachtete, gestattete der Oberkirchenrat 1926 auch die Beteiligung von Geistlichen bei der Beisetzung der Asche. Ebd., S. 5-6.

⁴⁷ Curl: Celebration, 1980, S. 307. Siehe dazu auch V.3.

Mitglied in einem Feuerbestattungsverein war.⁴⁸ Dabei wurde das Verbot nicht mit der Verletzung bestehender Dogmen begründet, sondern mit der alten christlichen Sitte der Beerdigung.⁴⁹ Generell sahen die Gegner der Feuerbestattung in der Aufgabe des traditionellen Begräbnisses einen Verlust an christlicher Kultur - entsprechend emotional getönt war hier die Gegenrede.⁵⁰

Im übrigen wurde die Allianz zwischen Krematisten und Wissenschaftlern mit Argwohn betrachtet, die wachsende Bedeutung der Wissenschaften gegenüber der Religion als sittlicher Verfall interpretiert. Die Verbindung von Totenbestattung und Technik galt vielen als pietätlos und auch unästhetisch: "... so ist von Poesie doch absolut kein Stäubchen zu finden in der Verbrennungsprocedur, welcher die Leichen in den modernen Oefen unterworfen werden ...,"⁵¹ hieß es polemisch. Andere Darstellungen waren weit drastischer und sprachen von "geröstetem Fleisch" und "menschlichem Beefsteak", um die Einäscherung als "totenschänderische Barbarei" zu verteufeln.⁵² Noch 1901 sah sich die "Berliner Illustrierte Zeitung" in einem prinzipiell wohlwollenden Artikel genötigt festzustellen: "... allein noch immer wird das Crematorium von der überwiegenden Zahl der Bevölkerung als etwas Grausames, Heidnisches, Irreligiöses und vor allem Illusion-Zerstörendes" angesehen.⁵³

Letztlich aber befanden sich die Kirchen in der Defensive - eine gesellschaftliche Verortung, die wegen ihres engen Zusammenhanges mit der Einführung der modernen Feuerbestattung im folgenden ausführlicher erläutert werden soll. Im 19. Jahrhundert kamen die neuzeitlichen Säkularisierungstendenzen⁵⁴ immer stärker zum Tragen, mit Rückentwicklungen und konfessionell

⁴⁸ Hans Jos. Demmel: Die römisch-katholische Kirche und ihre Stellung zur Feuerbestattung. Köln 1928, S. 8-9. Siehe auch Liedhegener: Begräbnis, 1929, S. 45-46.

⁴⁹ Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 60.

⁵⁰ Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 21.

⁵¹ Sartorius: Leichenverbrennung, 1886, S. 32.

⁵² So die Aussagen in einer 1889 auf deutsch erschienen Schrift des Italieners Alexius Besi ("Die Beerdigung und Verbrennung der Leichen"). Zitiert bei Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978,, S. 72-73.

⁵³ Berliner Illustrierte Zeitung 1901, Nr. 39, S. 613.

⁵⁴ Zum Begriff siehe Hermann Zabel: Verweltlichung/Säkularisierung. Zur Geschichte einer Interpretationskategorie. Diss. Münster 1968, S. 265. In seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung - daneben bezeichnet Säkularisierung (häufiger: Säkularisation) politisch-rechtlich die Überführung von Kirchengütern in weltlichen Besitz - verweist er aus kirchenhistorischer Sicht zunächst auf einen Abfall in "illegitime Weltlichkeit" (C. H. Ratschow: "Säkularismus I". In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart - Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hrsg. von Kurt Galling. Fünfter Band. Tübingen 1961 [3. Aufl.], Sp. 1288-1296, hier Sp. 1288). Hermann Zabel bezeichnet diese theologischen Ansätze als Verweltlichungstheorien (Zabel: Verweltlichung, 1968, S. 262). Inhaltlich daran anknüpfend, aber historisch umfassender sind verschiedene außertheologische Interpretationsansätze. Nach Hermann Lübke etwa ist der Säkularisierungsbegriff als

unterschiedlich, aber in der Hauptrichtung deutlich ausgeprägt und erkennbar in der neuartigen Separierung der Lebensbereiche in Staat, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Religion.⁵⁵ Der christliche Glaube konnte keine übergreifende gesellschaftliche Funktion mehr beanspruchen - eine Feststellung, die für die protestantische Bevölkerung eher als für die katholische und für die Stadt mehr als für das Land gilt.⁵⁶ Parallel dazu hatte sich eine Einstellung entfaltet, die Thomas Nipperdey als "Bildungsreligion" bezeichnet und die die Vollendung der individuellen Persönlichkeit in der Auseinandersetzung mit der Welt der Kultur anstrebte. Sie enthielt zwar noch christliche Elemente, aber deren Bedeutung wurde relativiert.⁵⁷ Wichtiger Bestandteil dieser Bildungsreligion war die Antikenverehrung,⁵⁸ was für die Geschichte der Feuerbestattung insofern interessant ist, als die Leichenverbrennung gleichfalls Bestandteil antiker Kultur war.

Das Engagement für Krematorien wie auch die Säkularisierungsprozesse hingen zusammen mit dem sich entwickelnden Paradigma empirischer Wissenschaft. Das Gedankengut der Feuerbestattungsanhänger war teilweise verwandt mit der säkularisierten Denkweise einer "technokratischen Reformvernunft", die zukunftsoptimistisch auf den "unaufhaltsamen Fortschritt der Naturwissenschaften und ihre rasch anwachsende gesellschaftliche und technische Bedeutung" baute.⁵⁹ Der naturwissenschaftliche und technologische Positivismus ließ die Welt als ein

"geschichtsphilosophische, kulturdiagnostische und zivilisationskritische Kategorie ein Produkt des 19. Jahrhunderts" Hermann Lübke: Das Theorem der säkularisierten Gesellschaft. In: Heinz-Horst Schrey [Hg.]: Säkularisierung. Darmstadt 1981, S. 51-66, hier S. 51. Im Zusammenhang mit der Entstehung der modernen Welt charakterisiert er die Entchristlichung der bürgerlichen Gesellschaft. Demnach lösten sich seit dem 17. Jahrhundert allmählich bestimmte Denk- und Lebensmuster von ihrem christlich geprägten Hintergrund und beanspruchten weltliche Autonomie. Siehe dazu auch Ratschow: Säkularismus I, 1961, vor allem Sp. 1288-1293).

⁵⁵ Ratschow: Säkularismus, 1962, Sp. 1288. Zur Entwicklung der Kirchen in der Zeit der Industrialisierung allgemein siehe Martin Greschat: Das Zeitalter der Industriellen Revolution. Das Christentum vor der Moderne. Stuttgart u.a. 1980, für Deutschland S. 195-236.

⁵⁶ Dazu allgemein Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, Kap. XII (S. 428-530). Bei Nipperdeys Kapitel über "Kirche und Religion" im Kaiserreich handelt es sich um die überarbeitete Fassung seines Buches: Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918. München 1988. Siehe auch Wehler: Gesellschaftsgeschichte III, 1995, S. 1171-1191. - Das Aufkommen der rationalistischen Theologie im späten 18. Jahrhundert, der anhaltende Verlust institutionellen Einflusses vor allem in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind nur zwei von vielen Hinweisen auf eine veränderte Rolle des Glaubens in der bürgerlichen Gesellschaft. Beispiele für Eingriffe in die kirchliche Verwaltung der Friedhöfe wurden an anderer Stelle genannt. Nach 1870 gab es eine Reihe von Gesetzen, die die Macht der Kirchen einschränkten: 1873 Verlust der Schulaufsicht, 1874 obligatorische Zivilehe.

⁵⁷ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 440ff.

⁵⁸ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 440-441.

⁵⁹ Lübke: Theorem, 1981, S. 52-53.

eigengesetzliches, mit wissenschaftlichen Methoden erkennbares Phänomen erscheinen.⁶⁰ Die "grundsätzliche Technisierbarkeit und Organisierbarkeit aller Lebensbereiche"⁶¹ entthob den christlichen Glauben seiner normativen Funktion in der bürgerlichen Gesellschaft. Ihren philosophischen Niederschlag fanden diese Entwicklungen im materialistischen Denken des bereits zitierten Ludwig Feuerbach oder eines Karl Marx, und zu ihrer Popularisierung trugen beispielsweise der genannte Physiologe Jacob Moleschott und der Arzt Ludwig Büchner bei.⁶² Umgekehrt entwickelte etwa die katholische Kirche bereits in der ersten Jahrhunderthälfte eine dezidiert antimoderne Einstellung.⁶³

Zugleich seien aber auch jene Bemühungen des Protestantismus festgehalten, die danach trachteten, Religion und moderne Wissenschaft miteinander zu verschmelzen.⁶⁴ Diese Art liberaler Protestantismus, wie er etwa von Friedrich Schleiermacher vertreten wurde, schuf mit seinem "Feiertagsglauben" einen für weite Kreise des Bürgertums gültigen Orientierungsrahmen: Das Religiöse blieb erhalten, wenn es auch seine alltagsbestimmende Funktion verlor.⁶⁵

Insgesamt jedenfalls entfernte sich ein Teil des Bürgertums allmählich von der Kirche. Er sah seine Lebensperspektive nicht mehr durch den christlichen Glauben geprägt, sondern durch spezifisch bürgerliche Werte und durch einen spezifisch bürgerlichen Lebensstil, die dem Dasein einen eher diesseitigen Sinn verliehen.⁶⁶

So kann allgemein von einer mehr oder weniger verkappten Säkularisierung gesprochen werden, die immerhin die Aufrechterhaltung einer religiösen Fassade erlaubte. Die "lebensprägenden Riten" der Kirche jedenfalls blieben auch in der Zeit des Kaiserreiches teilweise noch bestehen: Der Prozentsatz kirchlicher Beerdigungen stieg in Preußen zwischen 1880 und 1914 sogar von 64% auf 86% an, während zugleich die Beteiligung an Gottesdienst und Abendmahl deutlich zurückging.⁶⁷ In der zunehmend rationalisierteren Gesellschaft des Kaiserreiches, deren soziale und kulturelle

⁶⁰ Ratschow: Säkularismus, 1961, Sp. 1292.

⁶¹ Ratschow: Säkularismus, 1961, Sp. 1293.

⁶² Zabel: Verweltlichung, 1968, S. 262-263; Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 443-448.

⁶³ Dazu Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 409-414.

⁶⁴ Nur verwiesen sei hier auf die rationalistische Theologie aus dem späten 18. Jahrhundert. Die Verbindung von Theologie und Wissenschaft führte gelegentlich auch zu kuriosen Interpretationen: So wurde die Auferstehung Jesu durch einen Scheintod erklärt. Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 424.

⁶⁵ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 429-430; zu dieser letzteren Haltung für das hamburgische Bürgertum Percy Ernst Schramm: Hamburg, Deutschland und die Welt. Leistungen und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck. Ein Kapitel deutscher Geschichte. Hamburg 1952 (2. Aufl.), S. 308.

⁶⁶ Nipperdey: Geschichte 1800-1866, 1993, S. 449-450.

⁶⁷ Nipperdey: Geschichte 1866-1918, Band I, 1993, S. 504.

Identifikationsangebote sich immer mehr auffächerten, machte sich die wachsende "Entkirchlichung" dann zunächst in den Großstädten bemerkbar.⁶⁸

In diesem Kontext entstand die Feuerbestattungsbewegung. Sie zeitigte allerdings in Deutschland keineswegs jene dezidiert antikirchlichen Tendenzen, wie sie etwa von italienischen Krematisten bekannt waren. Es gab auch keine signifikanten Zusammenhänge zwischen Feuerbestattung und Kirchengaustrittsbewegung bzw. Freidenkertum.⁶⁹ So war es weniger eine betont antikirchliche Einstellung als vielmehr die Entfaltung einer säkularisierten Rationalität, die den Boden für den Einbruch der Technik ins Bestattungswesen bereitete. Erst später sollte die Einäscherung, vor allem von Freidenkerverbänden aus der Arbeiterbewegung, im antikirchlichen Sinn instrumentalisiert werden - ich komme darauf zurück.⁷⁰

Insofern ist die Konfrontation mit der Feuerbestattungsbewegung von den Kirchen teilweise auch geschürt worden. Ein kuriozes Beispiel dafür ist das 1910 errichtete Krematorium im damals zum thüringischen Kleinfürstentum Reuß (jüngere Linie) gehörenden Gera, wo die zuständige Landeskirche durchsetzte, daß für nicht-christliche Bestattungsfeiern ein separater Versenkungsschacht benutzt werden mußte, um den Sarg in den Einäscherungstrakt zu befördern. Prompt erhielt dieses Kuriosum die Bezeichnung "Monistenloch", bis 1918 die entsprechende Bestimmung geändert wurde.⁷¹

Damit kommen wir zur Entwicklung des Verbrennungsapparates. Frühzeitig richtete sich das Interesse der Krematisten auch auf die Entwicklung einer brauchbaren Technologie,⁷² und das hier zu beobachtende Zusammenspiel von technischen Innovationen und gesellschaftlichen Entwicklungen sagt einiges über das Selbstverständnis der beteiligten Kreise aus.

⁶⁸ Nipperdey: Geschichte 1866-1918, Band I, S. 505-506.

⁶⁹ Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 62-63; siehe auch zusammenfassend S. 78.

⁷⁰ Siehe V.3.a.

⁷¹ Ich danke für diesen Hinweis Waltraud Wagner (Gera); Brief an Verfasser vom 9. März 1994. Siehe dazu Waltraud Wagners auf Archivstudien basierende Beiträge in der Ostthüringer Zeitung vom 27.10.1992, S. 1 ("Feuerbestattungen waren einst umstritten"), und vom 12.11.1992, S. 1 ("Architektonisch wertvolles Ensemble"), sowie ihren Beitrag über "Dr. phil. Otto Plarre", den damaligen Vorsitzenden der Ortsgruppe Gera des Deutschen Monistenbundes, in: Wohin in Gera 12/1993, S. 21-22 (die Verfasserin stellte den Beitrag dankenswerterweise zur Verfügung). Der 1906 in Jena unter anderem von Ernst Haeckel gegründete freidenkerische Monistenbund propagierte eine Weltanschauung, die allein Naturgesetze als gültig anerkannte.

⁷² Thalmann: Auseinandersetzungen, 1978, S. 87; siehe auch Fritz Schumacher: Die Feuerbestattung. Handbuch der Architektur. Viertes Teil. Achter Halbband. Heft 3b. Leipzig 1939, S. 19-21.

Bei dem zunächst in Italien realisierten Prinzip des Flammofens verbrannte der Leichnam in der Flamme eines entzündeten Gasgemisches, was von vielen als pietätlos empfunden wurde. Für das Gothaer Krematorium wurde ein Heißluftofen verwendet,⁷³ der auf Basis des auch in anderen technischen Bereichen erfolgreichen Regenerativ-Verfahrens⁷⁴ bei Friedrich Siemens' Dresdner Glashütte entwickelt und erprobt worden war. Dabei fand die Einäscherung in hochoverhitzter Luft statt, Flammen gelangten nicht in den Verbrennungsraum. Außerdem verhinderte das Heißluft-Prinzip das ebenfalls als pietätlos empfundene Explodieren von Organwänden, wie es bei Flammöfen vorkam. So errang Siemens' Verfahren langfristig große Bedeutung für die Entwicklung der Verbrennungstechnologie im Deutschen Reich. Dazu trug sicherlich bei, daß nur die Heißluftöfen jenen Kriterien genügten, die 1876 auf dem bereits erwähnten internationalen Feuerbestattungskongress an eine Leichenverbrennung gestellt wurden.⁷⁵

Dem Heidelberger Feuerbestattungsverein erschien der Siemens'sche Ofen jedoch zu teuer.⁷⁶ Hier griff man auf ein schwedisches, bereits in Göteborg und Stockholm erprobtes System zurück.⁷⁷ Der Verbrennungsapparat des Hamburger Krematoriums⁷⁸ dann war eine Weiterentwicklung des

⁷³ Der Leichenverbrennungs-Apparat in der Stadt Gotha (Vierseitendruck, o. Pag.). Gotha 1878. In: Kreisarchiv: Acten des Stadtrathes.

⁷⁴ Zur Geschichte des Siemens'schen Regenerativofens und dessen Anwendung in der Siemens'schen Dresdener Glashütte, die nach dem Tod von Hans Siemens 1867 von dessen Bruder Friedrich geleitet wurde, siehe detailreich und mit Auszügen aus persönlichen Briefen Richard Ehrenberg: Die Unternehmungen der Brüder Siemens. Erster Band. Bis zum Jahre 1870. Jena 1906, S. 310-340. Siehe knapp auch Weber: Zeit und Raum, 1990, S. 40-41.

⁷⁵ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 19-21. Die Kriterien lauteten wörtlich: "a.) Die Verbrennung soll rasch vor sich gehen; b.) sie soll sicher und vollständig sein, und ein Halbverbrennen oder Verkohlen darf nicht stattfinden; c.) der Prozeß soll in dezenter Weise und nur in ausschließlich für menschliche Leichen bestimmten Öfen vollzogen werden; d.) bei denselben sollen keine die Nachbarschaft belästigenden Verbrennungsprodukte, übelriechende Dämpfe, Gase usw. auftreten; e.) die Asche soll unvermischt, rein und weißlich, und ihre Einsammlung leicht und rasch ausführbar sein; f.) der Apparat, sowie die Verbrennung selbst sollen möglichst billig sein, und g.) ohne Unterbrechung und besonderen Kostenaufwand sollen mehrere Verbrennungen hintereinander vorgenommen werden können." Zitiert nach Fritz Schumacher: Feuerbestattung, S. 20-21. - Es bliebe zu untersuchen, inwieweit es einen konkreten, hier nur zu vermutenden Zusammenhang zwischen der - vorgängigen - Entwicklung des Siemens'schen Heißluftofens in Dresden und den vom Kongreß aufgestellten Kriterien gibt. Jedenfalls sei darauf hingewiesen, daß sich hier natürlich ein neuer Markt eröffnete.

⁷⁶ Dem Heidelberger Feuerbestattungsverein lag in besonderem Maß an einer möglichst billigen und für breite Kreise zugänglichen Feuerbestattung. Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 34-35.

⁷⁷ Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 38.

⁷⁸ Zum Verbrennungsapparat in Hamburg siehe Fischer: Umgang, 1986; S. 61-62.

Siemens'schen Heißluftofens und wurde konstruiert von einem Ingenieur namens Richard Schneider, der bereits beim Bau des Gothaer Apparates durch Siemens in leitender Stellung beteiligt war,⁷⁹ sich dann selbständig machte und später ein "Bureau für technische Feuerungs-Anlagen" in Stettin betrieb.⁸⁰

Die so vollzogene Technisierung des Umgangs mit den Toten paßte sich ein in eine allgemeinere "Mechanisierung des Todes" (Sigfried Giedion) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert, wie sie sich besonders in der Einrichtung von Schlachthäusern manifestierte.⁸¹ Es ist zwar eine makabre, aber keineswegs zufällige Parallele, daß 1892 der erste Hamburger Zentralschlachthof knapp sechs Wochen vor dem Hamburger Krematorium seinen Betrieb aufnahm.

Ebenfalls nicht unerwähnt bleiben soll die Tatsache, daß die Verbrennungstechnologie insgesamt, also nicht nur für Krematorien, in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg lukrative Geschäfte versprach. Die in den USA und Großbritannien bereits verbreitete Müllverbrennung wurde, allerdings zögerlicher, auch in Deutschland eingeführt;⁸² in Hamburg beispielsweise ging die erste Müllverbrennungsanlage 1896 in Betrieb. Im kleineren Maßstab wurden Verbrennungsöfen zur Abfallbeseitigung unter anderem in Krankenhäusern, Schlachthöfen und Markthallen eingesetzt.⁸³

Selbst im Bestattungswesen waren die Krematorien zwar das ausgeprägteste, aber keineswegs einzige Beispiel für die Technisierung. Auch die oben bereits thematisierten Leichenhallen⁸⁴ waren Ausdruck einer technisch-naturwissenschaftlichen Rationalität, die immer weitere Lebensbereiche prägte. Im späten 19. Jahrhundert wurden sie in deutschen Städten systematisch errichtet,⁸⁵ jetzt weniger aus Furcht vor dem Scheintod denn aus hygienischen Gründen: Vor allem in den

⁷⁹ Eduard Brackenhoeft: Das Crematorium in Hamburg. Eine übersichtliche Darstellung der Entstehung, Einrichtungen und Betriebsvorschriften des Crematoriums in Hamburg. Hamburg 1896, S. 17.

⁸⁰ Unter dieser Bezeichnung jedenfalls firmierten die von Schneider herausgegebenen "Anweisungen für die Bedienung des Feuerbestattungs-Apparat System Rich. Schneider" (4. Auflage) o. J. (nach 1911).

⁸¹ Dazu insgesamt Giedion: Mechanisierung, 1987, S. 238-277. In den USA - das sei zusätzlich erwähnt - wurde 1889 erstmals ein zum Tode verurteilter durch den Elektrischen Stuhl als einer nach wissenschaftlichen Erkenntnissen konstruierten Tötungsmaschine hingerichtet. Christoph Asendorf: Batterien der Lebenskraft. Zur Geschichte der Dinge und ihrer Wahrnehmung im 19. Jahrhundert. Gießen 1978, S. 116-117. Siehe auch Tankred Koch: Geschichte der Henker. Scharfrichter-Schicksale aus acht Jahrhunderten. Herrsching 1991, S. 277 und S. 290-292.

⁸² Wolfgang König: Massenproduktion, 1990, S. 306-307.

⁸³ Siehe dazu etwa den Beitrag über "Kori's Verbrennungs-Oefen" in Deutsche Bauzeitung 35, 1901, Nr. 23, S. 139.

⁸⁴ Siehe I.3.c.

⁸⁵ Zu Leichenhallen allgemein mit zahlreichen Beispielen siehe Fayans: Bestattungsanlagen, S. 60-101.

Wohnungen der Unterschichten bestand in der Regel keine Möglichkeit zur geeigneten Aufbahrung der Toten.⁸⁶ Allerdings stießen sie erst nach und nach auf Resonanz. In Frankfurt/M. wurden 1885 nur 5% aller Toten von der Leichenhalle aus bestattet, im Jahr 1892 - nach Bau einer neuen Leichenhalle - bereits 60% und im Jahr 1911 dann fast 99%.⁸⁷

Pionier auf diesem Gebiet war im übrigen wiederum München, wo im Jahr 1862, im Gegensatz zur andernorts favorisierten fakultativen Regelung, die Leichenhallenaufbahrung obligatorisch wurde.⁸⁸ So entstand denn auch ein aus zeitgenössischer Sicht mustergültige Bau auf dem 1867 eröffneten Münchener Alten Nordfriedhof. Die dortige Leichenhalle verfügte unter anderem über vier große Aufbahrungssäle sowie einen Obduktions- und Wiederbelebungsraum.⁸⁹

Technisches Herzstück der Leichenhallen waren die Lüftungs- und Kühlanlagen, teilweise unter Verwendung besonderer Kältemaschinen⁹⁰ (Mitte der siebziger Jahre hatte der Ingenieur Carl von Linde eine Kältemaschine konstruiert, die dann unter anderem in Brauereien eingesetzt wurde⁹¹). Hinzu kamen Gasbeleuchtung und -öfen sowie Entwässerungssysteme, letztere teilweise vernetzt mit der städtischen Infrastruktur.⁹² Diese Aufzählung zeigt, daß auch Friedhöfe und Bestattung direkt integriert waren in das System der "Stadt als Maschine".⁹³

⁸⁶ Handbuch, 1882, S. 337.

⁸⁷ Städtisches Friedhofsamt Frankfurt am Main (Hg.): Die Organisation des Bestattungswesens in Frankfurt am Main und die Durchführung der Kommunalisierung mit einer Einführung über Geschichte und Recht im Bestattungswesen. Frankfurt/M. 1921, S. 43.

⁸⁸ Krieg: Ordnung, 1990, S. 25.

⁸⁹ Fekete: Friedhöfe, 1984, S. 122. Die dort aufgebahrten Leichen wurden bezeichnenderweise umgeben von einem "wahren Hain von Gewächsen", was zu einer für jene Zeit typischen Kombination von moderner Technik und traditionellen Elementen führte. Ähnliche Tendenzen werden wir auch bei der Feuerbestattung kennenlernen. Handbuch, 1882, S. 338. - Im "Handbuch des öffentlichen Gesundheitswesens" von 1882 auch allgemein für Leichenhallen die Einrichtung eines Sektionszimmers mit entsprechender Apparatur (Sektionstisch, Waschvorrichtung) gefordert. Handbuch, 1882, S. 337.

⁹⁰ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 84 und S. 88-89.

⁹¹ Zur Entwicklung der Kältetechnik im späten 19. Jahrhundert siehe Mikael Hard: Überall zu warm. Vorbilder und Leitbilder der Kältetechnik. In: Unter Null: Kunsteis, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschoeke. Hg. vom Centrum Industriekultur und dem Münchener Stadtmuseum. München 1991, S. 68-85. In den USA wurde Kältetechnik übrigens vor allem auch in Schlachthäusern eingesetzt.

⁹² Fayans: Bestattungsanlagen, 1907, S. 67-74. Zur Vernetzung der technischen Infrastruktur in Städten siehe Dieter Schott/Hanna Skoblies: Die ursprüngliche Vernetzung. Die Industrialisierung der Städte durch Infrastrukturtechnologien und ihre Auswirkungen auf Stadtentwicklung und Städtebau. Eine Forschungsskizze. In: Die alte Stadt 14, 1987, S. 72-99. Weiterer Detailbeleg für die Technisierung auf städtischen Friedhöfen ist der sogenannte

Damit sind wir wieder bei der Feuerbestattung. Abgesehen vom Verbrennungsapparat, wurden auch in anderen technischen Fragen häufig neue Entwicklungen übernommen. Verwendete man noch 1878 im Gothaer Krematorium eine Handwinde für das Hebewerk des Verbrennungsapparates, so arbeitete das Schneider'sche System in Hamburg bereits mit hydraulischen Pumpen.⁹⁴ Und daß in der Presse der geneigten Leserschaft gar ein transportables Krematorium ("Wagen-Feuerbestattungsapparat") mit beigelegter Zeichnung nähergebracht wurde, mag man zwar als Kuriosum betrachten, gehört aber auch in diesen Kontext.⁹⁵ So trug die Feuerbestattung also nicht nur mit dem Verbrennungsvorgang selbst zu jener Beschleunigung des Umgangs mit den Toten bei, die Ausdruck war einer allgemeinen, auch durch die fortschreitende Vernetzung städtischer Infrastruktur⁹⁶ forcierten "Verkürzung von Raum und Zeit" (Wolfhard Weber)⁹⁷ und eines schnelleren Lebensrhythmus im Zeitalter der Hochindustrialisierung.⁹⁸

Technik, die zuvor als Spezialgebiet einer kleinen Randgruppe von Mechanikern galt, gehörte allmählich zum Selbstverständnis immer größer werdenden Kreise, etwa aus dem geschäftlich interessierten Wirtschaftsbürgertum.⁹⁹ Auch allgemein gab es, spätestens um die Jahrhundertwende,

Kalziniertöfen, dessen Einrichtung in Hamburg für den Ohlsdorfer Friedhof kurz vor 1900 diskutiert und wenige Jahre später realisiert wurde. Er diente der hygienischen und effizienten Verbrennung von Knochenresten aus geräumten Grabstellen; seine Verwandtschaft mit dem Verbrennungsapparat des Krematoriums wurde auch dadurch deutlich, daß bei Erörterung dieser Frage im zuständigen Parlamentsausschuß Eduard Brackenhoeft als Vorsitzender des Hamburger Feuerbestattungsvereins hinzugezogen wurde. Dazu Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 59-60.

⁹³ Dazu König: Massenproduktion, 1990, S. 303-313. König vermerkt dort auch, daß die "Stadt als Maschine" nach und nach von Experten unter mehr oder weniger aufgeschlossenen Kommunalverwaltungen installiert wurde.

⁹⁴ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 33. Die Installation einer hydraulischen Hebebühne im Krematorium fügte sich ein in rasche Verbesserungen des Vertikaltransports seit Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte; Ende der 1870er Jahre begann in den Hochhäusern internationaler Ballungszentren die Ära des Fahrstuhls. Weber: Raum und Zeit, 1990, S. 201-203. Zur Entwicklung vertikaler Transportsysteme siehe auch Jeannot Simmen/Uwe Drepper: Der Fahrstuhl. Die Geschichte der vertikalen Eroberung. München 1984, vor allem S. 9-50.

⁹⁵ Illustrierte Zeitung vom 11. Juni 1887, S. 613.

⁹⁶ Schott/Skoblies: Vernetzung, 1987, S. 75-76.

⁹⁷ Weber: Verkürzung von Raum und Zeit, 1990 (Titel des gesamten Abschnitts); als Beispiel siehe auch ebd., S. 171-172 (Bahn und Post), S. 214-222 (Nachrichtenübermittlung); zum Thema Beschleunigung durch Bahnreisen vor allem auch Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. München 1977. Zu "Tempo" als zeittypischer Ausdruck für die Jahre um die Jahrhundertwende siehe auch Radkau: Technik, 1989, S. 226.

⁹⁸ Den Hinweis auf diesen Aspekt verdanke ich Klaus Gille.

⁹⁹ Weber: Raum und Zeit, 1990, S. 244.

eine gewisse Technikeuphorie, die zwar nicht ungebrochen war,¹⁰⁰ in deren Kontext sich die Feuerbestattung jedoch entfalten konnte. Bereits hier sei darauf verwiesen, daß diese rasche Entwicklung städtischer Versorgungstechnik ebenso wie die Einführung der modernen Feuerbestattung einherging mit steigendem gesellschaftlichen Selbstbewußtsein und Prestige der technischen Berufe¹⁰¹ - die dann um 1900 realisierte Promotionsberechtigung Technischer Hochschulen mag hier als einer von vielen Belegen dienen.¹⁰²

Aber nehmen wir zunächst den chronologischen Faden zur Geschichte der frühen Feuerbestattungsbewegung wieder auf: Im thüringischen Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha hatte eine relativ liberale Landesherrschaft frühzeitig die Einführung der modernen Feuerbestattung ermöglicht, die sich in Gotha selbst bezeichnenderweise einfügte in den Kontext weitreichender Maßnahmen zum Ausbau der städtischen Infrastruktur.¹⁰³ Während letztere jedoch als kommunale Aufgabe gesehen wurde, mußte der örtliche Feuerbestattungsverein das Krematorium noch aus eigenen privaten Mitteln errichten - ein Sachverhalt, der auch auf die beiden nächsten Anlagen in Heidelberg (1891) und Hamburg (1892) zutraf.

In Heidelberg wurde das Krematorium durch die Ausgabe von rückzahlbaren unverzinslichen Anteilscheinen zu je 100 Mark seitens des Feuerbestattungsvereins finanziert. Immerhin stand fest, daß die "Leichenverbrennungsanstalt" auf dem kommunalen Bergfriedhof errichtet und der Bestattungsbetrieb nach Fertigstellung des Gebäudes in städtischer Regie durchgeführt werden konnte.¹⁰⁴ Das als "preisgünstige Musteranstalt für Feuerbestattung"¹⁰⁵ konzipierte, im liberalen

¹⁰⁰ Radkau: Technik, 1989, S. 221; zur Illustration siehe unter anderem Thomas Kuchenbuch: Die Welt um 1900: Unterhaltungs- und Technikultur. Stuttgart, Weimar 1992.

¹⁰¹ Siehe dazu Späth: Ingenieure, 1985, S. 561-588; allgemein zur Entwicklung des Ingenieurberufes Wolfgang Neef: Ingenieure in der Metallindustrie. Entwicklung und Funktion einer Berufsgruppe. Diss. Tübingen 1980, S. 93-135; Gert Hortleder: Ingenieure in der Industriegesellschaft. Zur Soziologie der Technik und der naturwissenschaftlichen Intelligenz im öffentlichen Dienst und der Industrie. Frankfurt/M. 1973.

¹⁰² König: Massenproduktion, 1990, S. 393-413. Siehe dazu auch Gerhard Zweckbronner: Je besser der Techniker, desto einseitiger sein Blick? Probleme des technischen Fortschritts und Bildungsfragen in der Ingenieurerausbildung im Deutschen Kaiserreich. In: Ulrich Troitzsch/Gabriele Wohlauf (Hg.): Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze. Frankfurt/M. 1980, S. 328-356.

¹⁰³ Hans Erkenbrecher: Zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Gotha im 19. Jahrhundert. In: Autorenkollektiv: Gotha. Zur Geschichte einer Stadt. Hg. von Helmut Leupold. Gotha, Leipzig 1975, S. 31-46, hier S. 43.

¹⁰⁴ Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 35-37; die Kosten für den unter Leitung des lokalen Architekten Philipp Thomas errichteten Bau einschließlich Verbrennungsapparat beliefen sich insgesamt auf 45 600 Mark (davon 10 000 Mark für den Verbrennungsofen); ebd. Allgemein zur Geschichte des Heidelberger Krematoriums siehe ebd., S. 31-39; siehe auch: Friedhöfe in Heidelberg, [1929], S. 90-91.

Bundesstaat Baden beheimatete Krematorium war zur Versorgung des gesamten südwestdeutschen Raumes gedacht.¹⁰⁶

In Hamburg wurden, und auch das ist für den Kontext symptomatisch, die gesetzlichen Bestimmungen zur Feuerbestattung nach langwierigen Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft und Senat erst unter dem Druck der schweren Cholera-Epidemie von 1892 erlassen.¹⁰⁷ Auch mußte die Anlage hier, im Gegensatz zu Gotha und Heidelberg, auf Druck des Senats auf einem Privatgrundstück errichtet werden, das immerhin nahe des Ohlsdorfer Friedhofs lag. Zuvor hatten unter anderem diplomatisch-politische Rücksichten auf das benachbarte Preußen die gesetzliche Regelung der Feuerbestattung verzögert.¹⁰⁸ Überhaupt entwickelte sich die Regelung der rechtlichen Voraussetzungen in den einzelnen Bundesstaaten uneinheitlich. Mit Preußen schuf der mit Abstand wichtigste Teilstaat erst 1911 eine entsprechende gesetzliche Basis. Dabei wurde der Betrieb eines Krematoriums weder Privatpersonen noch Vereinen, sondern nur Kommunen oder Kirchengemeinden gestattet.¹⁰⁹

Dennoch: Bis zum Jahr 1910 war die Zahl der Krematorien in Deutschland bereits auf über 20 angestiegen.¹¹⁰ Allerdings blieb die Feuerbestattung in ihrer Frühzeit - nicht zuletzt auch aufgrund der meist relativ hohen Einäscherungskosten - Angelegenheit einer extrem schmalen Minderheit: Zwischen 1878 und 1898 betrug der Anteil der Eingäscherten an den Gesamtbestattungen im Deutschen Reich kaum mehr als 0,02% (es waren exakt 3 110 Personen, über zwei Drittel von ihnen übrigens männlich).¹¹¹

¹⁰⁵ Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 37.

¹⁰⁶ Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 34-35.

¹⁰⁷ Zu den Auseinandersetzungen um die Einführung der Feuerbestattung in Hamburg Fischer: Umgang, 1986, S. 37-48, speziell zur Situation 1892 S. 44-45. Dabei habe ich auf folgende, in der Magisterarbeit im einzelnen angemerkte Aktenbestände des Staatsarchiv Hamburg: Bestand Friedhofsverwaltung 325-1, Akte 64 und 238. Zur Geschichte der Feuerbestattung in Hamburg siehe auch Gerhard Fabian: Die Entwicklung von der Erdbestattung zur Feuerbestattung aus sozialhygienischer Sicht. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. Diss. Hamburg 1958. Zum Zusammenhang von Cholera, Gesellschaft und Politik siehe Evans: Tod in Hamburg, 1990.

¹⁰⁸ Der Hamburger Senat etwa wollte die Benutzung des geplanten Krematoriums auf die ortsansässige Bevölkerung beschränkt wissen, um keine diplomatischen Konflikte mit Preußen aufkommen zu lassen, das die Feuerbestattung erst 1911 gesetzlich erlaubte - und preußisch waren z. B. die direkten hamburgischen Nachbarstädte Altona und Wandsbek. Fischer: Umgang, 1986, S. 39-44.

¹⁰⁹ Berner: Bestattungswesen, 1932, S. 7. Das preußische Feuerbestattungsgesetz vom 14. September 1911 schrieb die fakultative Feuerbestattung vor und unterwarf die Krematorien einer landespolizeilichen Genehmigung. Ebd.

¹¹⁰ Johannes Heldwein: Die Geschichte der Feuerbestattung und Deutsche Krematorien. Frankfurt/M. 1931, S. 47-48.

¹¹¹ Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 62.

Soweit dieser Überblick zur Feuerbestattungsbewegung und zu den ersten Krematorien, wenden wir uns differenzierter dem sozialen Hintergrund zu. Es waren vor allem Vertreter des aufgeklärt-gebildeten, säkularisierten, vor allem auch protestantischen Bürgertums, die sich in den ersten beiden Dekaden der modernen Feuerbestattung einäschern ließen: Akademiker bzw. Freiberufler, Kaufleute, höhere Beamte - darunter 83,5% Protestanten.¹¹² Speziell in Hamburg betrug der Anteil kaufmännischer Berufe, freier Akademiker und Beamter unter den Eingäscherten zwischen 1892 und 1895 fast zwei Drittel, unter den Beerdigten des Ohlsdorfer Zentralfriedhofs hingegen nur ein gutes Fünftel.¹¹³ Der erste Vorstand des 1883 neubegründeten Hamburger Feuerbestattungsvereins verzeichnete drei Ärzte, drei Kaufleute, je einen Rechtsanwalt, Beamten, Chemiker, Ingenieur und Buchdruckereibesitzer.¹¹⁴

Bei den Feuerbestattungsanhängern handelte es sich um einen spezifischen Kreis innerhalb des gebildeten Bürgertums, der offensiv auf die gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen reagierte und die sich nun entfaltenden, den neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu verdankenden Potentiale entsprechend nutzte. Insbesondere Mediziner engagierten sich weiterhin für den Bau von Krematorien; nicht zufällig sprachen sich die internationalen medizinischen Kongresse 1869 in Florenz und 1871 in London für die Einführung der Feuerbestattung aus.¹¹⁵ Im Deutschen Reich waren es nicht zuletzt Vertreter der öffentlichen Gesundheitspflege, die auf die Bedeutung der Einäscherung für das Bestattungswesen vor allem der Großstädte hinwiesen.¹¹⁶ Nachdem Hygieniker und Ärzte für eine Ausbreitung hygienischer Gedanken in der Medizin gesorgt hatten, begannen sie nun in Zusammenarbeit mit Kommunalpolitikern, die öffentliche Gesundheitspflege in den Städten zu propagieren (und nicht mehr, wie früher, auf staatlicher Ebene). Ärzte, kommunale Beamte, Architekten und Ingenieure wurden zu Trägern und

¹¹² Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 62.

¹¹³ Eigene Auswertung folgender Unterlagen der Friedhofsverwaltung Hamburg: Sargregister 1892-1895; Feuerbestattungsregister 1892-1895 (Feuerbestattungen: n = 73; Beerdigungen: n = 76). Siehe auch Fischer: Umgang, 1986, S. 46.

¹¹⁴ Brackenhoeft: Crematorium, 1896, S. 1, Fußnote.

¹¹⁵ Franz: Bestattungswesen, 1979, S. 70.

¹¹⁶ So etwa mit Georg Varrentrap einer der führenden Vertreter der öffentlichen Gesundheitspflege. G[eorg] Varrentrap: [Bericht über] Gutachten über die Einführung der facultativen Leichenverbrennung im Auftrage des Münchener Gesundheitsrathes erstattet von Kreismedicinalrath Dr. Kerschensteiner, München, September 1878. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege 11, 1879, S. 492-494, hier S. 494. Zum 1873 gegründeten Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege siehe allgemein auch Rodriguez-Lores: Stadthygiene, 1985.

Repräsentanten der neuen Hygienebewegung in den Städten,¹¹⁷ die sich auch zu einem bedeutenden kommunalen Wirtschaftsfaktor entwickelte.¹¹⁸

So war das jeweilige Interesse und Engagement für die Feuerbestattung, wie bereits angedeutet, keineswegs rein ideeller Natur. Das galt auch für Feuerbestattung und Krematoriumsbau: den Architekten erwuchsen neue Bauaufgaben, Rechtsanwälten winkte aufgrund der noch immer unsicheren Rechtslage ein weiteres Betätigungsfeld (zahlreiche Prozesse, etwa um Aschenbeisetzungen auf kirchlichen Friedhöfen, zeugen davon). Sich immer weiter professionalisierende Berufe wie Ärzte¹¹⁹ und Ingenieure¹²⁰ konnten mit dem technischen Ausbau hygienerelevanter Einrichtungen ihre eigenen beruflichen Chancen ebenso steigern wie ihr gesellschaftliches Prestige.¹²¹ Dabei basierte die Konstituierung einer rational orientierten "Gesundheitswissenschaft", die eine geregelte Fäkalienbeseitigung ebenso forderte wie eine hygienisch einwandfreie Bestattungspraxis, nicht zuletzt auf Ängsten in der Bevölkerung: nämlich der Furcht vor schädlichen Ausdünstungen und vor Ansteckung, die auch in den Städten des späten 19. Jahrhunderts noch aktuell waren.¹²² An der Durchsetzung einer derart wissenschaftlich begründeten "Normierung sozialer Verhältnisse"¹²³ und an einer Assanierung der Städte interessiert waren zum großen Teil dieselben Kreise, die sich auch für die Feuerbestattung engagierten: Ärzte, Kommunalbeamte, Ingenieure, Architekten, allgemein Vertreter freier Berufe, Industrielle.¹²⁴

Ganz typisch dabei ist die Organisation in Vereinen. Letztere zählten seit dem späten 18. Jahrhundert zu den konstitutiven Elementen der bürgerlichen Gesellschaft¹²⁵ und hatten sich, unter

¹¹⁷ Labisch: *Homo Hygienicus*, 1992, S. 121. Zur Hygienebewegung siehe Berndt: *Hygienebewegung*, 1987, S. 140-163.

¹¹⁸ Labisch: *Homo Hygienicus*, 1992, S. 130-131. Siehe zur kommunalen Gesundheitspolitik auch Jürgen Reulecke/Adelheid Gräfin zu Castell-Rüdenhausen (Hg.): *Stadt und Gesundheit. Zum Wandel von "Volksgesundheit" und kommunaler Gesundheitspolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1991.

¹¹⁹ Dazu Huerkamp: *Aufstieg der Ärzte*, 1985.

¹²⁰ Späth: *Professionalisierung*, 1985, pass.

¹²¹ Auf das materielle Interessen von Ärzten an der Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts verweist auch Berndt: *Hygienebewegung*, 1987, S. 150.

¹²² Dieses Argument folgt Göckenjan: *Kurieren*, 1985, S. 128-132.

¹²³ Göckenjan: *Kurieren*, 1985, S. 122.

¹²⁴ Göckenjan: *Kurieren*, 1985, S. 132; Labisch: *Homo Hygienicus*, 1992, S. 170. Zur Sozialgeschichte der freien Berufe siehe Hannes Siegrist (Hg.): *Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich*. Göttingen 1988.

¹²⁵ Zur frühen Phase des Vereinswesens siehe Thomas Nipperdey: *Vereine als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Modernisierung I*. In: Ders.: *Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte*. Göttingen 1976, S. 174-205. Zum Vereinswesen im 19. Jahrhundert siehe darüber hinaus Gerhard Wurzbacher: *Die öffentliche freie Vereinigung als Faktor soziokulturellen,*

anderem, als rationales und effizientes Instrument zur Durchsetzung bürgerlicher Interessen erwiesen.¹²⁶ Sofern sie dabei innovative gesellschaftliche Ziele verfolgten, standen sie meist in einem Spannungsverhältnis zu konservativ ausgerichteten Gruppen und Institutionen, und die daraus resultierenden Auseinandersetzungen stellten ein Element sozialen und kulturellen Wandels dar.¹²⁷ Die Einführung der Feuerbestattung ist ein Beispiel für einen derartigen Prozeß, bei dem nicht nur das häufige Desinteresse staatlicher Instanzen überwunden werden mußte, sondern auch der Widerstand betont konservativer Mächte wie der Kirchen.¹²⁸

Jedenfalls gelang es den Feuerbestattungsvereinen, in einem stark von Traditionen geprägten Bereich wie Tod und Bestattung eine hochtechnisierte Bestattungsart einzuführen und ihr allmählich soziale Akzeptanz zu verschaffen. Nicht zuletzt konnten sie dabei auf die zunehmend soziale Bedeutung ihrer führenden Köpfe zählen,¹²⁹ und so befruchteten sich kulturelles Engagement und beruflich-gesellschaftliches Prestige gegenseitig.

2. Krematoriumsarchitektur und Trauerzeremonien:

Das Elend der "konservativen Modernisierer"

Umso bemerkenswerter erscheint es, daß die Krematisten alles daran setzten, den Einbruch der Technik in das Bestattungswesen zu eskamotieren. Die Entfaltung einer neuen Traditionslinie, die spätestens in der Weimarer Zeit zu einem konstitutiven Element modernen Bestattungswesens werden sollte, ging einher mit dem massiven Rückgriff auf Traditionselemente eben jener Beerdigungspraxis, die überwunden werden sollte. Noch 1908 stellte der bereits mehrfach zitierte Bestattungsexperte Stefan Fayans fest, daß die Feuerbestattungsanhänger bisher kaum eigenständige Ausdrucksformen entwickelt hatten: "... im großen und ganzen jedoch bediente man sich der schon im Dienste der Erdbestattung bestehenden Architekturformen und verwendete dieselben zur

insbesondere emanzipatorischen Wandels im 19. Jahrhundert. In: Walter Rüegg/Otto Neuloh (Hg.): Zur soziologischen Theorie und Analyse des 19. Jahrhunderts. Göttingen 1971, S. 102-122; Tenfelde: Vereinswesen, 1984. Nipperdey beispielsweise stellt fest: "Um 1840 ist aus der Vereinsbereitschaft der Bürger eine Art Vereinsleidenschaft geworden; alle bürgerliche Aktivität organisiert sich in Vereinen." Nipperdey, S. 175.

¹²⁶ Wurzbacher: Vereinigung, 1971, S. 111.

¹²⁷ Wurzbacher: Vereinigung, 1971, S. 115.

¹²⁸ Vor diesem Hintergrund erwies sich die Aktivität der Feuerbestattungsbewegung als ein typisches, wenn auch im Vergleich zur allgemeinen historischen Entwicklung des Vereinswesens sehr spätes Beispiel für die gesellschaftlich innovative Funktion bürgerlicher Vereine.

¹²⁹ Wurzbacher: Vereinigung, 1971, S. 117-118.

Gestaltung der Aschengrabmäler und Aschengrüfte."¹³⁰ Die für unseren Zeitraum radikalste Innovation auf dem Bestattungssektor ging also einher mit einem bemerkenswert umfassenden und, wie wir sehen werden, teilweise bewußten Rückgriff auf geläufige Traditionen.

Zumindest beim Krematoriumsbau gab es allerdings auch keine Vorbilder, an denen man sich hätte orientieren können. Die Architekten standen vor einer grundsätzlich neuen Bauaufgabe, sie mußten moderne Technik und Forderung der Pietät miteinander in Einklang zu bringen.¹³¹ Dies galt insbesondere für die Gestaltung der Innenräume, wo seitens der Feuerbestattungsvereine ein feierliches Ambiente gewünscht wurde. Die technischen Vorgaben wiederum bestanden vor allem in einem relativ aufwendigen Verbrennungsapparat, der mit der Halle für Trauerfeiern in Verbindung stehen, aber für die Anwesenden möglichst wenig in Erscheinung treten sollte, sowie im Schornstein.

Die Architekten früher Krematoriumsbauten verwendeten in der Regel zeitübliche historistische Stilformen.¹³² Dabei konnten klassizistische Einflüsse - wie bei den Krematorien in Gotha, Heidelberg und Mainz (eröffnet 1903)¹³³ - verstanden werden als sichtbarer Verweis auf die antike Tradition der Leichenverbrennung. Darüber hinaus bot das Arsenal des Historismus auch eine willkommene Möglichkeit, den technischen Kern des Gebäudes unter Rückgriff auf bekannte und akzeptierte Formen bürgerlicher Kultur zu verkleiden.

Das verweist aber auch auf das Dilemma, vor dem die Architekten standen, solange die nackte Technik aus Rücksicht auf herrschende Pietätsvorstellungen verborgen bleiben sollte. Einen besonders aufschlußreichen Fall stellt hier das Hamburger Krematorium dar.¹³⁴ Errichtet nach Entwürfen des Architekten Ernst Paul Dorn, gilt es in seiner Synthese barocker, romanischer und byzantinischer Elemente als Beispiel für sehr späte Formen des Historismus.¹³⁵ Auf den ersten Blick fällt die Gestaltung des Schornsteins auf: Er wird an der Spitze von einem Zinnenkranz umgeben,

¹³⁰ Fayans: Kunst und Architektur, 1908, S. 615.

¹³¹ Für die folgenden Abschnitte siehe auch Fischer: Umgang, 1986, S. 49-60.

¹³² Zur historistischen Architektur in Deutschland allgemein Dolgner: Historismus, 1993. Zur Begriffsgeschichte siehe Hardtwig: Kunst und Geschichte, 1979; Hardtwig: Traditionsbruch, 1978.

¹³³ Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 91. Beim Bau des Mainzer Krematorium engagierte sich unter anderem auch der 1892 gegründete Wiesbadener Feuerbestattungsverein. Ebd., S. 90-91.

¹³⁴ Für Beschreibung und Interpretation des Hamburger Krematoriums greife ich unter anderem auf folgenden Aktenbestand zurück: Denkmalschutzamt Hamburg: Akte Altes Krematorium Alsterdorfer Str. DA 39-407.301. Band 1-5. Siehe auch Fischer: Umgang, 1986, S. 50-60.

¹³⁵ Hermann Hipp: Gutachten betr. Ehemaliges Krematorium Hamburg-Alsterdorf. 1976, S. 7. In: Denkmalschutzamt Hamburg, Akte Altes Krematorium.

seine Höhe von rund 25 Meter war baupolizeilich vorgeschrieben.¹³⁶ Daneben prägen unterschiedliche Dachformen, wie Zeltdach und stumpfwinkliges Satteldach, den äußeren Eindruck. Zur architektonischen Gliederung des Gebäudes verwendete Dorn rote Verblendziegel und in geringem Maß Formsteine; Wandflächen setzte er teilweise durch einfachen Zementputz ab.¹³⁷

Der Verarbeitung von Verblendsteinen maß der Architekt dabei besondere Bedeutung zu. Kunsthistorisch wird diese Gestaltungsweise als Ausdruck einer "fortschrittlichen und technisch modernen 'Materialwahrheit'" interpretiert; im zeitgenössischen Hamburg wurde sie bezeichnenderweise sowohl bei Industriebauten angewendet als auch in der sakralen Baukunst.¹³⁸ Ernst Paul Dorn selbst hatte noch kurz vor Fertigstellung des Krematoriums eine als Musterbeispiel technischen Bauens gerühmte Maschinenhalle für die Hamburger Industrie- und Gewerbeausstellung von 1889 errichtet.¹³⁹

Die Anklänge an industrielle Architektur wurden denn auch scharf kritisiert, Stefan Fayans bezeichnete die Ausführung des Hamburger Krematoriums als kläglich: "An diesem Ausläufer der profanen Backsteinarchitektur müßte erst eine die Bestimmung des Baues bezeichnende Aufschrift angebracht werden, um ihn nicht leichter Hand mit einem Fabriksbau zu verwechseln."¹⁴⁰ Immerhin bildete die offensichtliche Nähe des Hamburger Krematoriums zur Fabrikarchitektur einen deutlichen Fingerzeig auf den technisch-industriellen Hintergrund der Feuerbestattung. Folgt man dem Urteil von Fayans, so war in Hamburg der architektonische Spagat zwischen Technik und Tradition mißlungen.

Andererseits bleibt zu fragen, ob die Ambivalenz der frühen Feuerbestattungsbewegung überhaupt ästhetisch überzeugende Lösungen erlaubte. In der neueren Literatur wird die stilistische Vielfalt des Historismus als Ausdruck exakt jener historischen Verwerfungen interpretiert,¹⁴¹ deren Element letztlich auch die Feuerbestattung war. So war es denn auch die gesellschaftliche Situation der Feuerbestattungsanhänger selbst, die eindeutige architektonische Lösungen vorläufig verhinderte.

¹³⁶ Daß die "Politik der hohen Schornsteine" aus Umweltgründen für das späte 19. Jahrhundert typisch war, vermerkt auch Radkau: Technik, 1989, S. 201.

¹³⁷ Brackenhoeft: Crematorium, 1896, S. 10; Ernst Paul Dorn: Das Hamburger Crematorium. In: Deutsche Bauzeitung 26, 1892, S. 97.

¹³⁸ Hipp: Gutachten, 1976, S. 7-8. Unabhängig von der architektur- und kunsthistorischen Beurteilung bleibt festzuhalten - auch, um das Neue, fast Exotische dieser Baugattung noch einmal zu unterstreichen -, daß sowohl das Heidelberger als auch das Hamburger Krematorium nach ihrer Fertigstellung zu den städtischen Sehenswürdigkeiten zählten. Für Heidelberg siehe: Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 39.

¹³⁹ Roland Jaeger: Hoch Hammonia! Gewerbe- und Industrieausstellung von 1889. In: Plagemann (Hg.): Industriekultur, 1984, S. 84-86, hier S. 85.

¹⁴⁰ Fayans: Kunst und Architektur, 1908, S. 616.

¹⁴¹ Dolgner: Historismus, 1993, S. 137. Siehe auch Kap. III.2.

Die Krematisten konnten sich das Risiko eines radikalen Neubeginns gesellschaftlich nicht leisten, wollten sie nicht weitere Opposition herausfordern und eigene Interessen, eigenes Prestige gefährden. Dadurch entstand ihr Elend - es war das Elend der "konservativen Modernisierer": Der radikal innovative Kern, also die Verbrennungstechnologie, mußte mit dem ganzen zur Verfügung stehenden Arsenal kultureller Traditionen verbrämt werden.

Werfen wir noch einen Blick auf das Interieur des Hamburger Krematoriums: Bei der inneren Gestaltung verwirklichte Dorn die Idee eines Zentralraumes.¹⁴² Mit ihrer achteckigen Grundform bot diese Halle bei Trauerfeiern Platz für rund 100 Personen; eine kleine Vorhalle beherbergte die Empore mit einem Harmonium. Eine gegenüber dem Haupteingang gelegene Nische markierte den Platz für die Aufbahrung des Sarges, die auf einem entsprechend geschmückten Katafalk erfolgte; hier fanden auch Ansprachen statt.¹⁴³

Damit sind wir beim heikelsten Punkt der Feuerbestattung angelangt: der Schnittstelle von Technik und Trauerfeier.¹⁴⁴ Da die technischen Anlagen aus Rücksicht auf die Pietät in aller Regel in das Untergeschoß verbannt wurden, mußte eine Verbindung zur Trauerhalle hergestellt werden. Dies geschah, wie gesagt, normalerweise durch eine Hebevorrichtung, die an ihrem oberen Ende in einen Katafalk mündete. Auf letzterem blieb der Sarg während der Trauerfeier aufgebahrt und glitt anschließend hinunter; die entstehende, den Blick auf die technische Anlage freigebende Öffnung wurde rasch wieder geschlossen (in Hamburg durch eine Rolljalousie). Im 1901 eröffneten Mannheimer Krematorium wurde der Katafalk zusätzlich mit einem von vier schlanken Säulen getragenen Dach versehen, das bei der Versenkung mit hinunterglitt und die Öffnung verschloß. Daß dieser Moment in der Öffentlichkeit als heikel empfunden wurde, zeigt folgender Pressekommentar zur Mannheimer Lösung: "Da das kaum mannshohe Dach leicht mit Kränzen und losen Blumen zu schmücken ist, so würde die Gruft wie mit diesen gedeckt und geschlossen erscheinen, und es ist wohl denkbar, daß ein solcher Abschluß der Trauerfeier von ästhetisch noch wohlthuenderer Wirkung wäre, als es in jenen Crematorien [Gotha und Hamburg] der Fall ist."¹⁴⁵

Das bereits für die Krematoriumsarchitektur festgestellte Dilemma trat also auch bei den Trauerzeremonien zutage. Aus Sicht der Feuerbestattungsanhänger kam erschwerend hinzu, daß mit dem Hinablassen des Leichnams in das offene Grab jenes Element bürgerlicher Trauerkultur des 19.

¹⁴² Hipp: Gutachten, 1976, S. 7.

¹⁴³ Brackenhoeft: Crematorium, 1896, S. 12-13.

¹⁴⁴ Ernst Beutinger: Handbuch der Feuerbestattung. Leipzig 1911, S. 129.

¹⁴⁵ Illustrierte Zeitung Nr. 3010, 7.3.1901, S. 365. Zum Mannheimer Krematorium siehe Volker Keller: Das alte Krematorium in Mannheim. In: Mannheimer Hefte 1985, Heft 1, S. 43-50.

Jahrhundert entfiel, das eingebettet war in die immer differenzierter ausgestaltete Naturkulisse des Friedhofs.¹⁴⁶

Nach wie vor unter gesellschaftlichem Legitimationsdruck stehend, zeigten sich daher die Krematisten bei der Gestaltung von Trauerfeiern in besonderem Maß bestrebt, traditionelle Pietätsvorstellungen nicht zu verletzen. Hier kamen schließlich, als Trauergäste, Personen mit der neuen Bestattungsart in Berührung, die auf andere Weise womöglich nie zu erreichen gewesen wären. Für derartige Rücksichten waren nicht zuletzt auch finanzielle Erwägungen ausschlaggebend: Nur eine genügende Auslastung der privat vorfinanzierten Krematorien konnte für einen kostendeckenden Einäscherungsbetrieb sorgen, und schon aus diesem Grund bemühten sich die Vereine natürlich um möglichst große Akzeptanz in der Bevölkerung. So verband die Feuerbestattungsbewegung die vorgegebenen Abläufe des Krematoriumbetriebes mit bekannten Versatzstücken der bei Beerdigungen üblichen Zeremonien. Die Zäsur, die der Einsatz moderner Technik bedeutete, wurde übertüncht durch vertraute Muster der Sepulkralkultur.

Bevor ich dies im Detail beschreibe, sei zum besseren Verständnis ein kurzer Blick auf bürgerliche Trauerfeiern des 19. Jahrhunderts geworfen. Ihre Elemente können hier nur idealtypisch beschrieben werden.¹⁴⁷ Trauer im Bürgertum des 19. Jahrhunderts, das war die Zelebrierung eines

¹⁴⁶ Diese Elemente bürgerlicher Trauerkultur werden - aus dem Blickwinkel der Grabrede - ausführlicher erläutert bei Kazmaier: Grabrede, 1977, S. 109-155.

¹⁴⁷ Eine zusammenfassende Monographie zur Geschichte der Trauerzeremonien in Deutschland ist ein Desiderat. Als Überblick (allerdings eher kulturanthropologisch denn historisch) zu diesem wichtigen Aspekt der Sepulkralkultur siehe Hannes Stubbe: Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung. Berlin 1985; Christhard G. Neubert: Wandlungsprozesse des evangelischen Bestattungsrituals. Anmerkungen zur Sepulkralkultur zwischen 1750-1850. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 69-74. Alfred Beckmann: Das Bestattungsritual der katholischen Kirche. Historische und theologische Aspekte unter besonderer Berücksichtigung der Aufklärungszeit. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 63-67. Einige Hinweise zu Elementen bürgerlicher Trauerzeremonien bei Kazmaier: Grabrede, 1977, S. 148, S. 205-206 und S. 219; Gisela Berckenbusch: Zum Heulen. Kulturgeschichte unserer Tränen. Berlin 1985 (zu Tod S. 70-81). Eine klassische literarische Spiegelung findet sich in Mann: Buddenbrooks, 1983, vor allem S. 586-590, für einzelne Elemente auch S. 211-219. - Darüber hinaus gibt es etliche lokale Einzelstudien, im folgenden eine Auswahl: Für Kassel wird das Leichenbegängnis im 19. Jahrhundert historisch abgeleitet und detailliert mit seinen einzelnen Klassen aus kommunalpolitischer Sicht dargestellt bei Brunner: Cassel, 1905, S. 66-83; zu einzelnen institutionalisierten Elementen und Personen siehe auch ebd., S. 14-60; für Wiesbaden Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 73-94; für Düsseldorf Zacher: Friedhöfe, 1982, S. 169-188 (mit Beschreibungen konkreter Beisetzungen); für Heidelberg Herbert Derwein: Vom Heidelberger Begräbniswesen in früheren Zeiten. In: Kurpfälzer Jahrbuch 6, 1930, S. 54-68; für Hamburg K. J. V. Wolters: Die Leichenbegängnisse der vorigen Jahrhunderte in

emotionsgefärbten und feierlichen Teils jenes privaten Lebens, das auch immer gesellschaftlich-repräsentative Funktionen hatte. Klassische Orte der Trauer waren zunächst das Haus des Verstorbenen mit dem Aufbahrungszimmer, gegebenenfalls die Kirche. Als schmückende Elemente dienten Pflanzen, Leuchter, schwarzer Flor; typisches Beileidszeichen waren Blumen, deren extensive Verwendung bei Begräbnissen ein charakteristisches Merkmal bürgerlicher Trauer war.¹⁴⁸ Gottesdienstliche Trauermusik wurde vor allem im Protestantismus zu einem liturgischen Hilfsmittel, um die feierliche und harmonische Stimmung zu steigern (dabei näherte sie sich im übrigen weltlicher Instrumentalmusik).¹⁴⁹ Der "letzte Abschied" aber fand mit dem Moment des Sarg-Einlassens ebenso am Grab statt wie normalerweise die Traueransprachen.¹⁵⁰ Der Sarg wurde dabei mit Blumen und Kränzen versehen.

Diese hier nur knapp umrissenen Muster und ihre einzelnen Elemente behielten ihren normativen Charakter teilweise bis ins 20. Jahrhundert bei.¹⁵¹ Wie gesagt, tauchten sie in mehr oder weniger modifizierter Form auch bei Trauerfeiern im Krematorium auf. Nehmen wir wieder das Beispiel Hamburg: Selbst wenn die Gestaltung der Zeremonien theoretisch den Angehörigen überlassen blieb, versuchte der örtliche Feuerbestattungsverein über entsprechende Vorschläge immer wieder der Vorstellung entgegenzuwirken, daß mit der Einäscherung eine Absage an bisherige Traditionen verbunden sei.¹⁵² Zu den wichtigsten, weil für die Gäste sichtbaren Arrangements zählte die

Hamburg. In: Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg 9, 1903, S. 87-106, für das 17. und 18. Jahrhundert siehe auch als sozialgeschichtliche Einzelstudie Joachim Whaley: Symbolism for the Survivors: The Disposal of the Dead in Hamburg in the Late Seventeenth and Eighteenth Centuries. In: Ders. (Hg.): Mirrors of Mortality. Studies in the Social History of Death. London 1981, S. 80-105. - Zum Vergleich: Über die Geschichte von Tod und Trauerzeremonien im neuzeitlichen Großbritannien berichten die Beiträge in Ralph Houlbrooke (Hg.): Death, Ritual, and Bereavement. London, New York 1989.

¹⁴⁸ Derwein: Christlicher Friedhof, 1931, S. 127; siehe auch Hausen: Naturaneignung, 1993, S. 59-60 (zur Einbürgerung der Blumensprache in Deutschland) und S. 71-74 (zur Verwendung von Blumen in der Sepulkralkultur).

¹⁴⁹ Christiane Bernsdorff-Engelbrecht: Überlegungen zu einer Studie über den Wandel der Trauermusik im 18. und 19. Jahrhundert. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 166-168.

¹⁵⁰ Dazu zentral die bereits erwähnte Dissertation von Kazmaier: Grabrede, 1977.

¹⁵¹ Ein Bericht über die am 9. April 1913 abgehaltene Trauerfeier für Adolf Slaby - ehemaliger Professor an der Technischen Hochschule Charlottenburg - zeigt beispielhaft, in welchem hohem Maß die beschriebenen Elemente innerhalb des Bürgertums noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg virulent waren. Vossische Zeitung Nr. 179, 10.4.1913, S. 5.

¹⁵² Eduard Brackenhoeft: Feuerbestattung und Pietät. Wien 1909, S. 4. Brackenhoeft war langjähriger Vorsitzender und die treibende Kraft des Hamburger Feuerbestattungsvereins sowie auch in der deutschen Feuerbestattungsbewegung führend tätig.

Dekoration der Halle und des aufgebahrten Sarges mit Kränzen, Pflanzen und Blumen.¹⁵³ Verwendet wurden Arten, die als typische Zeichen der Anteilnahme galten (Palmen, Lorbeer, Immergrün, Rosen).¹⁵⁴ Stimmungsvolle Gemälde und die im zweiten Jahr nach der Eröffnung angebrachten Bronzekandelaber sollten eine feierliche Atmosphäre im traditionellen Sinn erzeugen. Außerdem sorgte der Hamburger Feuerbestattungsverein gegen entsprechende Gebühren für Trauermusik und Trauergesang. Geistliche Traueransprachen fanden zwar häufig, aber keineswegs immer statt, obwohl ab 1896 ein regelmäßig auf dem nahen Zentralfriedhof Ohlsdorf anwesender protestantischer Geistlicher auf Initiative des Vereins auch dem Krematorium zur Verfügung stand.¹⁵⁵

Ein prominentes und daher gut dokumentiertes Beispiel, die Einäscherung des Pianisten und Dirigenten Hans von Bülow am 29. März 1894,¹⁵⁶ gibt detaillierteren Aufschluß über die sich bei den frühen Feuerbestattungen entfaltenden sepulkralen Muster und über die Einstellung der Beteiligten. Die Einäscherung Bülows, der sich 1887 in Hamburg niedergelassen hatte, geschah auf eigenen testamentarischen Wunsch.¹⁵⁷ Bemerkenswert angesichts der Geschichte der Feuerbestattung erscheint zunächst, daß der Trauerzeremonie im Krematorium eine Feier in einer Hamburger Kirche vorausging.¹⁵⁸ Aber wir hörten bereits, daß Vertreter bestimmter protestantischer Landeskirchen frühzeitig an Feuerbestattungen teilnahmen. Auch der langjährige Vorsitzende des Hamburger Feuerbestattungsvereins, Eduard Brackenhoeft, war seit 1892 Vorstandsmitglied einer Hamburger Kirchengemeinde und gehörte darüber hinaus seit 1894 ihrem Verwaltungsausschuß an.

Nach der Kirchenfeier wurde der Sarg mit Bülows Leichnam zum Krematorium gefahren. Die dortige Trauerfeier war von Trauergesang und -musik geprägt (am Harmonium spielte übrigens Gustav Mahler) und mündete in einen weltlichen Nachruf. Schließlich glitt, untermalt von Gesang,

¹⁵³ Hierzu und der folgenden Beschreibung siehe Brackenhoeft: Crematorium, 1896, S. 13.

¹⁵⁴ Zur sepulkralen Bedeutung von Pflanzen und Blumen siehe unter anderem ; Richter: Pflanzenverwendung, 1985; Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 176 und S. 179; Hausen: Naturaneignung, 1993, S. 71-74.

¹⁵⁵ Brackenhoeft: Crematorium, 1896, S. 13 und S. 29-30.

¹⁵⁶ Zum folgenden greife ich in den Details insgesamt - und daher in der Regel nicht mehr einzeln angemerkt - zurück auf Bernhard Stockmann: "Ruht wohl, ihr teuren Gebeine". Die Trauerfeiern für Hans von Bülow. In: Harald Weigel (Hg.): Festschrift für Horst Gronemeyer zum 60. Geburtstag. Herzberg 1993, S. 461-477. Bereits im kurios anmutenden Titel des Beitrags kommt die Ambivalenz zum Ausdruck, die den Umgang mit den Toten bei der Feuerbestattung kennzeichnete und im folgenden thematisiert wird: Der Spruch "Ruht wohl, ihr teuren Gebeine" kann den Zustand des Leichnams nach einer Einäscherung ja höchstens im ironischen Sinn umschreiben.

¹⁵⁷ Eine entsprechende Einstellung wird auch dadurch dokumentiert, daß sich Bülow zu Lebzeiten die Sezierung seines Leichnams gewünscht hatte; Stockmann: Bülow, 1993, S. 471.

¹⁵⁸ Auch Stockmann zitiert in seiner Darstellung kritische Fragen aus dem persönlichen Umfeld Bülows nach der Verknüpfung von Kirche und Krematorium; Stockmann: Bülow, 1993, S. 472.

der reichlich mit Blumen geschmückte Sarg mittels der hydraulischen Anlage in die Tiefe - anknüpfend an geläufige Usancen bei Beerdigungen.¹⁵⁹ Zum folgenden technischen Einäscherungsvorgang stand die Feier in keinerlei Verbindung.

Wie andere, achtete auch der Hamburger Feuerbestattungsverein auf eine strikte Trennung zwischen Trauerfeier und Einäscherung, um die vielfach kritisierte Übergabe des Leichnams an die Technik zu kaschieren. Während sich die Trauerfeier im Krematorium in der Regel so eng als möglich an die auf Friedhöfen übliche Beisetzung anlehnte, wurde die Einäscherung und damit das eigentlich Neue unter Ausschluß der Öffentlichkeit vollzogen. Der Hamburger Vereinsvorsitzende Brackenhoeft, der auch in anderen Fragen eine konservative Grundhaltung bewies,¹⁶⁰ hatte in seinen verschiedenen Publikationen zur Feuerbestattung in besonderem Maß die erforderliche Rücksichtnahme auf bestehende Traditionen betont: "Jeder neue Brauch wird am leichtesten dann volkstümlich und hat am ehesten dann Aussicht auf Verallgemeinerung, wenn er sich möglichst dem Hergebrachten anschließt. Ist doch die Abweichung von der Sitte oft einer der Hauptvorwürfe, die man den Freunden der Feuerbestattung macht."¹⁶¹

Damit aber stand der Umgang mit der Technik bei den Feuerbestattungsanhängern in direktem Gegensatz zur zeitgenössischen Tendenz, "... die Technik sichtbar als Kulturleistung ersten Ranges zu präsentieren".¹⁶² Dieser Kompromiß war die Konsequenz aus der Verschmelzung unterschiedlicher Kreise des Bürgertums, wie sie die Feuerbestattungsbewegung repräsentierte: technisch-naturwissenschaftlich orientierte Gruppen und bildungsbürgerlich-geistesgeschichtliche. Zwar waren beide vereint in dem Bestreben, sich mit der industriellen Lebenswelt offensiv

¹⁵⁹ Vor der Einäscherung entfernten Krematoriumsangestellte den Trauerschmuck vom Sarg und übergaben ihn den Angehörigen; in Ausnahmefällen durften einzelne Blumen mit in die Verbrennungskammer gegeben werden - "gewissermaßen ein sinnlicher Ausdruck dafür, daß treue Liebe über den Tod hinausgeht", wie der Vorsitzende des Hamburger Feuerbestattungsvereins, Eduard Brackenhoeft, mit dem ihm eigenen Pathos in einer Broschüre vermerkt. Diese Beschreibungen und das Zitat nach Brackenhoeft: *Crematorium*, 1986, S. 13-17 und S. 29-30.

¹⁶⁰ In künstlerischen Fragen zeigte sich der promovierte Jurist, der neben zahlreichen anderen Ämtern auch Mitglied des Hamburger Kunstvereinsausschusses war, in einem konkreten Streitfall als ausgewiesener Gegner moderner Kunst: Unter seiner maßgeblichen Beteiligung wurde 1896 ein der "modernen Richtung" zugeordnetes Ausstellungsplakat wieder zurückgenommen. Gustav Schiefler: *Eine hamburgische Kulturgeschichte 1890-1920. Beobachtungen eines Zeitgenossen*. Bearbeitet von Gerhard Ahrens, Hans Wilhelm Eckardt und Renate Hauschild-Thiessen. Hamburg 1985, S. 105.

¹⁶¹ Eduard Brackenhoeft: *Die Beisetzung der Aschen-Überreste Feuerbestatteter. Ihre Berechtigung und Gestaltung. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis der Feuerbestattung*. Hamburg 1904, S. 34. Siehe auch Brackenhoeft: *Crematorium*, 1896, S. 29-30; ders.: *In memoriam. Eine Trauerfeier im Crematorium zu Hamburg am 17. März 1899*. Wien 1899; ders.: *Pietät*, 1909, S. 4.

¹⁶² Radkau: *Technik*, 1989, S. 133.

auseinanderzusetzen - daher kämpften sie gemeinsam für den Bau von Krematorien. Aber ersteren galt Technik häufig als Legitimationsnachweis ihrer Profession, letzteren eher als Mittel zum Zweck.

Diese Feststellung ist zugleich ein Schlüssel zum Verständnis jener "konservativen Modernisierer", die bis ins 20. Jahrhundert hinein die Ausdrucksformen der Feuerbestattung prägten und die die oben angedeutete Technikeuphorie der Zeit um 1900 nicht unbedingt teilten. Auf der einen Seite profitierten auch bildungsbürgerliche Berufe von Industrialisierung und Urbanisierung: Der Aufstieg neuer freier Berufe schuf Zukunftsperspektiven,¹⁶³ Beamten eröffneten sich neue kommunale Tätigkeitsfelder. Andererseits aber konnten und wollten sich die konservativen Modernisierer nicht radikal von einer Tradition lösen, der sie teilweise ihre Bildung und ihr Prestige verdankten und die ihnen gesellschaftliche Verankerung bot. Auch die bei der Feuerbestattung häufig anzutreffenden wirtschaftsbürgerlichen Berufe adaptierten, im Rahmen stetig wachsender Berührungszonen zwischen den verschiedenen bürgerlichen Gruppen, teilweise die kulturellen Traditionen des Bildungsbürgertums¹⁶⁴ - solange sie nicht ihren eigenen ökonomischen Interessen widersprachen.

Die gesellschaftlichen Kreise, aus denen sich die Feuerbestattungsanhänger rekrutierten, waren also keineswegs kulturevolutionär eingestellt. Allerdings erlaubte ihnen ihr säkularisiertes Vernunftdenken, neue Entwicklungen zu rezipieren, wenn auch mit gewissen Vorbehalten. Zeitlich früher und in anderer, offensiverer Form als beispielsweise die kulturkritischen Zweige der Reformbewegung um 1900¹⁶⁵ versuchten sie, die städtisch-industrielle Lebenswelt für sich zu nutzen. "Realismus als Signatur der Lebenspraxis", nennt Thomas Nipperdey derartige Einstellungen.¹⁶⁶

Fahren wir fort mit der Feuerbestattung und betrachten, wie sie sepulkrale Traditionen veränderte. Eine weitere Innovation bedeutete die Beisetzung der Aschenreste. Sie wurde in Hamburg, wenigstens in der Frühzeit der Feuerbestattung,¹⁶⁷ als reiner Verwaltungsakt und ohne zeremoniellen Aufwand vollzogen (die Kirche der altpreußischen Union verbot ihren Geistlichen noch bis in die 1920er Jahre eine amtliche Mitwirkung an der Aschenbeisetzung¹⁶⁸). Unter Rückgriff auf antike Vorbilder wurden die in kleinen Metallgefäßen gesammelten Aschenreste

¹⁶³ Dazu Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, S. 384-386. Zu freien Berufen allgemein aus sozialgeschichtlicher Perspektive Siegrist: Berufe, 1988.

¹⁶⁴ Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, S. 389-390.

¹⁶⁵ Siehe Kapitel IV.1.

¹⁶⁶ Nipperdey: Geschichte 1866-1918 I, 1993, S. 187.

¹⁶⁷ Gegenwärtig kann auch die Verbringung der Asche zur Grabstätte als zeremonieller Akt und unter Beteiligung von Trauergästen vollzogen werden. Persönliche Mitteilung von Uwe Prasse, Leiter der Hamburger Krematorien, 2. März 1994.

¹⁶⁸ Berner: Bestattungswesen, 1932, S. 5-6.

meist in Urnen beigesetzt; in Gotha, wo der Ablauf der Feuerbestattung generell reglementiert war, waren Urnen zunächst sogar vorgeschrieben.¹⁶⁹ Prinzipiell aber kamen auch andere Gefäße in Frage, vor allem bei unterirdischen Aschenbeisetzungen.

Während also die Urne bislang in klassizistischer Tradition als Grabzeichen verwendet wurde, erhält sie nun zusätzlich jene verwahrende Funktion, die sie auch schon bei der vorchristlichen Leichenverbrennung ausübte. Auf Friedhöfen wurden Urnen einzeln und freistehend aufgestellt, aber auch als zusätzlicher Schmuck eines Hauptgrabmals.¹⁷⁰ Auch die Asche Hans von Bülow's wurden in einer Urne auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt.¹⁷¹

Neben Friedhöfen dienten, vor allem zu Beginn der Feuerbestattung, die an antiken Beisetzungsstätten orientierten Kolumbarien¹⁷² der Urnenaufstellung. Die Kolumbarien waren in der Regel mit dem Krematorium baulich verbunden - schon aus finanziellen Gründen, da sich die Feuerbestattungsvereine die Errichtung einer eigenständigen Urnenhalle, wie sie etwa im Treptower Park für Berlin gebaut wurde,¹⁷³ nur selten leisten konnten.

Allerdings wurden die Kolumbarien von den Gegnern der Feuerbestattung gern kritisiert. Wegen ihrer engmaschigen Ausführung galten diese "Rumpelkammern" als eine nur Gebildeten verständliche Form antiker Ästhetik und wurden dem gewohnten Friedhofsgrab gegenüber als fremdartig abqualifiziert.¹⁷⁴ Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Feuerbestattungsvereine, die sich spätestens in der Zeit der Jahrhundertwende umorientierten und künftig die Anlage eigener Urnenfriedhöfe oder Urnenhaine auf bestehenden Friedhöfen bevorzugten. Diese boten in einer Zeit, die den Ohlsdorfer Friedhof noch als Gesamtkunstwerk feierte, viel stärker als Kolumbarien die Möglichkeit, Elemente der Natur in die Aschenbeisetzung einzubeziehen.¹⁷⁵ Im übrigen trafen

¹⁶⁹ Nachtrag zur Begräbnisordnung für die Stadt Gotha vom 21. Juli 1875, veröffentl. am 4. März 1877. In: Kreisarchiv Gotha, Acten des Stadtrathes. Siehe auch: Leichenverbrennungs-Apparat, 1878, ebd.

¹⁷⁰ Zur Urne als Grabmal in Hamburg siehe Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 97-98; für die Weimarer Zeit siehe Karl Groß: Die Urne. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 110-113. Siehe auch Kap. I.4. Bei vorchristlichen Leichenverbrennungen dienten Urne oder ähnliche Gefäße dazu, die Asche der Verstorbenen aufzunehmen. Siehe auch Kammerer-Grothaus: Antikenrezeption, 1984. - Später symbolisierte etwa eine Flamme auf anderen Grabmälern die Feuerbestattung.

¹⁷¹ Stockmann: Bülow, 1993, S. 476. Die Urne wurde vom Bildhauer Adolf von Hildebrand gestaltet; ebd.

¹⁷² Lat. "Taubenschläge" = in Nischen unterteilte Urnenwände.

¹⁷³ Hannig: Friedhof, 1908, S. 145 (Abb. S. 147). In dieser Urnenhalle wurden die Aschenreste von Personen beigesetzt, die in anderen Bundesstaaten eingäschert worden waren, denn Preußen gestattete erst ab 1911 die Feuerbestattung.

¹⁷⁴ Zu derartiger Kritik Staiger: Feuerbestattung, 1982, S. 32-33.

¹⁷⁵ Zur Kritik an Kolumbarien sowie zu Urnenfriedhöfen und Urnenhainen allgemein Hannig: Friedhof, 1908, S. 142-160. Siehe

bei der Abkehr vom Kolumbarium grundsätzliche Erwägungen mit praktischen Zielen zusammen. Ein Urnenfriedhof bot die Möglichkeit, an bekannte sepulkrale Traditionen anzuknüpfen und wies darüber hinaus im Vergleich zum Kolumbarium viel größere Flächenreserven auf.

Derartige Überlegungen führten auch in Hamburg zu konkreten Konsequenzen: In den Jahren 1901 bis 1904 wurde ein schon seit längerem in Erwägung gezogener Urnenfriedhof auf dem Krematoriumsgelände endlich fertiggestellt. Gestaltet wurde er bezeichnenderweise vom Leiter des Ohlsdorfer Parkfriedhofs, Wilhelm Cordes, und zwar im bekannten landschaftlichen Stil mit Bodenmodellierungen, geschwungenen Wegen, Wasseranlagen und einem Rosarium.¹⁷⁶

So schien die Feuerbestattung, die als Bestattungsart eine epochale Zäsur bedeutete, letztlich in eine bloße Metamorphose bestehender Traditionen zu münden: das radikal Neue ins Untergeschoß verbannend und mit dem bekannten Arsenal bürgerlicher Traditionen umhüllend.

3. Feuerbestattung und Krematorien im 20. Jahrhundert

a.) Pragmatisches Potential:

Arbeiterbewegung, Aschenreihengräber und anonyme Beisetzung

Mit dem Bau weiterer Krematorien und der Zulassung der Feuerbestattung auch in den großen Bundesstaaten Preußen und Bayern wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg jener Weg gebahnt, der dann in den zwanziger Jahren den endgültigen Durchbruch der Feuerbestattung brachte. Entscheidend dafür war letztlich die Akzeptanz der Feuerbestattung auch in der breiten Arbeiterschaft.

In der Zeit des Kaiserreiches jedoch fand die Feuerbestattung unter den Arbeitern nur wenig Anhänger. Auch die Sozialdemokratie tat sich schwer, und das, obwohl ihre Organisationen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein umfassendes Netz sozialer und kultureller Vereinigungen

auch Ernst Beutinger: Handbuch der Feuerbestattung. Leipzig 1911, S. 214 und S. 227; Brackenhoeft: Beisetzung, 1904, S. 31-32;

¹⁷⁶ Dazu auch knapp Schoenfeld: Urnenhain, 1992. Nur wenige Jahre später, 1911, wurden die ohnehin nur begrenzt Platz bietenden und daher auch vergleichsweise teuren Urnenwände innerhalb des Krematoriums bei einem Umbau beseitigt. Eduard Brackenhoeft: Die Feuerbestattung und ihre Ausführung. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege 45, 1913, S. 77-90, hier S. 89, Fußnote 1.

konstituierte, das den Alltag "von der Wiege bis zur Bahre" strukturierte.¹⁷⁷ Immerhin war 1905 in Berlin unter freidenkerischem Einfluß von zwölf Sozialdemokraten der Verein der Freidenker für Feuerbestattung gegründet worden. Seine wenigen Mitglieder (1910: 39) verstanden die Einäscherung als eine betont atheistische und egalitäre Form der Bestattung. Die Mitgliedschaft war zunächst an den Kirchenaustritt geknüpft - eine Bedingung, auf die der Verein später angesichts der geringen Resonanz verzichtete (um sie 1922 wieder einzuführen); religiöse Zeremonien blieben jedenfalls tabu.¹⁷⁸ 1913 wurde aus Gewerkschaftskreisen heraus der Volksfeuerbestattungsverein Groß-Berlin gegründet, der, ebenso wie der zuerst genannte Verein, in den zwanziger Jahren einen enormen, später noch darzustellenden Aufschwung erleben sollte.¹⁷⁹

Aber das Jahr 1913 hielt noch ein anderes Ereignis bereit, das einigen Aufschluß vermittelt über die Beziehung zwischen Sozialdemokratie und Feuerbestattung: der Tod August Bebel. Der unumstrittene Führer der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg wurde in Zürich auf eigenen testamentarischen Wunsch hin eingeäschert. Seine Bestattung ist ein geradezu mustergültiges Lehrstück über die Wechselwirkungen zwischen politischem Anspruch und gesellschaftlicher Praxis; das Beispiel zeigt, wie sehr Innovation und Tradition auch in der Sozialdemokratie miteinander verwoben waren.¹⁸⁰ Darüber hinaus bietet die Bestattung von August Bebel aufschlußreiche Einblicke in die politische Dimension der Trauerkultur, so daß wir uns diesem Exempel über die Metamorphosen der Tradition ein wenig ausführlicher widmen.¹⁸¹

¹⁷⁷ Wunderer: Arbeiterparteien, S. 30. Zur sozialdemokratischen Arbeiterkulturbewegung vor allem der Weimarer Zeit siehe auch Wilfried van der Will/Rob Burns: Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik. Eine historisch-theoretisch Analyse der kulturellen Bestrebungen der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1982 (zum Freidenkertum S. 139-140).

¹⁷⁸ Hartmann Wunderer: Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der deutschen Arbeiterbewegung. Frankfurt/M. 1980, S. 58-62; Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 65.

¹⁷⁹ Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 64.

¹⁸⁰ Zum Vergleich siehe die aufschlußreiche Fallstudie von Helga Stachow über die Maifeiern der Hamburger Arbeiterbewegung in der wilhelminischen Zeit; Stachow: Rituale, 1995.

¹⁸¹ Ich habe dieses Exempel als Fallstudie bereits bei anderer Gelegenheit beschrieben und greife darauf im folgenden teilweise zurück; Norbert Fischer: Kulturelle Tradition und politische Macht. Ein Diskurs über die Trauer- und Bestattungszeremonien beim Tod von August Bebel. In: Hamburger Festschriftgruppe (Hg.): Festschrift für Gabriele Montaldi. Hamburg 1988, S. 89-123. Zum Vergleich: Die Geschichte staatlicher Trauerfeiern beschreibt Volker Ackermann: Nationale Totenfeiern in Deutschland. Vom Wilhelm I. bis Franz Josef Strauß. Eine Studie zur politischen Semiotik. Stuttgart 1990. - Die politische Dimension von Trauerzeremonien und Erinnerungskultur für das Frankreich des 18. Jahrhunderts beschreibt Martin Papenheim: Erinnerung und Unsterblichkeit. Semantische Studien zum Totenkult in Frankreich 1715-1794. Stuttgart 1992.

August Bebel starb am 13. August 1913 im Alter von 73 Jahren im schweizerischen Passugg (Kanton Graubünden), wo er sich zur Kurierung eines Herzleidens aufgehalten hatte. Nach dem Tod wurde sein Leichnam in das sozialdemokratische "Volkshaus" in Zürich gebracht.¹⁸² Die dann folgenden, dreifach abgestuften Trauerzeremonien - öffentliche Aufbahrung, Trauerzug zum Krematorium, Bestattungsfeier - entwickelten sich zusammen mit der Aschenbeisetzung zu einem eindrucksvollen Panorama sepulkraler Kultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Aus dem Züricher Volkshaus wurde während der dreitägigen Aufbahrung eine Stätte stimmungsvollen Totenkultes. Es war, so berichtet die Parteipresse, "... in einen herrlichen Palmen- und Lorbeerhain verwandelt worden. Inmitten eines duftenden Palmenarrangements steht auf einer Estrade der Sarg, dessen Deckel abgehoben ist. Schwertlilien - eine sinnige Aufmerksamkeit des Gärtners - bedecken die Leiche."¹⁸³

Über 50 000 Menschen erwiesen dem toten Parteiführer hier die letzte Ehre. Der Leichnam wurde dabei nicht nur von einer stetig wachsenden Zahl Kränze umrahmt, sondern auch von anderen floralen Trauergaben, wobei aber nicht die traditionelle Farbe Schwarz dominierte: "... vor, überall riesige rote Schleifen mit goldenem Widmungsaufdruck. In glühendem Rot ist der kolossale Kranz gehalten, den der Parteivorstand 'dem unvergessenen Kollegen und unersetzlichen Führer' gewidmet hat, und zahllose andere Kränze leuchten in derselben Farbe. Es ist eine gewaltige Symphonie in rot."¹⁸⁴

Auch der Trauerzug vom Volkshaus zum Krematorium am sonntäglichen 17. August 1913 wies mehrere bekannte Elemente bürgerlicher Sepulkralkultur auf: Musik und Gesang, Kranzträger sowie ein palmendekorierter Leichenwagen. Einen Kontrast bildete hier wiederum die Farbe Rot: rote Armbinden für die Ordner, rote Banner bei den Teilnehmern des Trauerzuges.¹⁸⁵

Vor dem Züricher Krematorium auf dem Friedhof am Sihlfeld fand die eigentliche Trauerfeier vor über 1 000 geladenen Gästen statt. Dort sprachen, unterbrochen von Trauermusik, Vertreter internationaler sozialdemokratischer und sozialistischer Parteien. Unter den Klängen eines Chorals kam der Sarg dann zur Einäscherung ins Krematorium.¹⁸⁶ Am folgenden Morgen wurde Bebels Asche ohne zeremoniellen Aufwand neben Gattin und Schwiegersohn im Familiengrab beigesetzt.

¹⁸² August Bebel und seine Familie besaßen in Zürich ein Haus und auf dem Friedhof am Sihlfeld eine Familiengrabstätte.

¹⁸³ Hamburger Echo Nr. 191 vom 16.8.1913, S. 2.

¹⁸⁴ Hamburger Fremdenblatt Nr. 193 vom 19.8.1913, S. 2.

¹⁸⁵ Berliner Tageblatt Nr. 426 vom 18.8.1913, S. 1.

¹⁸⁶ Diese Informationen aus Hamburger Fremdenblatt Nr. 193 vom 19.8.1913, S. 2; Züricher Wochenchronik Nr. 34 vom 23.8.1913, S. 410 sowie dem offiziellen Programm der Bestattungsfeier, abgedruckt im Hamburger Echo Nr. 191 vom 16.8.1913, S. 5. Redner waren unter anderem der österreichische Sozialdemokrat Victor Adler und der britische Sozialist Thomas Keir Hardie; für die deutsche Sozialdemokratie sprachen Clara Zetkin und Hermann Molkenbuhr, für die Freien Gewerkschaften Carl Legien.

Neben zwei schwarzen Obeliskten schmückten Immergrün und Zwergrosenbäumchen die Grabstätte.¹⁸⁷

Belassen wir es bei diesen Eindrücken. Sie sollten vor allem dokumentieren, daß bei Bebels Bestattung keine genuin sozialdemokratische Kultur entfaltet wurde. Abgesehen von der extensiven Präsentation der Farbe Rot, entstammten die Elemente dem Arsenal bürgerlicher Sepulkralkultur des 19. Jahrhunderts, wenn auch teilweise ihrer aufgeklärt-modernen Variante, der Feuerbestattung. Der Trauerzug zum Krematorium mit Fahnen, Musik und Gesang ist vergleichbar mit Formen bürgerlicher Vereinskultur bei ähnlichen Anlässen.¹⁸⁸ Charakteristisch für die Orientierung an vertrauten sepulkralen Mustern ist die Trennung zwischen Trauerfeier auf der einen sowie Einäscherung und Aschenbeisetzung auf der anderen Seite.

August Bebel selbst verkörperte zu Lebzeiten jene bereits erwähnte technikeuphorische Einstellung, die in der Zeit der Jahrhundertwende immer mehr um sich griff.¹⁸⁹ Schon in seinem 1883 erschienenen Werk "Die Frau und der Sozialismus" hatte er auf mehreren Seiten skizziert, welches große Vertrauen er in Wissenschaft und Technik setzt, um - unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen - die Arbeits- und Lebensverhältnisse breiter Kreise zu verbessern.¹⁹⁰ Auch dem Tod stand Bebel nüchtern und unsentimental gegenüber, er sah ihn als nur biologisch zu interpretierendes Ende des Lebens: Am Sarg von Friedrich Engels stellte er 1895 fest, es gelte nicht "zu klagen und zu trauern über das, was unabwendbar sei".¹⁹¹

¹⁸⁷ Hamburger Montagsblatt (Sonderausgabe des Hamburger Fremdenblattes) Nr. 36 vom 18.8.1913, S. 1; Berliner Tageblatt Nr. 416 vom 18.8.1913, S. 1; Hamburger Echo Nr. 193 vom 19.8.1913, S. 1. - Parallel zur Züricher Zeremonie fanden auch in zahlreichen deutschen Städten sozialdemokratische Trauerfeiern statt. Die dort verwandten sepulkralen Elemente ähnelten sich: Trauerflor, rote Fahnen, teilweise auch Blattpflanzen als Saalschmuck, schwarze Kleidung und nicht zuletzt Musik (in Hamburg führte ein Arbeitersängerchor unter anderem Händels "Largo" - ein in bürgerlichen Kreisen verbreitetes Stück Trauermusik - und Beethovens "Hymne an die Nacht" auf). Dazu Hamburger Echo Nr. 193 vom 19.8.1913, S. 2; Hamburger Echo Nr. 194 vom 20.8.1913, S. 5.

¹⁸⁸ Siehe dazu Schweizer: Kirchhof, 1956, S. 176, der dort Bestattungen unter Beteiligung von Vereinen als Brauchtum des 19. Jahrhunderts nennt.

¹⁸⁹ Dazu ausführlich Kuchenbuch: Welt, 1992.

¹⁹⁰ August Bebel: Die Frau und der Sozialismus. Stuttgart 1904 (36. Aufl.), S. 355-363.

¹⁹¹ Victor Adler: Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky. Gesammelt und erläutert von Friedrich Adler. Hg. vom Parteivorstand der Sozialistischen Partei Österreichs. Wien 1954, S. 184. Diese Einstellung ist umso bemerkenswerter, als Bebel schon früh mit mehreren Todesfällen aus dem engsten familiären Kreis konfrontiert wurde. Siehe August Bebel: Aus meinem Leben. Berlin (DDR) 1961, S. 26-29 und S. 37. Auch in seinen letzten Lebensjahren blieb ihm die Konfrontation mit dem Tod nicht erspart, als 1910 nach 43jähriger Ehe seine Frau Hilde und kurz darauf sein Schwiegersohn Werner Simon starb. Ernst Schraepler:

Diese Einstellung schließt an die rationale und säkularisierte Fortschrittsidee an, wie wir sie auch bei bürgerlichen Feuerbestattungsanhängern vorfanden. Da August Bebel Fortschritt als einen wesentlichen historischen Faktor betrachtete, erscheint es folgerichtig, daß er sich mit kulturellen Innovationen wie der Feuerbestattung identifizierte. Auch der Leichnam seiner Frau wurde eingeäschert, und noch der klassizistische Obelisk auf dem Züricher Familiengrab der Bebels symbolisiert Aufklärung und Revolution. Im Unterschied aber zum größten Teil der bürgerlichen Feuerbestattungsanhänger beruhte Bebels unverbrüchlicher Glaube an Naturwissenschaft und historischen Fortschritt¹⁹² auf einer explizit antikirchlichen Auffassung: "... die moderne Kultur ist eine antichristliche Kultur", schrieb er 1884.¹⁹³

Bebel griff auf die Feuerbestattung als fortschrittlichste Variante bürgerlicher Sepulkralkultur zurück, weil die Sozialdemokratie noch keine eigene sepulkrale Tradition entwickelt hatte.¹⁹⁴ Auf der anderen Seite läßt sich aus dieser Übernahme bürgerlicher Traditionen nicht folgern, daß die Sozialdemokratie darin insgesamt aufging. Bei Bebels Bestattung symbolisierte das extensiv verwendete Rot jenes oppositionelle politische Potential, das der gesellschaftlichen Umsetzung noch harrte. Diese "gewaltige Symphonie in rot" bildete ein spezifisch sozialdemokratisches Element, das zugleich die politische Eigenständigkeit demonstrierte.

Für die Feuerbestattung jedenfalls sollte es von großer Bedeutung sein, daß sie auch in breiten Arbeiterkreisen Fuß fassen konnte. Dies geschah im wesentlichen nach dem Ersten Weltkrieg, und damit sind wir in der Zeit der Weimarer Republik. Nun erwies sich die Feuerbestattung als ein entscheidender Baustein der Rationalisierung im kommunalen Bestattungswesen. Immer mehr Krematorien waren inzwischen, zum Teil auf gesetzlichen Druck,¹⁹⁵ in kommunale Hände

August Bebel - Sozialdemokrat im Kaiserreich. Göttingen u.a. 1966, S. 92-93.

¹⁹² Zu Bebels unverbrüchlichem Fortschrittsglauben siehe unter anderem August Bebel: Die Sozialdemokratie im Deutschen Reichstage II. Berlin 1909; hier zitiert nach Helmut Hirsch: August Bebel. Sein Leben in Dokumenten, Reden und Schriften. Köln, Berlin 1968, S. 317.

¹⁹³ August Bebel: Die Mohamedanisch-Arabische Kulturperiode. Stuttgart 1884, S. 144.

¹⁹⁴ Anders verhält es sich mit politischen Totengedenkmalen. Dazu beispielsweise Meinhold Lurz: Sozialdemokraten contra preußisches Militär und badisches Innenministerium. Das Denkmal der 1849 erschossenen badischen Revolutionäre in Rastatt, ein Anlaß politischer Auseinandersetzung. In: Klaus Bergmann/Rolf Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag - Alltag in der Geschichte. Düsseldorf 1982, S. 110-143. - Siehe zum Vergleich die Probleme bei der staatlichen Trauerfeier für den ersten Präsidenten der Weimarer Republik, den 1925 verstorbenen Sozialdemokraten Friedrich Ebert. Ackermann: Totenfeiern, 1990, S. 270-278.

¹⁹⁵ Wie bereits erwähnt, schrieb das preußische Feuerbestattungsgesetz von 1911 vor, daß der Krematoriumsbetrieb

übergegangen, und die Einäscherungspraxis konnte gezielt in städtische Rationalisierungskonzepte einbezogen werden: "Die Friedhofsverwaltungen [besonders in Großstädten] haben ein lebhaftes Interesse daran, sie zu fördern, weil sie erhebliche Ersparnisse an Friedhofsgelände bringt. Dieses finanzielle Interesse, das sich naturgemäß auch auf die Kosten der Feuerbestattung selbst auswirkt, zwingt aber auch dazu, den Minderbemittelten Aschengrabplätze zur Verfügung zu stellen, die nicht mehr Raum in Anspruch nehmen, als für die Unterbringung der Aschenreste notwendig ist,"¹⁹⁶ hieß es von offizieller Seite. Die bessere Auslastung der Anlagen und effizientere Nutzung der Friedhofsfläche waren Element jenes Rationalisierungsprozesses auf den Friedhöfen, der oben bereits erläutert wurde.¹⁹⁷ Neue, pragmatische Formen der Aschenbeisetzung wurden nun entwickelt, die schließlich in den Formen anonymer Beisetzung münden sollten.

Durch gezielte Gebührensenkungen gelang es den Kommunen, die Einäscherungszahlen deutlich zu steigern. Betrug ihr Anteil an allen Bestattungen in Deutschland im Jahre 1920 nur 1,8%, so waren es 1930 bereits 7,5% - mehr als eine Vervierfachung.¹⁹⁸ Zwar erscheint auch dieser Anteil auf den ersten Blick noch recht niedrig, aber es handelt sich hier um Durchschnittswerte für das gesamte deutsche Staatsgebiet - also einschließlich der von der Feuerbestattung fast unberührten ländlichen Regionen. Signifikanter ist die Entwicklung in den Großstädten: In Hamburg beispielsweise, dessen Krematorium 1915 kommunalisiert wurde, wuchs der Anteil der Einäscherungen an den Gesamtbestattungen von 2,8% (1913) über 17,5% (1925) auf 27,8% im Jahr 1930.¹⁹⁹

So darf zumindest für die Städte behauptet werden, daß die Feuerbestattung in der Zeit der Weimarer Republik ihren "exotischen" Charakter verlor. Das bedeutete allerdings nicht, daß der Umgang mit ihr generell etwas Selbstverständliches wurde - man denke nur an die weiterhin bestehende Ablehnung durch die katholische Kirche. Unter nationalsozialistischer Herrschaft schließlich wurden 1934 durch das reichseinheitliche Feuerbestattungsgesetz die bis dahin immer noch bestehenden länderspezifischen Regelungen aufgehoben. Es stellte die Feuer- der Erdbestattung grundsätzlich gleich.²⁰⁰

nur von Kommunen und Kirchenverwaltungen durchgeführt werden dürfe. Berner: Bestattungswesen, 1932, S. 7.

¹⁹⁶ Frank/[Otto] Linne (Friedhofsverwaltung Hamburg): Aschengrabmale für den Ohlsdorfer Friedhof. Hamburg 1924, S. 6-8.

¹⁹⁷ Bemerkenswert ist jedoch im Unterschied zur Friedhofsreform, daß die Innovation der Feuerbestattung auf privatbürgerlicher Initiative beruhte und in der Regel erst danach von den Kommunen vereinnahmt wurde. Hier gab es einen innovatorischen Schub, der sich zwar durchaus in übergreifende Rationalisierungstendenzen einreihen ließ, dessen Potential aber von kommunaler Seite erst spät erkannt und ernst genommen wurde.

¹⁹⁸ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 122. Bis 1935 stieg der Anteil auf 8,8%.

¹⁹⁹ Fabian: Entwicklung, 1979, S. 56.

²⁰⁰ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 116.

Die Feuerbestattung wurde spätestens in den zwanziger Jahren zu einem Element jener kommunalen Entwicklung, die etwa 1870 begonnen hatte, um 1930 abgeschlossen war und in deren Verlauf die Verwaltung deutscher Städte angesichts der Fülle neuer Aufgaben immer effizienter werden mußte.²⁰¹ Zugleich war sie integriert in den allgemeinen Prozeß der Mechanisierung, der sich zwischen den beiden Weltkriegen enorm beschleunigte und weite Bereiche des alltäglichen Lebens zu umgreifen begann - der private Haushalt sei hier nur als ein Beispiel angeführt.²⁰² Wie weiter oben schon angedeutet, färbten die aus den USA stammenden und zunächst für industrielle Arbeits- und Produktionsabläufe entwickelten Rationalisierungskonzepte wie "Taylorismus" und "Fordismus"²⁰³ auch auf andere Bereiche ab.²⁰⁴

Neu und von großer gesellschaftlicher Bedeutung war, wie gesagt, die Popularisierung der Feuerbestattung innerhalb der Arbeiterschaft. Der Anteil der Arbeiter an den Eingäscherten, der um 1920 kaum mehr als ein Achtel ausmachte, stieg bis 1926 auf rund 45%.²⁰⁵ Inflation und Wirtschaftskrise hatten die Furcht wachsen lassen, sich keine würdige Bestattung leisten zu können und einen massenhaften Zustrom zu den inzwischen eingerichteten, in der Tradition der Sterbekassen²⁰⁶ stehenden proletarischen Feuerbestattungskassen bewirkt. Der Volksfeuerbestattungsverein von Groß-Berlin, eine der größten Feuerbestattungskassen, zählte Ende 1917 nur knapp 3 600 Mitglieder, 1925 dagegen rund 600 000.²⁰⁷

In den zwanziger Jahren nahm auch der sozialdemokratisch orientierte Verein der Freidenker für Feuerbestattung einen ungeheuren Aufschwung. In Zeiten von Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Not war sein Angebot preisgünstiger Einäscherungen besonders attraktiv, um eine würdige Bestattung zu sichern. Der Verein wurde zur "sozialen Hilfsorganisation", die auch sogenannten

²⁰¹ Krabbe: Stadt, 1989, S. 129 und S. 130. Für das Beispiel Mannheim nennt Krabbe die drei Stichwörter Kommunalisierung (bisher privater Betriebe, etwa der Gas- und Wasserversorgung), Säkularisierung (bis dahin kirchlicher Anstalten, etwa Friedhöfe und Krankenpflege) und Professionalisierung (bisher ehrenamtlicher Aufgaben, etwa Feuerwehr). Ebd., S. 131.

²⁰² Hans-Joachim Braun: Konstruktion, Destruktion und der Ausbau technischer Systeme zwischen 1914 und 1945. In: Ders./Walter Kaiser: Energiewirtschaft, Automatisierung, Information seit 1914 (Propyläen Technikgeschichte, Band 5), Frankfurt/M., Berlin 1992, S. 11-279, hier S. 52-70 und S. 87-96 (Mechanisierung des Haushaltes). Siehe auch Sigfried Giedion: Mechanisierung, 1987, S. 62-65.

²⁰³ Hans-Joachim Braun: Konstruktion, 1992, S. 52-60.

²⁰⁴ Braun: Konstruktion, 1992, S. 52-53. Diese Tendenzen wurden von Ingenieuren unterstützt, weil diese dadurch eine weitere Verbesserung ihrer beruflichen und gesellschaftlichen Position erwarteten.

²⁰⁵ Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 70.

²⁰⁶ Dazu als Übersicht Ernst Vesper: Die Sterbekassen in alter und neuer Zeit. Berlin 1966.

²⁰⁷ Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 64 (auch Anmerkung 41).

beitragsfreien Altersmitgliedern gegen Zahlung einer einmaligen Gebühr die Sorge um die Bestattung nahm.²⁰⁸

Des weiteren unterhielt die 1922 begründete Gemeinschaft proletarischer Freidenker lokale Feuerbestattungskassen. In dieser Organisation hatte die kommunistische Arbeiterbewegung starken Einfluß, ihre Zentren lagen in Sachsen, Thüringen und Rheinland-Westfalen.²⁰⁹ Beide Verbände verschmolzen schließlich unter dem neuen Namen Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung (ab 1930: Deutscher Freidenkerverband). Dieser verzeichnete Ende der zwanziger Jahre über eine halbe Million Mitglieder; eine 1931 erfolgte kommunistische Abspaltung vereinigte immerhin noch 100 000 Mitglieder.²¹⁰

In einer Mitte der zwanziger Jahre veröffentlichten programmatischen Schrift wurde die Förderung der Feuerbestattung mit der speziellen Lebensweise des Proletariats begründet. Familiengrabstätten machten keinen Sinn, so hieß es, wenn es vom Vater zum Sohn nichts zu vererben gäbe. Und weiter: "Deshalb entspricht es unserer Klassenlage und der modernen Lebensweise überhaupt, die Toten zu verbrennen ..." ²¹¹

Natürlich spielte auch die wachsende Entkirchlichung der Arbeiterschaft eine wichtige Rolle - noch bestehende religiöse Bindungen hatten weiter an Bedeutung verloren. War dieser Prozeß unter protestantischen Arbeitern ohnehin schon weit fortgeschritten, so erodierte in den zwanziger Jahren auch die katholische Tradition.²¹²

Parallel zum Aufschwung der Feuerbestattungsvereine wurde über gemeinnützige Alternativen zum bestehenden profitorientierten Bestattungsbetrieb diskutiert.²¹³ In Hamburg etwa zählten gerade gewerkschaftliche Kreise 1920 zu den Gründern des Gemeinnützigen Bestattungsvereins (später und nach mehrfachen Umbenennungen als Großhamburger Bestattungsinstitut eines der größten Bestattungsinstitute in Europa).²¹⁴ Auch wurden immer mehr Stimmen laut, die in der Kommunalisierung bzw. Sozialisierung eine grundsätzliche Alternative zum herkömmlichen

²⁰⁸ Wunderer: Arbeitervereine, 1980, S. 59.

²⁰⁹ Wunderer: Arbeitervereine, 1980, S. 59, 62.

²¹⁰ Wunderer: Arbeitervereine, 1980, S. 63 und S. 154.

²¹¹ Walter und Anna Lindemann: Die proletarische Freidenkerbewegung. Leipzig-Lindenau 1926, zitiert bei Wunderer: Arbeitervereine, 1980, S. 58-59.

²¹² Über den Zusammenhang von Arbeiterschaft und Religion siehe knapp zusammenfassend Heinrich August Winkler: Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. München 1993, S. 295-296.

²¹³ Zu diesen beiden Aspekten siehe Kaiser: Religionskritik, 1981, S. 67.

²¹⁴ Dazu die Jubiläumsschrift: Großhamburger Bestattungsinstitut r.V. - Ein Rückblick auf fünfzig Jahre Geschichte. 1920-1970. Hamburg 1970.

Bestattungsbetrieb sahen. Den Kirchen wurden ihre kultisch-religiösen Interessen, den privatwirtschaftlichen Bestattungsunternehmen Profitsucht vorgeworfen.²¹⁵ In einer 1921 vom Städtischen Friedhofsamt Frankfurt/M. herausgegebenen Publikation zur Kommunalisierung wird betont, "... daß die Trauerstimmung des Publikums manchem privaten Geschäft, wenn auch direkt vielleicht ungewollt, zu leicht den Anreiz für bestimmte Preisbemessung bietet und zum Ankauf von Trauerausstattungen durch die Leidtragenden ermuntert, der ihren ganzen Lebenshaltung nicht entspricht."²¹⁶ Zentrale, allerdings erfolglose Forderung blieb aus sozialistischer Sicht die unentgeltliche Totenbestattung.²¹⁷

Bemerkenswert jedoch bleibt, daß die sich vor dem Ersten Weltkrieg als Speerspitze gesellschaftlichen Fortschritts verstehende Sozialdemokratie hier weiterhin dem Vorbild des aufgeklärten Bürgertums folgte, ohne eigene Muster zu entwickeln - vielleicht abgesehen von der Betonung des atheistischen und egalitären Charakters der Feuerbestattung. Dies gilt im übrigen auch für Fragen der Friedhofsästhetik, wo sozialistische Vorstellungen im wesentlichen an die Ziele der Friedhofsreformer anknüpften,²¹⁸ so unterschiedlich sich der ideologische Hintergrund auch teilweise gestaltete.

Die Popularisierung innerhalb der Arbeiterschaft jedenfalls sorgte für eine kontinuierliche Aufwärtsentwicklung der Feuerbestattung, die letztlich bis zum Ende des 20. Jahrhunderts angehalten hat. Sie soll hier noch kurz skizziert werden: Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Einäscherungsquote in der Bundesrepublik langsam, aber stetig an (zumal die katholische Kirche seit 1963 die Feuerbestattung im Prinzip anerkennt und damit ihre ablehnende Haltung modifiziert hat²¹⁹). Zwischen 1960 und 1992 wuchs der Anteil der Einäscherungen an den Gesamtbestattungen von 10,4% auf 27,6%. In einigen deutschen Städten machen die Einäscherungen in den 1990er Jahren bereits weit über die Hälfte aller Bestattungen aus, wie folgende Zahlen aus dem Jahr 1992 zeigen: Kiel 74,6%, Berlin (Westteil) 71,1%, Gießen 62,0%, Bremen 59,4%, Wiesbaden 58,3%,

²¹⁵ Edmund Fischer/Kurt Bärbig: Die Sozialisierung des Bestattungswesens. Dresden 1921, S. 32.

²¹⁶ Städtisches Friedhofsamt: Bestattungswesen, 1921, S. 90. Zur Kommunalisierung siehe ebd., S. 90-93.

²¹⁷ Fischer/Bärbig: Sozialisierung, 1921, S. 39-48 (mit Beispielen für eine Realisierung derartiger Vorstellungen). Gegen derartige Ziele regte sich früh auch publizistischer Widerstand von seiten der Bestattungsunternehmer; siehe beispielsweise die im Selbstverlag erschienene, mit reichem historischem Material und vielen Details zur Tätigkeit des Bestatters garnierte Streitschrift von Max Opitz: Das Bestattungsgewerbe und die drohende Kommunalisierung. Görlitz 1920.

²¹⁸ Fischer/Bärbig: Sozialisierung, 1921, S. 28-29.

²¹⁹ Gaedke: Handbuch, 1992, S. 249.

Hamburg 55,6%.²²⁰ Signifikant niedrigere Quoten gibt es beispielsweise in katholisch geprägten Regionen: Augsburg 12,2%, Bochum 16,3%, Aachen 18,1%, Köln 21,2%.²²¹

Parallel zu diesen frappierenden regionalen Unterschieden innerhalb der alten Bundesländer gibt es ein starkes Gefälle zwischen DDR und Bundesrepublik bzw. neuen und alten Bundesländern. Die DDR förderte die Feuerbestattung, auch wurden hier vergleichsweise früh Anonyme Urnenhaine angelegt²²² (ein Thema, auf das zurückzukommen sein wird). Noch 1993 lag die Einäscherungsquote auf dem Gebiet der ehemaligen DDR mit 54,7% doppelt so hoch wie in den alten Bundesländern.²²³ Einzelne Orte, wie Gera, Gotha und Zwickau, erreichten Quoten von über 90%.²²⁴

Doch wieder zurück ins frühe 20. Jahrhundert: Die wachsende Akzeptanz der Krematorien in der Weimarer Zeit verstärkte die pragmatische Orientierung im Bestattungswesen. Daher verwundert es nicht, daß auch die Friedhofsreformer in den zwanziger Jahren große Hoffnungen auf die Feuerbestattung setzten. Sie nutzten diese, um das Erscheinungsbild der Friedhöfe weiter zu vereinheitlichen und die Grabstätten zu standardisieren - etwa, indem sie die oberirdische Aufstellung von Aschenurnen einzuschränken versuchten.²²⁵

Schon bei dem kurz vor dem Ersten Weltkrieg eingerichteten Urnenhain auf dem Friedhof von Dresden-Tolkewitz hatten sich die Vorstellungen der Reformer niedergeschlagen (zum zugehörigen Krematorium später mehr). War nach den ersten Belegungen noch der "ästhetisch unbefriedigende Anblick der regellos aufgestellten Steine" in die Kritik geraten, so wurden nach Ausschreibung eines Wettbewerbs²²⁶ schließlich 1913 reformorientierte Gestaltungsrichtlinien für den Urnenhain aufgestellt. Sie sahen für das einzelne Aschengrab helle heimische Materialien und bestimmte

²²⁰ Nach den Ergebnissen einer Umfrage des Deutschen Städtetages, in: Der Städtetag N.F. 46, 1993, S. 759-760.

²²¹ Ebd., S. 760.

²²² Hans-Kurt Boehlke: Die Feuerbestattung in kulturhistorischer Perspektive. In: Friedhof und Denkmal 33, 1988, Nr. 5/6, S. 82-105, hier S. 98.

²²³ Reiner Sörries: Feuerbestattungen: Tradition oder Propaganda? In: Landschaftsarchitektur, 25. Jg., Heft 2/1995, Schwerpunktthema Friedhöfe, S. 24. Die schon vorher bestehenden gravierenden Unterschiede zwischen DDR und Bundesrepublik blieben also auch nach Auflösung der DDR bestehen.

²²⁴ Der Städtetag N.F. 46, 1993, S. 760. Diese und andere lokalen Spitzenwerte finden sich bezeichnenderweise auch heute noch in jenen Regionen, in denen die Feuerbestattung früh auf fruchtbaren Boden stieß, wie in den ehemaligen liberalen Kleinstaaten Thüringens.

²²⁵ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 97.

²²⁶ Ende 1911 beschloß die Sächsische Landesstelle für das Kunstgewerbe - nicht ohne das eigene geschäftliche Interesse zu betonen - die Ausschreibung eines Wettbewerbs zur Neugestaltung des Urnenhaines. Deutsche Bauzeitung 47, 1913, Nr. 17, S. 153.

Kernmaße vor; einfache bodendeckende Bepflanzungen sollten zu einem homogenen Gesamteindruck führen.²²⁷

Im übrigen waren zu dieser Zeit landschaftsähnliche Urnenfriedhöfe, wie in Hamburg, bereits als miniaturhaft-unnatürlich kritisiert worden: "Hügel und Tal, See und Felsenpartie sind auf einem lächerlich kleinen Stückchen Erde herausgebildet, so daß trotz sorgfältiger Ausarbeitung keine Naturwahrheit darin liegt."²²⁸ Diese Vorbehalte deuten zusammen mit der Dresdener Umgestaltung schon an, daß sich die Beisetzung der Aschenreste problemlos in jene kommunalpolitische Rationalität integrieren lassen sollte, die wir im Zusammenhang mit der Friedhofsreform kennengelernt haben.

Dies zeigte sich vor allem nach dem Ersten Weltkrieg. Auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg wurde 1923 ein Muster-Grabmalgarten für Aschenbeisetzungen ausgewiesen, dessen Leitgedanke die Berücksichtigung von "Größen- und Massenwirkungen im Interesse der Einheitlichkeit der Gesamtanlage" war.²²⁹ In Dresden sorgte Stadtbaurat Paul Wolf, der auch im Zusammenhang mit dem Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal bekannt wurde, für die Durchsetzung reglementierender Kriterien.²³⁰ Auf dem Friedhof von Dresden-Tolkewitz entstanden flache, langgezogene Urnenmauern mit quadratischen Schrifttafeln - Aschenreihengräber, die die Standardisierung der Sepulkralkultur geradezu ins Auge springen lassen.²³¹

Hempelmanns 1927 erschienenes Handbuch der Friedhofsgärtnerei widmet der Aschenbeisetzung bereits einen ausführlichen eigenen Abschnitt.²³² Ganz im Sinne der Reformen wird hier festgestellt, daß bei den Aschenreihengräbern eine noch "bedeutend strengere Durchführung" der erwünschten Homogenität in Gestaltung und Pflanzenschmuck möglich ist. Dabei werden liegende Platten gegenüber aufrecht stehenden Grabmälern bevorzugt, um "Geschlossenheit und Ordnung" im Friedhofsbild zu erzielen.²³³ Als vorteilhaft wird die Aschenbeisetzung nicht zuletzt bei Familiengrabstätten betrachtet, da hier der geringe Platzbedarf die Möglichkeiten individueller Gestaltung von vornherein einschränkt.²³⁴ Bei der Bepflanzung wird eine deutliche Reduzierung des Aufwands empfohlen oder gar ein zusammenhängend gestaltetes "Aschenbeet" vorgeschlagen.²³⁵

²²⁷ Birgit Pätzig: Der Einfluß der Reformbewegung auf den Urnenhain Dresden-Tolkewitz. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 6, S. 90-94, hier S. 92.

²²⁸ Hannig: Friedhof, 1908, S. 149-150.

²²⁹ Frank/Linne: Aschengrabmale, 1924, S. 8.

²³⁰ Pätzig: Reformbewegung, 1991, S. 94.

²³¹ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 112 (Abb. 210).

²³² "Wesen und Eigenart der Aschenbestattung"; siehe Hempelmann: Praxis, 1927, S. 53-67.

²³³ Hempelmann: Praxis, 1927, S. 55 und S. 58.

²³⁴ Hempelmann: Praxis, 1927, S. 61-65.

²³⁵ Hempelmann: Praxis, 1927, S. 248. Darüber hinaus werden statt der auch hier als anachronistisch angesehenen Kolumbarien Mauern,

Ist letzteres bereits ein deutliches Signal künftiger Entwicklungen, so gab es in den zwanziger Jahren weitere, fast revolutionär anmutende Ideen. Der bereits zitierte Dresdner Stadtbaurat Paul Wolf schlug ein gemeinsames monumentales Aschengrab statt einzelner Grabstätten vor: " ... z. B. in einer Erdpyramide, innerhalb der sich, von einem gewaltigen Bogen überwölbt, ein unterirdischer Aschenteich befindet, welchem in entsprechendem Ritus die Einzelaschen von Fall zu Fall übergeben werden können."²³⁶ In Berlin entstand die Idee einer großen kreisförmigen Friedhofswiese zum Verstreuen der Asche, während kleine, am Rande der Anlage angebrachte Namenstafeln das persönliche Gedenken repräsentieren sollten.²³⁷

Paul Wolf kritisierte im übrigen auch die herkömmliche Praxis der Trauerfeiern. So meinte er, es sei "... folgerichtiger, wenn die Einführung des Sarges in den Verbrennungsofen direkt vor den Augen des Trauergefolges in der Kapelle selbst erfolgen würde, so daß die eigentliche Verbrennung den feierlichen Abschluß des Traueraktes darstellt."²³⁸

All diese Vorschläge erinnern an utopische Projekte aus der Zeit der Französischen Revolution. Sie hatten zunächst nur wenig Chancen auf Akzeptanz. Immerhin ist vom Leipziger Südfriedhof ein 1930 eingerichteter "Urnengarten" mit anonymer Beisetzung bekannt, allerdings nur für besondere Sterbefälle.²³⁹

Aber das Potential solcher Ideen wird deutlich, wenn wir uns nun erneut der Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg zuwenden. Seit den sechziger Jahren finden diese Tendenzen in der Anonymen Urnenbeisetzung ihre Fortsetzung. Dabei wird die Asche in einer zweckentsprechend kleinen Urne unter zunächst ausgestochenen und dann wieder eingesetzten Rasensoden auf einer Anlage beigesetzt, die meist gärtnerisch ansprechend gestaltet ist. Den genauen, etwa 30 Quadratzentimeter

Arkaden und Außenwände von Friedhofsgebäuden zur Aufstellung von Urnen vorgeschlagen. Ebd., S. 66-67.

²³⁶ Wolf: Problem, 1927, S. 65. Daneben wird angeregt, die Aschenbestattung zumindest für die breiten Masse möglichst "vergänglich" zu gestalten, jedenfalls ohne gemauerte Gräfte zur Beisetzung der Aschengefäße: "Für die Minderbemittelten empfiehlt sich auch eine Unterbringung der Aschen in einfachen, kleinen etwa 40 cm im Kubus messenden Holzbehältern. Solche Aschenbehälter können natürlich ganz billiges Geld beschafft werden." Die Behälter würden - ganz wie ein Holzsarg - im Laufe der Zeit zerfallen und sich in der Erde auflösen. Dies wäre eine Lösung vor allem für Grabstätten, die nach der Belegungsfrist nicht weiter verlängert werden. Ebd., S. 64-65. Siehe auch die knappen Vorschläge bei Hempelmann: Praxis, 1927, S. 61, für gemeinsame Aschenhügel oder Aschenpyramiden (Abb. S. 62).

²³⁷ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 109 und S. 107 (Abb.).

²³⁸ Wolf: Problem, 1927, S. 71.

²³⁹ Albert Graichen: Urnengemeinschaftsanlagen auf dem Südfriedhof in Leipzig. In: Landschaftsarchitektur, 25. Jg., Heft 2/1995, S. 20. Es handelte sich um eine Anlage für Sozial-Sterbefälle und Anatomieleichen.

großen Platz der Beisetzung kennt nur die Friedhofsverwaltung. Meist schmückt ein Gemeinschaftsdenkmal die Anlage - wenn nicht dieses, so bietet doch zumindest eine andere markierte Stelle in der Regel einen Ort zum Ablegen von Blumen, einen Ort des Gedenkens.

Als sogenannte Urnengemeinschaftsanlagen prägen solche Anlagen auch städtische Friedhöfe der ehemaligen DDR.²⁴⁰ Auf dem Leipziger Südfriedhof haben sich aus dem oben erwähnten anonymen Urnengarten seit 1960 mehrere Urnengemeinschaftsanlagen entwickelt. Blumen- bzw. rasengeschmückt und jeweils mit einem Denkmal versehen, haben sie stetig wachsenden Zuspruch gefunden, so daß der Anteil der anonymen Beisetzungen in den neunziger Jahren auf dem Leipziger Südfriedhof bereits bei 50% liegt.²⁴¹ Sonst vor allem - wie die vergleichbare, aber quantitativ wenig bedeutende Seebestattung²⁴² - in Norddeutschland verbreitet, erreichte die anonyme Beisetzung hier in Städten wie Hamburg, Lübeck und Flensburg im Jahr 1993 Anteile zwischen 25% und 50%.²⁴³

Weniger radikal waren die Veränderungen bei der Krematoriumsarchitektur. Immerhin begann man noch vor dem Ersten Weltkrieg, sich ganz allmählich vom historistischen Stilpluralismus der frühen Jahre zu entfernen. Das von Peter Behrens für den Feuerbestattungsverein im westfälischen Hagen 1907 fertiggestellte Krematorium hob sich mit seinem kubisch geschlossenen, streng symmetrisch gestalteten Baukörper und der für die damalige Schaffensperiode von Behrens typischen "schablonierte[n] Liniendekoration" von früheren Krematorien ab.²⁴⁴ In dem auf toskanische Vorbilder²⁴⁵ zurückgehenden mathematisch-geometrischen Dekor vereinte der Architekt säkulare Funktion und sakrale Atmosphäre.²⁴⁶

²⁴⁰ Zum Bestattungswesen in der DDR allgemein siehe Franz: Bestattungswesen, 1979.

²⁴¹ Graichen: Urnengemeinschaftsanlagen, 1995, S. 20.

²⁴² Gaedke: Handbuch, 1992, S. 114, S. 247.

²⁴³ Siehe dazu die Statistik in Die Woche, 18. November 1993, S. 44. Zum Vergleich: Der Anteil der anonymen Beisetzung liegt in Städten wie Stuttgart und Köln deutlich unter 10%. Ebd.

²⁴⁴ Gisela Moeller: Peter Behrens in Düsseldorf. Die Jahre von 1903 bis 1907. Weinheim 1991, S. 212 und S. 452-462; Keiichi Tahara: Jugendstil. Aufbruch zu einer neuen Architektur. Mit Texten von Riichi Miyake. Dortmund 1991, S. 214-215 (Abb.) und S. 255 (Text). Siehe auch Alan Windsor: Peter Behrens. Architekt und Designer. Stuttgart 1985, S. 70-73 sowie Fayans: Kunst und Architektur, 1908, S. 617. - Pläne und ein Modell für bzw. vom Hagener Krematorium waren auf verschiedenen Ausstellungen zu sehen, u. a. auf der Ausstellung moderner deutscher Kunst in London 1906, auf der Ausstellung für christliche Kunst (!) in Düsseldorf 1909 und auf der Städtebau-Ausstellung in Düsseldorf 1910. Moeller: Behrens, 1991, S. 459.

²⁴⁵ Neben der allgemeinen Rezeption toskanischer Stilformen aus der Frührenaissance war die Kirche San Miniato al Monte in Florenz für das Krematorium direktes künstlerisches Vorbild. Moeller: Behrens, 1991, S. 459.

²⁴⁶ Moeller: Behrens, 1991, S. 212 und - zu Peter Behrens' "Sakralarchitektur" aus seiner Düsseldorfer Zeit - S. 213-214.

Den Auftrag zu diesem ersten preußischen Krematorium hatte Peter Behrens von dem Hagener Mäzen Karl Ernst Osthaus erhalten, der damit erfolgreich die geplante Realisierung eines historistischen Entwurfs verhinderte. Die Inbetriebnahme des bereits fertigen Krematorium wurde allerdings 1907 durch die preußische Regierung untersagt. Erst die gesetzliche Regelung der Feuerbestattung in Preußen 1911 und der dadurch notwendige Verkauf an die Stadt Hagen²⁴⁷ erlaubte im September 1912 die Eröffnung des Krematoriums und damit auch die erste Einäscherung in Preußen.²⁴⁸

Während Behrens' Krematoriumsarchitektur noch deutlich historische und sakrale Bezüge aufwies, schlug Fritz Schumacher bei seinem Bau in Dresden-Tolkewitz andere Wege ein.²⁴⁹ Das dortige, 1911 eröffnete kommunale Krematorium war der erste Bau, der sich vollständig vom Historismus löste. Er stellte den Versuch dar, einen der Feuerbestattung angemessenen eigenen Ausdruck als Schnittstelle zwischen Technik und Architektur zu finden.²⁵⁰

Von außen wirkt das Krematorium, das für Schumacher den ersten öffentlichen Auftrag bedeutete,²⁵¹ als wuchtig-monumentaler, in sich geschlossener Baukörper. Die "prägnante, sehr komprimierte Form" des Sandsteinbaus findet ihr Ordnungsprinzip in der die Synthese von Funktion und architektonischer Gestaltung vollziehenden Achsialsymmetrie.²⁵² Schumacher vermied die bis dahin üblichen Anklänge an kirchen- oder tempelähnliche Formen; es gibt keine

Behrens lieferte zur gleichen Zeit auch eine nicht realisierte Entwurfszeichnung für eine protestantische Kirche für Hagen. Windsor: Behrens, 1985, S. 76-77.

²⁴⁷ Moeller: Behrens, 1991, S. 461.

²⁴⁸ Moeller: Behrens, 1991, S. 461-462.

²⁴⁹ Eine Kurzbeschreibung des Dresdner Krematoriums bei Dieter Schädel u.a.: Kommentiertes Verzeichnis der Werke Fritz Schumachers. In: Hartmut Frank (Hg.): Fritz Schumacher. Reformkultur und Moderne. Stuttgart 1994, S. 192-299, hier S. 217. Siehe auch die zeitgenössische Broschüre: Die Feuerbestattungsanstalt der Stadt Dresden in Tolkewitz. Dresden o. J., S. 11.

²⁵⁰ Radkau: Technik, 1989, S. 223, der als Beispiel für eine solche Schnittstelle unter anderem Peter Behrens' berühmte Halle der AEG-Turbinenfabrik in Berlin nennt (ebd., S. 222).

²⁵¹ Dieser Hinweis bei Hermann Hipp: Fritz Schumachers Hamburg: Die reformierte Großstadt. In: Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900-1950. Reform und Tradition. Stuttgart 1992, S. 151-183, hier S. 152. Zu Fritz Schumachers Dresdener Zeit siehe Heidrun Laudel: Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Neuschaffen. Fritz Schumachers Dresdner Jahre. In: Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 67-89.

²⁵² Jürgen Schieferdecker: Schumacher und sein Krematorium in Dresden-Tolkewitz. In: Zur Aktualität der Ideen von Fritz Schumacher. Fritz-Schumacher-Colloquium 1990. Hamburg 1992, S. 28-46, hier S. 30.

Dachräume, der Schornstein wird von der Baumasse geradezu aufgesogen.²⁵³ In seinen Erinnerungen spricht der Architekt von einem "streng[e] Gefüge aus Bedingungen des Ortes und des Zwecks".²⁵⁴

Der angrenzende Urnenhof wurde von Schumacher ebenso gestaltet wie der bereits erwähnte, in einem umliegenden Kiefernwald angelegte Urnenhain. Zusammen mit der Urnenhalle konnte hier erstmals ein Gesamtensemble der Feuerbestattung realisiert werden.²⁵⁵ Im Dresdener Krematorium vor allem bestätigte sich der Optimismus eines Stefan Fayans, der 1908 geschrieben hatte: "... die Friedhofkunst wird mit dem Einzuge der modernen Feuerbestattung durch neue Bautypen und Gebilde, wie das Krematorium, die Urnenhalle und das Urnengrab, nur noch in den ihr zu Gebote stehenden Kunstmitteln wesentlich bereichert."²⁵⁶

Im Jahr der Eröffnung stellte die Deutsche Bauzeitung zum Dresdener Krematorium lakonisch fest: "Seine Form ergab sich mit Notwendigkeit aus den Bauelementen, die der Zweck erforderte"²⁵⁷ - ein Urteil, das allerdings zu kurz greift, denn eine den Zweck der Feuerbestattung überhöhende Ästhetik existiert durchaus. Schumachers Bau verband mit seiner Innenausstattung, die unter Mitarbeit des Bildhauers Georg Wrba und des Malers Otto Gußmann entstanden war,²⁵⁸ die funktionale Technologie mit künstlerisch-mythologischen Motiven, um den Tod in eine weltliche Zeitlosigkeit zu transformieren.²⁵⁹

Fritz Schumacher, der sich ausdrücklich zur Einäscherung bekannte²⁶⁰ und später ein Handbuch zur Feuerbestattung verfassen sollte,²⁶¹ wagte zweifellos den Versuch, "... to endow the new type of

²⁵³ Deutsche Bauzeitung 45, 1911, Nr. 58, S. 489-490; Arnalda Venier: Technological death. Fritz Schumacher's Dresden crematorium. In: Lotus International 1983, Heft II: Funerary Lotus, S. 121-124, hier S. 121 und S. 124.

²⁵⁴ Fritz Schumacher: Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters. Stuttgart, Berlin 1935, S. 275. Zum Dresdner Krematorium siehe ebd., S. 275-276.

²⁵⁵ Venier: Technological death, 1983, S. 121.

²⁵⁶ Fayans: Kunst und Architektur, 1908, S. 617.

²⁵⁷ Deutsche Bauzeitung 45, 1911, Nr. 58, S. 490.

²⁵⁸ Mit beiden verkehrte Schumacher in Dresden freundschaftlich. Schumacher: Stufen, 1935, S. 280.

²⁵⁹ Venier: Technological death, 1983, S. 123. Dabei meinte sie, daß Schumachers Bau verbunden war mit dem "timeless space of myth" (S. 121). Ihrer Interpretation, daß es sich dabei um eine Verdrängung des Todes handle, kann ich allerdings nicht zustimmen. Die Verdrängungsthese greift hier, wie bei der Feuerbestattung generell, zu kurz, denn allzudeutlich ist auch in Dresden das Bemühen, dem Tod ein neues, der industrialisierten Gesellschaft angemessenes Kleid zu geben, nicht ihn gänzlich zurückzuweisen.

²⁶⁰ Auslöser dafür waren seine Empfindungen bei der Räumung eines Familiengrabes in seiner Geburtsstadt Bremen: "Unter den morschen Resten der Sargdeckel sah ich die Gebeine von lauter mir teuren Personen liegen, die in meiner Gedankenwelt deutlich umrissene Gestalten waren. Sie waren nicht vermodert, wohlgeordnet lagen

construction with originality".²⁶² Aber noch immer wurde die nackte Materialität des Todes verkleidet, wenn auch nun künstlerisch-mythologisch.

In der Zeit der Weimarer Republik erforderte die wachsende Verbreitung der Feuerbestattung etliche neue Krematorien, so daß sich deren Zahl zwischen 1920 (53 Anlagen) und 1930 (102 Anlagen) fast verdoppelte.²⁶³ Krematorien wurden jetzt als anerkannte Elemente städtischer Infrastruktur von vornherein in die entsprechenden Planungsprozesse einbezogen. Ihre Feierhallen wurden immer häufiger nicht nur bei Feuerbestattungen, sondern auch bei Beerdigungen genutzt.²⁶⁴

Neben monumentaler Funktionalität, wie sie etwa bei den Krematorien von Hannover (1922/24) und Breslau (1925) vorherrscht, finden sich nach wie vor sakrale Anklänge.²⁶⁵ Aber selbst die ambitionierteren unter den Bauten waren keine avantgardistischen Werke, sondern eher der gemäßigten Moderne zuzurechnen.²⁶⁶ Die technische Räumlichkeiten blieben weiterhin von den Feierhallen strikt getrennt.²⁶⁷

ihre Skelette da und zerfielen in einen ungestalten Haufen von Knochen, sobald die Arbeiter die Särge berührten. ... Wäre ich nicht zugegen gewesen, würden die Gebeine meiner Vorfahren wie Abfall behandelt worden sein, wie man es rings an den Nachbarstellen beobachten konnte. Das also war die 'ewige Ruhe'! Von diesem Morgen an hatte die Feuerbestattung in mir einen überzeugten Verfechter." Fritz Schumacher: Selbstgespräche. Erinnerungen und Betrachtungen. Hamburg 1949, S. 237.

²⁶¹ Schumacher: Feuerbestattung, 1939.

²⁶² Venier: Technological death, 1983, S. 121.

²⁶³ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 122. Eine Liste der bis 1938 errichteten, dann insgesamt 118 Krematorien ebd., S. 123. Aus den von Schumacher genannten internationalen Vergleichszahlen geht hervor, daß Deutschland damals das Land mit den meisten Krematorien war; nur die USA verfügten mit 109 über ähnlich viele Einäscherungsanlagen (Zahlen für 1937). Ebd., S. 122.

²⁶⁴ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 38.

²⁶⁵ Als Beispiel für sakrale Anklänge: Krematorium und Urnenhalle in Berlin-Wilmersdorf, 1920/22. Zu den genannten Bauten siehe Fritz Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 59 und S. 61-62 (mit Abbildungen).

²⁶⁶ Deren Vertreter, die im Vergleich zur Avantgarde architekturhistorisch lange vernachlässigt wurden, haben in den neunziger Jahren eine Aufwertung erfahren. Siehe dazu etwa das Vorwort und die einzelnen Beiträge in Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Reform und Tradition. Stuttgart 1992.

²⁶⁷ Daß die Krematoriumsbauten, nicht nur in Deutschland, häufig zu wenig befriedigenden Lösungen führten, wird aus folgenden bissig-satirischen Sätzen aus einem Roman des rumänischen Schriftstellers Tudor Arghezi aus den zwanziger Jahren deutlich: "Der Ort an dem die Leichenverbrennung vollzogen wird, ist ein Tempel ohne Glaubensbekenntnis. Er hat seine Ästhetik von den Bahnhöfen, Straßenlaternen, von den Petroleumdepots Wenn er beim Altstoffhandel verkauft wird, kann er zerlegt, demontiert und an einem anderen Platz zu verschiedenen Zwecken neu installiert werden. ... Er ist anonym, international,

Wieder ist es ein Werk von Fritz Schumacher, das diese Zwitterstellung beispielhaft repräsentiert.²⁶⁸ Sein zweiter, 1928-33 in Hamburg errichteter Krematoriumsbau war zugleich die letzte öffentliche Arbeit Fritz Schumachers, der 1909 in die Hansestadt gekommen war und dort ab 1924 als Oberbaudirektor amtierte, bis er 1933 von den Nazis zwangspensioniert wurde.²⁶⁹ Für Schumacher selbst hatte das Hamburger Krematorium höchste Bedeutung, er bezeichnete es als das persönlichste unter seinen Hamburger Bauwerken.²⁷⁰

Seit seiner Dresdener Anlage hatte sich Schumacher internationales Ansehen als einer der führenden deutschen Reformarchitekten erworben.²⁷¹ Die von Avantgardisten wie Walter Gropius so entschieden abgelehnten schmückenden Elemente zählten zu den wesentlichen Bestandteilen seiner Architektur, die im übrigen auch von der Heimatbewegung beeinflusst war.²⁷²

Aus Schumachers Sicht sollten städtische Bauten im Dienste eines funktionalen Systems kommunaler Infrastruktur stehen. Letzteres hatte Lösungen für die modernen Lebensbedürfnisse zu entwickeln - und dabei kam der Reformarchitektur, wie Schumacher sie verstand, unterstützende Wirkung zu.²⁷³ Hier wird die "organische" Grundauffassung des Hamburger Oberbaudirektors deutlich,²⁷⁴ die im einzelnen Bauwerk immer das notwendige, funktionierende Teilelement innerhalb eines beherrschenden Gesamtorganismus sieht.

wissenschaftlich und modern." Tudor Arghezi: Der Friedhof. Roman. Frankfurt/M. 1991, S. 236-237.

²⁶⁸ Beleg für die Neubewertung der gemäßigten Modernisierer ist auch die erste große Fritz-Schumacher-Ausstellung in Hamburg 1994; siehe dazu den Begleitband Frank (Hg.): Schumacher, 1994.

²⁶⁹ In den Jahren 1920-23 entwickelte er auf Wunsch von Oberbürgermeister Konrad Adenauer einen Generalsiedlungsplan für Köln. Zu Schumachers Leben siehe Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 302-303.

²⁷⁰ Bruhns: Großstadtkultur, S. 129 (Anmerkung 186). Schumacher hatte sich seit Beginn seiner Laufbahn an immer wieder mit sepulkralen Erscheinungsformen befaßt - sei es, indem er Grabmäler, Leichenhallen und Friedhofskapellen entwarf, sei es, indem er in seinem umfangreichen schriftstellerischen Werk über seine Beziehung zum Tod reflektierte. Sein als Teilband des "Handbuches der Architektur" erschienenenes Werk zur Feuerbestattung gehört zur Standardliteratur.

²⁷¹ Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 7 (Vorwort).

²⁷² Über die Nähe von Schumacher zur Heimatbewegung, aber auch seiner Kritik an ihr siehe Hartmut Frank: "Genius loci und Genius temporis". Fritz Schumachers Aufbruch zu einer modernen Großstadtarchitektur. In: Ders. (Hg.): Schumacher, 1994, S. 11-39, hier S. 26 und S. 30.

²⁷³ Hermann Hipp: Fritz Schumachers Hamburg: Die reformierte Großstadt. In: Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900-1950. Reform und Tradition. Stuttgart 1992, S. 151-183, hier S. 158.

²⁷⁴ Hipp: Schumachers Hamburg, 1992, S. 166.

Schumachers lebensreformerischer Impetus bedeutete zugleich, den Bauten soziale Akzeptanz zu verschaffen. Seine Werke repräsentieren eine spezifische Synthese von Monumentalität, Funktionalität und der Verwendung regionaltypischer Materialien (Backstein). Der sachliche Zweck wird "beseelt" durch reichen symbolischen Schmuck. Im Gefolge von Nietzsches "Kunstreligion" hoffte sowohl Schumacher als auch viele andere aus der Reformbewegung, mit allein kulturellen Mitteln die Folgeerscheinungen von Hochindustrialisierung und Urbanisierung gesellschaftlich bewältigen zu können.²⁷⁵

Dies gilt auch für seine Krematoriumsbauten. Was für das bereits vorgestellte Dresdener Beispiel gesagt wurde, läßt sich im Prinzip auf das neue Hamburger Krematorium übertragen: Der monumental-funktionale Bau erhielt durch seine schmückende Ausstattung die erwünschte sakrale Stimmung. Mit diesen Mitteln schuf Schumacher die von ihm selbst geforderte "gefühlsmäßige Beseelung" der Technik²⁷⁶ - letztere wurde auch in Hamburg wieder ins Untergeschoß verbannt.²⁷⁷

Ursprünglich wollte Schumacher die Anlage inmitten der Stadt bauen lassen, um den Trauernden weite Wege zu ersparen, konnte sich aber damit nicht gegen jene Kräfte durchsetzen, die "den Mahner an die Vergänglichkeit weit fortgeschoben" haben wollten.²⁷⁸ So wurde der aus dunklem Klinker gestaltete Bau nördlich des Haupteingangs auf dem Ohlsdorfer Friedhof errichtet, wo er sich axial-symmetrisch über Freitreppen und Propyläen aus der Friedhofsanlage erhebt.²⁷⁹ Wie in Dresden, werden auch hier die technisch erforderlichen Schornsteine von der monumentalen Feierhalle absorbiert.

Als Material verwandte Schumacher für die Außenwände ausschließlich Klinker und Keramik. Die vom Hamburger Bildhauer Richard Kuöhl stammende reichhaltige keramische Ausstattung am

²⁷⁵ Über die Nähe Schumachers zu diesen Vorstellungen siehe Christian Weller: Reform der Lebenswelt durch Kultur. Die Entwicklung zentraler Gedanken Fritz Schumachers bis 1900. In: Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 41-65, hier S. 58.

²⁷⁶ Fritz Schumacher: Schöpferwille und Mechanisierung. Fortsetzung der Schrift: Der "Fluch" der Technik. Hamburg 1933, S. 11. In derselben kleinen Schrift meint Schumacher auch, "... daß das Wesen der Technik nicht im Materialismus, sondern im Geistigen wurzelt." Ebd., S. 10.

²⁷⁷ Schädel u.a.: Kommentiertes Verzeichnis, S. 288. Siehe zum Krematorium auch Fritz Schumacher: Krematorium in Hamburg. In: Deutsche Bauzeitung 67, 1933, S. 415-418.

²⁷⁸ Fritz Schumacher: Selbstgespräche. Erinnerungen und Betrachtungen. Hamburg 1949, S. 242; siehe dazu auch Fritz Schumacher: Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters. Stuttgart 1949, S. 539 (Anmerkung 152d).

²⁷⁹ Hipp: Schumachers Hamburg, 1992, S. 172. Zuvor, 1927/28, hatte Schumachers bereits für den neuen Teil des Friedhofs (sogenannter Linne-Teil) die Kapelle 13 entworfen.

Außenbau und die farbigen Glasfenster der Feierhalle zielten auf eine feierliche Stimmung.²⁸⁰ Großstädtische Industriekultur und Lebensreform sollten harmonisch miteinander verbunden werden.²⁸¹

Aufgrund der eingeschränkten finanziellen Mittel der Stadt Hamburg konnte Schumacher von seinem ursprünglich für fünf Verbrennungsöfen konzipierten Krematoriumsentwurf nur einen ersten Bauabschnitt verwirklichen. Immerhin war es das erste deutsche Krematorium, das mit Gas beheizt wurde.²⁸² Die Technik basierte auf einer Innovation, die von den Hamburger Ingenieuren Hans Volckmann und Karl Ludwig 1928 zum Patent angemeldet worden war und die Einäscherungskosten erheblich senkte.²⁸³

Mit seinem Hamburger Krematorium repräsentiert der "konservative Modernisierer" Fritz Schumacher auf ganz charakteristische Weise den gesellschaftlichen Umgang mit der technischen Feuerbestattung in der Zeit der Weimarer Republik. Auf der einen Seite überwand er mit seinen monumentalen architektonischen Lösungen jene Unsicherheit, die sich noch in den historistischen Varianten aus der Zeit um 1900 widerspiegelte und die von ihm selbst ausdrücklich kritisiert wurde.²⁸⁴ Zum anderen bedeutete auch seine säkularisierte Form der Feierlichkeit noch keinen selbstverständlichen Umgang mit der Feuerbestattung. Nach wie vor wurde sie in ihrem technischen Kern als Arkanum behandelt, das es mit einem metaphysischen Mantel zu umhüllen, ja, zu verstecken galt. Lediglich die Form dieses Mantels hatte sich im frühen 20. Jahrhundert geändert. Schumacher selbst forderte in seinem Handbuch zur Feuerbestattung geradezu programmatisch die Trennung von Trauer und Technik, wenn er über das Hamburger Krematorium schreibt: "Der Bau erhält allmählich immer deutlicher zwei völlig getrennte Gesichter: eines, das nach der technischen Seite, und eines, das nach der feierlichen Seite des Betriebes blickt."²⁸⁵ "Betriebsverkehr" und "Feierverkehr" werden räumlich vollständig voneinander getrennt.²⁸⁶

²⁸⁰ Schädel u.a.: Kommentiertes Verzeichnis, S. 288. Die Orgel des Krematoriums wurde übrigens von dem Hamburger Schriftsteller und Orgelbauer Hans Henny Jahnn konstruiert. Ebd.

²⁸¹ Hipp: Schumachers Hamburg, 1992, S. 172.

²⁸² Dazu Schumacher: Selbstgespräche, 1949, S. 241-243.

²⁸³ Dazu Jean-Claude Pressac: Die Krematorien von Auschwitz. Die Technik des Massenmordes. München 1995 (2. Aufl.), S. 4. Pressac zeichnet hier die Vorgeschichte der Einäscherungstechnik nach, wie sie dann von den Nazis zum Massenmord umfunktioniert wurde (dazu siehe unten, S. ...). Wie er ausführt, verloren Volckmann/Ludwig offensichtlich aus politischen Gründen den mit konkurrierenden Patenten einsetzenden wirtschaftlichen Konkurrenzkampf um die Bestückung der Krematorien nach 1933 gegen die Erfurter Firma Topf (ebd., S. 5). Letztere sollte dann auch Großaufträge für die Krematorien der Konzentrationslager erhalten (siehe V.3.b.).

²⁸⁴ Schumacher: Selbstgespräche, 1949, S. 238.

²⁸⁵ Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 49.

²⁸⁶ Ebd.

Ich resümiere: Seit den zwanziger Jahren wurde die Feuerbestattung zu einer immer weiter verbreiteten Bestattungsart. Wie schon die Friedhofs- und Grabmalreform mit ihrer funktionalistischen Ästhetik, so ist auch die Feuerbestattung der sepulkrale Ausdruck jenes technokratischen Selbstverständnisses, das in der Zeit der Weimarer Republik mit seinen Rationalisierungskonzepten weite Lebensbereiche zu umgreifen begann. Der Aufschwung der Feuerbestattung war Ausdruck jener "Zeit der Vollmechanisierung" (Siegfried Giedion),²⁸⁷ die zwischen beiden Weltkriegen die Lebenswelt überall in der westlichen Welt ungewohnt rasch veränderte.

Auf eigentümliche Weise konträr zur stetig wachsenden gesellschaftlichen Akzeptanz der Feuerbestattung steht die Ausgrenzung der Verbrennungstechnik. Der Krematoriumsofen ist letztlich, trotz aller auch nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgenden alternativen Vorschläge,²⁸⁸ bis in die Gegenwart hinein jener von allen Formen der Trauerkultur ausgesparte, "geheime" gesellschaftliche Ort geblieben, der er schon bei Einführung der modernen Feuerbestattung gewesen war. Die Särge werden immer noch am Hintereingang der Krematorien angenommen, die Tabuzone der Verbrennungsräume allgemein respektiert.²⁸⁹

²⁸⁷ Giedion: Mechanisierung, 1987, S. 62.

²⁸⁸ Boehlke: Friedhofsbauten, 1974, S. 33, wo Vorschläge zur Einbeziehung der Einäscherung in die Feierlichkeiten gemacht werden.

²⁸⁹ Sabine Helmers: Tabu und Faszination. Über die Ambivalenz der Einstellung zu Toten. Berlin, Hamburg 1989, S. 116 und S. 119.

b.) Zur Funktion der Krematorien im NS-Massenvernichtungssystem

Die Brüchigkeit dieses Konzeptes im Umgang mit dem Tod sollte sich dann zeigen, als, unter ganz anderen politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, die kulturelle Ummantelung unvermittelt aufgegeben wurde: in der zynisch perfektionierten Funktion, die die SS den Krematorien innerhalb ihres Massenvernichtungssystems zuwies.²⁹⁰ Die Tatsache, daß die Einäscherungsräume seit Einführung der Feuerbestattung zu einem tabuisierten, "geheimen" Ort erklärt worden waren, machte es den Nazis leicht, sie für geeignet zu erklären, um die Spuren ihrer Verbrechen für immer zu verwischen. Daß für die Beseitigung der Opfer Krematorien gewählt wurden, war einerseits Ergebnis jenes technischen Fortschritts, der die von der SS geforderten hohen Einäscherungskapazitäten ermöglichte. Zum anderen war es Ergebnis eines gesellschaftlichen Umgangs mit dem Tod, der gerade den Verbrennungsraum zur Tabuzone erklärt hatte. Dadurch ließ er sich umso reibungsloser in das Massenvernichtungssystem integrieren. Was an diesem Ort geschah, konnte leicht verheimlicht werden, weil die wenigsten gewohnt waren, ihn zu betreten.

Aber der Reihe nach: In den Konzentrations- und Vernichtungslagern stellte sich rasch ein Problem, das wenige Jahrzehnte zuvor und in anderem Kontext auch die Einführung der modernen Feuerbestattung begleitet hatte: der hygienische und effiziente Umgang mit einer großen Zahl von Leichen. Das Lagerleben und der damit verbundene Terror töteten schon vor Beginn der Massenvernichtungen viele Häftlinge; verwiesen sei auf unmenschliche Arbeitsbedingungen, Machtwillkür sowie Epidemien. Das Problem vervielfachte sich nach Beginn der systematischen Giftgasmorde.

Anfangs wurden für die im Lager ums Leben gekommenen bzw. ermordeten Häftlinge Massengräber ausgeworfen. Um jegliche Spuren der Verbrechen zu verwischen, wurden die Leichen jedoch anschließend wieder ausgegraben und verbrannt.²⁹¹ Unter Einsatz von alten LKW-Fahrgestellen, Steinen und Holz wurden - so in Majdanek - Scheiterhaufen errichtet, auf die die SS die Leichen werfen, mit Methanol übergießen und anzünden ließ.²⁹² In Treblinka wurden Roste aus Eisenbahnschienen auf gemauerten Sockeln zur Leichenverbrennung errichtet, auf denen 2 000 bis 3 000 Leichen auf einmal verbrannt wurden.²⁹³

²⁹⁰ Aus der Fülle der inzwischen erschienen Literatur zu den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern sei auf den Überblick von Gudrun Schwarz: Die nationalsozialistischen Lager. Frankfurt/Main, New York 1990 verwiesen. Eine Analyse der Organisation des Lageralltags bietet Wolfgang Sofsky: Die Ordnung des Terrors: das Konzentrationslager. Frankfurt/M. 1993 (zur "Todesfabrik" S. 296-314).

²⁹¹ So in Majdanek und Auschwitz/Birkenau.

²⁹² Józef Marszałek: Majdanek. Konzentrationslager Lublin. Warschau 1984, S. 144.

²⁹³ Schwarz: Konzentrationslager, 1990, S. 216. Massenverbrennungen in offenem Feuer gab es auch in den Vernichtungslagern Belzec, Chelmo und Sobibor. Schwarz: Konzentrationslager, 1990, S. 212

Aber die Verbrennungen im offenem Feuer waren durch Geruchsentwicklung und Feuerschein weithin bemerkbar. Auch vor den Zivilarbeitern auf den KZ-Arealen waren die Verbrennungen nicht zu verbergen. Gegen diese unerwünschte Aufmerksamkeit bot das Krematorium die ideale Lösung. Zudem fügte sich die moderne Einäscherungstechnik viel besser in jenes System funktionaler Rationalität ein, daß die Konzentrations- und Vernichtungslager darstellten.

So erhielt Dachau Ende 1939 ein mobiles Krematorium, in Buchenwald wurde im Januar 1940 eine Einäscherungsanlage installiert.²⁹⁴ Weitere Krematorien gab es unter anderem in Neuengamme (ab 1942, ein zweites war bei Kriegsende im Bau),²⁹⁵ im Frauenlager Ravensbrück,²⁹⁶ in Majdanek²⁹⁷. In Sachsenhausen lag das Krematorium direkt neben dem Gebäude mit der Erschießungsanlage; Tötung und Vernichtung der Leichen waren hier also auch räumlich aneinander gekoppelt.²⁹⁸

Diese funktionale Verknüpfung galt erst recht für Auschwitz/Birkenau, das zum Symbol der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie wurde. Auschwitz/Birkenau entwickelte sich unter Rudolf Höß zum größten NS-Lagerkomplex und wurde dabei zu einer Mischform aus Konzentrations- und Vernichtungslager. Das "Stammlager" Auschwitz wurde im Frühjahr 1940 eingerichtet. Ende Juni begannen die Bauarbeiten für das erste Krematorium, das ab August 1940 betriebsbereit war. Die technische Einrichtung wurde von der Erfurter Firma J. A. Topf und Söhne geliefert, die auch für die Verbrennungsöfen in Buchenwald und Dachau verantwortlich zeichnete und bereits vor der nationalsozialistischen Zeit Krematorien mit ihren Verbrennungsapparaten bestückt hatte.²⁹⁹

Die ersten Massentötungen durch Giftgas im Stammlager Auschwitz fanden, wie neuere Forschungen ergaben, Ende 1941 in den Kellern von Block 11 statt. Die Opfer - Schätzungen

und S. 214-215. Siehe dazu auch Eugen Kogon u.a. (Hg.): Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation. Frankfurt/Main 1983, S. 187.

²⁹⁴ Nach der Chronik in Jean-Claude Pressac: Die Krematorien von Auschwitz. Die Technik des Massenordes. München 1995 (2. Aufl.), S. 148.

²⁹⁵ Ulrich Bauche u.a. (Hg.): Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Hamburg 1986, S. 162. Zuvor waren die Leichen der Opfer aus dem KZ-Neuengamme im bereits beschriebenen neuen Hamburger Krematorium auf dem Ohlsdorfer Friedhof eingeäschert worden. Herbert Diercks: Friedhof Ohlsdorf. Auf den Spuren von Nazi Herrschaft und Widerstand. Hamburg 1992, S. 17-19.

²⁹⁶ Kogon (Hg.): Massentötungen, 1983, S. 257-263.

²⁹⁷ Zur Massenvernichtung und der Funktion des Krematoriums in Majdanek siehe Marszałek: Majdanek, 1984, S. 128-146.

²⁹⁸ Kogon (Hg.): Massentötungen, 1983, S. 254.

²⁹⁹ Pressac: Krematorien, 1995, S. 148-149. Das "System Topf" wurde unter anderem im 1929 errichteten Krematorium in Forst (Lausitz) eingebaut. Schumacher: Feuerbestattung, 1939, S. 67.

schwanken zwischen 550 und 850 - wurden im Krematorium eingeäschert. Anschließend wurde beschlossen, auch die Tötungen künftig im Leichenraum des Krematoriums durchzuführen, da dort das Entlüftungsproblem besser zu lösen war und der Transport der Leichen entfiel.³⁰⁰

So mordete die SS ab Januar 1942 für mehrere Monate lang im lagereigenen Krematorium, dessen Umgebung zu diesem Zweck jeweils hermetisch abgeriegelt wurde. Weil aber dadurch der Lageralltag erheblich beeinträchtigt wurde und im übrigen Erweiterungsarbeiten am Krematorium erfolgten, wurden die Tötungsaktionen anschließend in zwei umgebaute Gehöfte ins drei Kilometer entfernte Birkenau verlegt, wo 1942 ein weiteres Lager für zunächst 200 000 Häftlinge entstand.³⁰¹

In Birkenau nun wurde die Todesmaschinerie der Nazis weiter perfektioniert. Nach dem Bau von vier neuen Krematorien mit außergewöhnlicher Leistung im Jahr 1943 hatte der Lagerkomplex in der Tötungskapazität eine Spitzenstellung erreicht. Die neuen Krematorien verfügten neben ihren modernen Verbrennungsöfen jeweils über Entkleidungsräume für die Opfer und Räume, die als Gaskammern genutzt wurden.³⁰² Zum Lager führte eine Eisenbahnlinie, deren drei Gleise die logistische Voraussetzung für eine rasche Abwicklung der Todestransporte boten.³⁰³

Im Januar 1942 wurde Auschwitz/Birkenau auf der Wannsee-Konferenz zum Hauptort der systematischen Judenvernichtung bestimmt.³⁰⁴ Die vorhandenen und geplanten Einäscherungskapazitäten boten aus Sicht der Nazis zusammen mit der guten Eisenbahnanbindung geeignete Voraussetzungen für einen möglichst reibungslosen Ablauf der Massentötungen.

Dabei vollzog sich der Ausbau der nationalsozialistischen Todesmaschinerie im Wechselspiel zwischen vorausschauender Planung und aktuellem Bedarf - rationales Handeln im Kontext irrational-menschenverachtender Politik. Auf der einen Seite hatten bestehende und geplante Kapazitäten dafür gesorgt, daß Auschwitz/Birkenau zum Hauptort der Massenvernichtung bestimmt wurde. Auf der anderen Seite ließen die zunehmend einlaufenden Transporte und die extreme Überfüllung des Lagers eine weitere Erhöhung der Kapazitäten unabdingbar erscheinen.³⁰⁵

Hinzu kam das kommerzielle Interesse der Lieferfirma Topf. Ihr leitender Ingenieur verknüpfte technische Begabung mit Geschäftssinn, als er der SS jahrelang in die Hände arbeitete, um

³⁰⁰ Pressac: Krematorien, 1995, S. 41-42.

³⁰¹ Pressac: Krematorien, 1995, S. 43. Zum Auschwitz/Birkenau-Komplex gehörte darüber hinaus ab Mai 1942 das Nebenlager Monowitz. Gudrun Schwarz: Konzentrationslager, 1990, S. 147.

³⁰² Kogon (Hg.): Massentötungen, 1983, S. 194.

³⁰³ Kogon (Hg.): Massentötungen, 1983, S. 235. Die Bahntransporte wurden übrigens nach einem ausgeklügelten Fahrplan durchgeführt. Ebd.

³⁰⁴ Pressac: Krematorien, 1995, S. 155 (chronologischer Anhang).

³⁰⁵ Sofsky: Terror, 1993, S. 299.

schließlich mit der Lieferung der Verbrennungstechnik für die vier Krematorien in Birkenau sein "Geschäft des Jahrhunderts" abzuschließen.³⁰⁶

Angesichts des betriebenen Aufwandes und der Konzeption der Anlage konnte es den beteiligten zivilen Technikern jedoch nicht entgehen, zu welchen verbrecherischen Zwecken die Verbrennungsöfen benötigt wurden.³⁰⁷ Einige Konstruktionsprinzipien, wie die der Gaskammern, wären sonst nicht erklärlich gewesen, und immer wieder weisen sprachliche "Fehlleistungen" in Schriftstücken darauf hin, daß der Zweck der Investitionen nicht vollständig zu verbergen war.³⁰⁸ Aber derartige Erkenntnisse blieben offensichtlich folgenlos. So griffen geschäftliches Interesse und technische Rationalität ineinander, um die Beseitigung der Leichen technisch zu ermöglichen.

Auf diese Weise wurden die Krematorien zum letzten Glied einer immer weiter perfektionierten Tötungsmaschinerie. In den Konzentrations- und Vernichtungslagern ging es um das serielle Morden, bei dem sich die Verantwortlichen eben jene spezifisch technische Rationalität zunutze machen konnten, die sich schon seit Jahrzehnten ausgeprägt hatte: "Das Töten wurde räumlich zentralisiert, in seinem Ablauf koordiniert und standardisiert, funktional aufgegliedert und in begrenztem Umfang technisiert. Die Opfer der Tötungsstationen in den Konzentrationslagern und der 'Todesfabriken' waren nurmehr eine anonyme Serie", schreibt Wolfgang Sofsky.³⁰⁹ Das sind Erscheinungsformen, die wenigstens im Ansatz auch bei der Entwicklung des modernen Bestattungswesens zu konstatieren waren.

Immer wieder stand für die SS die Effizienzsteigerung der Verbrennungsöfen im Mittelpunkt, immer wieder wurde nach Rentabilisierungsmöglichkeiten gesucht.³¹⁰ Und nicht zufällig wurden

³⁰⁶ Pressac: Krematorien, 1995, S. 59. "Geschäft des Jahrhunderts" ist die Überschrift des entsprechenden Kapitels (S. 56).

³⁰⁷ Pressac: Krematorien, 1995, S. 69-70. Hinweise auf das Wissen beteiligter Zivilpersonen bei Pressac auch S. 90, S. 91 und S. 93.

³⁰⁸ Siehe beispielsweise Pressac: Krematorien, 1995, S. 78. Zur Rolle der technischen Intelligenz in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur siehe Karl-Heinz Ludwig: Technik und Ingenieure im Dritten Reich. Düsseldorf 1979 (Nachdruck der Ausgabe von 1974).

³⁰⁹ Sofsky: Terror, 1993, S. 39. "Seriellles" Morden wurde übrigens in Buchenwald auch durch eine eigens errichtete Genickschußanlage praktiziert, in der rund 8 500 Kriegsgefangene ermordet wurden. Sofsky: Terror, S. 51.

³¹⁰ Pressac: Krematorien, 1995, S. 5 und S. 85. Im übrigen waren Gaskammern und Krematorien keineswegs die einzigen Zeichen der Mechanisierung des Tötens durch die SS-Lagerverwaltung: Die Konstruktion eigener Erschießungsanlagen (so in Sachsenhausen) und mobiler Kraftfahrzeug-Gaskammern dokumentieren, zu was für Konsequenzen diese menschenverachtend-perfektionistische Rationalität führte. Kogon u.a. (Hg.): Massentötungen, 1983, S. 254; Schwarz: Konzentrationslager, 1990, S. 208. - Neben den Konzentrationslagern zeigte vor allem auch der "Krieg der Ingenieure" während des Zweiten Weltkriegs, daß das "mechanisierte

die "Täter", also die SS-Angehörigen als Ausführende der Massenmorde, unter anderem als Technokraten, Karrieristen und beflissene Befehlsempfänger charakterisiert.³¹¹ Wie Überlebende berichten, galten ihnen Leichen als lästiger Abfall: "Die sterblichen Überreste waren für sie eine Masse, die ihnen größte Ungelegenheiten bereitete. Sie mußten unter Ausnutzung des technischen Fortschritts spezielle Öfen (Krematorien) bauen, um diese lästige Masse zu beseitigen."³¹²

Makabrer Schlußpunkt dieser Rationalität des Tötens war die Verwertung der Aschenreste. In Majdanek wurden die Gemüsegärten mit der Asche der Ermordeten gedüngt, auch zur Kompostierung wurde sie genutzt.³¹³ Von Neuengamme wird ebenfalls berichtet, daß die Aschenreste in der lagereigenen Gärtnerei kompostiert und als Dünger verstreut wurden.³¹⁴

Massentötungen und Leichenbeseitigung blieben den Lagerhäftlingen kaum verborgen. Wie autobiographische Zeugnisse belegen, wechselte die Haltung der in Auschwitz/Birkenau Inhaftierten zwischen trügerischer Hoffnung und lakonischer Erkenntnis.³¹⁵ Letztlich aber war der Tod allgegenwärtig und nicht zu verdrängen.³¹⁶

So wurden die Krematorien von Auschwitz/Birkenau denn auch von den Häftlingen mit Worten umschrieben, die das hilflose Wissen um den drohenden Tod dokumentieren. Zu den dabei benutzten Symbolen gehörte der Krematoriums-Schornstein. Die entsprechenden Wendungen

Schlachtfeld" inzwischen Realität geworden war. Siehe dazu zusammenfassend Braun: Konstruktion, 1992, S. 172-206.

³¹¹ Sofsky: Terror, 1993, S. 32. Daß die Krematorien dabei eine besondere Rolle spielten, zeigt übrigens auch der Umstand, daß sie innerhalb des SS-Hauptamtes "Haushalt und Bauten" eine eigene Stelle erhielten. Pressac: Krematorien, 1995, S. 38. Dieses SS-Hauptamt ging 1942 im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt auf.

³¹² Zdzislaw Ryn/Stanislaw Klodzinski: Tod und Sterben im Konzentrationslager. In: Auschwitz-Hefte 1, Weinheim, Basel 1987, S. 281-328, hier S. 317.

³¹³ Marszalek: Majdanek, 1984, S. 145. Makabre Parallelen: Vorschläge zur Verwertung der Aschenreste gab es, wie beschrieben, auch bei den ersten Überlegungen zur Einführung der Feuerbestattung. Siehe Kap. V.1.

³¹⁴ Bauche u.a.: Arbeit und Vernichtung, 1986, S. 162.

³¹⁵ Der italienische Schriftsteller Primo Levi berichtet in seinem autobiographischen Werk "Ist das ein Mensch?", wie ihm in Auschwitz auf das Stichwort Krematorium hin vorgerechnet wurde, wieviele Menschen dort getötet sein worden mußten - er selber verharrt noch in Ungläubigkeit und meint, diese seien vielleicht in andere Lager verlegt worden. Primo Levi: Ist das ein Mensch? München, Wien 1991, S. 50-51. Die Sprengung eines der Krematorien in Birkenau durch rebellierende KZ-Insassen wird mit bewunderndem, fast ungläubigem Staunen erwähnt. Ebd., S. 141-142.

³¹⁶ Zum Umgang mit der ständigen Konfrontation mit Sterben und Tod siehe unter anderem die auf persönlichen Berichten basierende Untersuchung von Ryn/Klodzinski: Tod, 1987.

lauteten: "sie haben sie zum Schornstein gebracht", oder: "durch den Schornstein fliegen".³¹⁷ In entmutigend bitterer Anschaulichkeit bezeichneten sie aus Sicht der Opfer den einzigen und letzten Weg aus dem Konzentrationslager.

³¹⁷ Zenon Jagoda/Stanislaw Klodzinski/Jan Maslowski: "bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada". Zum "Krematoriumsesperanto", der Sprache polnischer KZ-Häftlinge. In: Auschwitz-Hefte 2, Weinheim, Basel 1987, S. 241-260, zur Schornsteinsymbolik S. 254.

Schluß: Die Entzauberung des Todes

Wir sind an einem Ende angelangt. Ich habe versucht, jenen Prozeß zu beschreiben und zu erklären, in dessen Verlauf der Tod radikal entzaubert wurde. Es war der Prozeß einer "Rationalisierung". Zu seinen Erscheinungsformen gehören im 20. Jahrhundert Reformfriedhof, Feuerbestattung und Anonyme Aschenbeisetzung, aber auch die Krematorien der NS-Tötungsmaschinerie.

Die Entzauberung des Todes hat ihre Geschichte. Sie beginnt im späten 18. Jahrhundert. Ihr Verlauf wurde von dem Versuch geprägt, im Umgang mit den Toten jene spezifisch bürgerlich-aufgeklärte Form von Rationalität durchzusetzen, die mit Stichwörtern wie Effizienz, Pragmatismus, Technisierung umrissen wurde. Diese Rationalität prallte dabei, teilweise unvermittelt, auf bestehende Traditionen. Daraus entstand ein gesellschaftliches Spannungsfeld, das zur Entfaltung von heterogenen, höchst aufschlußreichen sepulkralen Mustern führte.

Eines der augenfälligsten Beispiele für dieses Spannungsfeld bildet die ästhetische Struktur der Friedhöfe. Als zentrale "Orte des Todes" wurden sie zum Spiegelbild gesellschaftlicher Veränderungen. Glichen die alten Begräbnisplätze in der Regel noch "wüsten Äckern", so fanden die seit dem späten 18. Jahrhundert neu vor den Stadttoren angelegten Friedhöfe zu geometrischer Ordnung. Mit ihren Grabmälern entwickelten sie sich in der Folge zu gesellschaftlich-repräsentativen Stätten von "Bürgerlichkeit". Die Natur verlieh dem Tod spätestens dann ein stimmungsvolles Kleid, als in der Zeit des Kaiserreiches städtische Friedhöfe zu Gesamtkunstwerken modelliert wurde. Der nach 1920 aufkommende funktionale Reformfriedhof lehnte dann deren weltflüchtige Ästhetik ab, und die Grabmäler wurden typisiert und standardisiert. Damit waren die Friedhöfe ein Element jener neuen kommunalpolitischen Rationalität geworden, zu deren wichtigsten Zielen die effiziente Organisation städtischer Aufgaben gehörte.

In diese Rationalität paßte sich die Feuerbestattung auf geradezu ideale Weise ein. Mit ihrer "Technisierung des Todes" sorgte sie für die bedeutendste Zäsur im Bestattungswesen der letzten Jahrhunderte. Eine kleine Minderheit innerhalb des Bürgertums - säkularisiert, fortschrittsgläubig, gesellschaftlich engagiert - focht für den Bau von Krematorien. 1878 wurde dieses Ziel in Deutschland erstmals erreicht. Der eigentlich technische Kern der Krematorien aber wurde in immer wieder neuen Variationen architektonisch "verhüllt" und ist seitdem ein gesellschaftlich tabuisierter Ort geblieben, den keine Trauerfeier je erreichte.

Das zeigt, daß die hier beschriebenen Entwicklungen selten eindimensional verliefen. Der

Wandel der Friedhofs- und Trauerkultur vollzog sich in steter Wechselwirkung zu sozialen, wirtschaftlichen, technischen und politischen Veränderungen. Es war ein Wandel, der traditionelle Ausdrucksformen nicht einfach negierte, sondern selektiv immer wieder auf vorgängige kulturelle Muster zurückgriff. Aus der Spezifik gesellschaftlicher Erfahrungen resultierten dann jene mehrdeutigen Ausdrucksformen, die uns im Verlauf dieser Studie regelmäßig begegnet sind und deren Periodisierung nicht immer den üblichen historischen Zäsuren entspricht.

Zu den großen Verlierern der Entzauberung des Todes gehören die Kirchen. Bedeutete die Verlegung der Begräbnisplätze vor die Stadttore schon an sich einen Verlust an Präsenz im politischen Zentrum, so war sie häufig auch noch verbunden mit der Einschränkung kirchlicher Verfügungsgewalt. Diese Entwicklung mündete im 19. Jahrhundert in der Kommunalisierung vieler städtischer Friedhöfe, bevor die Kirchen durch die Einführung der Feuerbestattung, die von ihnen als "heidnisch-materialistisch" verdammt wurde, einen weiteren herben Rückschlag hinnehmen mußten. Die gesellschaftliche Dynamik hygienischer und technischer Rationalität war letztlich stärker als die Macht des Glaubens.

So hat sich der Umgang mit den Toten mittlerweile zu einer Angelegenheit für Mediziner, Techniker und Friedhofsverwalter entwickelt. Nur noch wenige Relikte sind erhalten geblieben von jener emotionsgetönten Trauerkultur, die das Bürgertum im 19. Jahrhundert so vollendet zelebrierte. Der Tod scheint aller Zeremonien entkleidet worden zu sein. Aus einem einst rätselhaften, vielgedeuteten Mythos ist ein praktisches, delegierbares Problem geworden, zu dessen Bewältigung ein breitgefächertes Dienstleistungsangebot bereitsteht.

Dabei wird der Tod heute im allgemeinen gerade nicht verdrängt, wie ein verbreitetes Klischee meint. Gegen dieses Klischee spricht zum einen schon die mediale Präsenz des Themas: Der publikumswirksam aufbereitete Katastrophen- oder Kriegstod wird ebenso als Ereignis goutiert wie der fiktionale Tod in Film und Literatur. Zum anderen unterstellt der Begriff "Verdrängung" psychische Vorgänge dort, wo es sich doch vor allem um eine pragmatischere Art des Umgangs mit den Toten handelt. Wer sich der Grenze zum Sterben nähert, wird ins Ghetto des Altenheims oder Krankenhauses abgeschoben. Mediziner sorgen für eine exakte Definition des Todeszeitpunkts. Das übrige wird von den Bestattungsunternehmen geregelt, deren klingende Namen wie "Pietät" oder "St. Anschar" einen Rest an Tradition suggerieren.

In der Einleitung zu dieser Studie war die Rede von Tradition, Erinnerung und Gedächtnis. Wir erleben derzeit mit der Anonymen Beisetzung die Anfänge einer neuartigen, ganz anderen Erinnerungskultur. Sie läutet den Abschied von den individuellen Grabmälern ein, die ihre Blütezeit im "bürgerlichen" 19. Jahrhundert erlebt hatten, einen Abschied aber auch

von den Friedhöfen, wie wir sie bisher kannten. Vielleicht ist das Wissen um diesen Abschied auch der Grund, warum heute die historischen Friedhöfe mit ihren alten Grabsteinen eine so starke Faszination ausüben. Es wäre nicht das erste Mal, wenn das, was gerade im Verschwinden begriffen ist, im melancholischen Rückblick noch einmal gefeiert wird ...

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Quellen

Kreisarchiv Gotha

[Vorbemerkung: Die im folgenden aufgeführten Bestände des Stadtarchives Gotha befanden sich bei Einsichtnahme im Februar/März 1989 unter den Beständen des Kreisarchives Gotha].

- Acten des Stadtrathes zu Gotha: Die Einführung der facultativen Leichenverbrennung. Band I ff. Stadtarchiv Gotha Nr. 3545. Loc. 51 Nr. 37.
- Acten des Stadtrathes zu Gotha: Die polizeilichen Bestimmungen über die Feuerbestattung Verstorbener, darin der Nachtrag zur Friedhofsordnung vom 1. Juli 1875. Stadtarchiv Gotha Nr. 3584. Loc. 51 Nr. 48a.
- Acten des Stadtrathes zu Gotha betreffend Erbauung eines Leichenverbrennungsapparates auf dem Friedhof V. Stadtarchiv Gotha Nr. 3589. Loc. 51 Nr. 55a.
- Acten des Stadtrathes zu Gotha betreffend: die Einteilung des Urnenhaines auf Friedhof V und die Herstellung der Einfassungen der Plätze. Stadtarchiv Gotha Nr. 3677. Loc. 51 Nr. 136a.
- Acten des Stadtrathes zu Gotha betr. Leichenverbrennungsapparat (o. Sign.).

Staatsarchiv Hamburg:

- Bestand Friedhofsverwaltung 325-1, Akte 64 und 238.

Denkmalschutzamt Hamburg:

- Akte Altes Krematorium Alsterdorfer Str. DA 39-407.301. Band 1-5.
(darin auch: Hermann Hipp: Gutachten, betr.: Ehemaliges Krematorium Hamburg-Alsterdorf, 1976).

Friedhofsverwaltung Hamburg-Ohlsdorf

- Sargregister 1892-1895; Feuerbestattungsregister 1892-1895.

Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal, Kassel

- Merkblatt für die bei Beschaffung und Aufstellung eines Grabmales sowie der Ausgestaltung der Grabstätte zu beachtenden Gesichtspunkte. Bearbeitet vom Arbeitsausschuß für Friedhof und Denkmal bei der Reichskammer der bildenden Künste. In: Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern. Ausgabe A. 6. (102.) Jahrgang, Nr. 14, 2. April 1941, S. 544-546.
- Richtlinien für die Gestaltung des Friedhofs und Reichsmusterfriedhofsordnung. In: Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern. Ausgabe A. 2. (98.) Jahrgang, Nr. 4, 27. Jan. 1937, S. 114-136.

2. Zeitungen und Zeitschriften mit anonymen Kurzbeiträgen sowie verstreutes Material

- Berliner Illustrierte Zeitung 1901, Nr. 39.
- Berliner Tageblatt Nr. 416, 18.8.1913.
- Bureau für technische Feuerungs-Anlagen, Stettin: Anweisungen für die Bedienung des Feuerbestattungs-Apparat System Rich. Schneider. O. J. [nach 1911] (4. Aufl.).
- Dekorative Kunst 9, 5.2.1906.
- Deutsche Bauzeitung 35, 1901, Nr. 23.
- Deutsche Bauzeitung 45, 1911, Nr. 58.
- Deutsche Bauzeitung 47, 1913, Nr. 17.
- Der deutsche Steinbildhauer, Steinmetz und Steinbruchbesitzer. Jahrgang 21, 1905, Nr. 25; Jahrgang 22, 1906, Nr. 2, Nr. 26, Nr. 37, Nr. 44; Jahrgang 23, 1907, Nr. 11, Nr. 17.
- Deutsche Techniker-Zeitung 24, 1907, Heft 8, 23.2.1907.
- Hamburger Echo Nr. 191, 16.8.1913.
- Hamburger Echo Nr. 193, 19.8.1913.
- Hamburger Echo Nr. 194, 20.8.1913.
- Hamburger Fremdenblatt Nr. 193, 19.8.1913.
- Hamburger Fremdenblatt, 13.7.1901.
- Hamburger Montagsblatt (Sonderausgabe des Hamburger Fremdenblattes) Nr. 36, 18.8.1913.
- Illustrierte Zeitung vom 11.6.1887.
- Illustrierte Zeitung vom 7.3.1901.
- Kunstwart und Kulturwart, 1915, Erstes Märzheft.
- Vossische Zeitung Nr. 179, 10.4.1913.
- Züricher Wochenchronik Nr. 34, 23.8.1913.

3. Literatur

Abt, Josef/Wolfgang Vomm: Der Kölner Friedhof Melaten. Köln 1980.

Ackermann, Volker: Nationale Totenfeiern in Deutschland. Vom Wilhelm I. bis Franz Josef Strauß. Eine Studie zur politischen Semiotik. Stuttgart 1990.

Adler, Victor: Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky. Gesammelt und erläutert von Friedrich Adler. Hg. vom Parteivorstand der Sozialistischen Partei Österreichs. Wien 1954.

Adorno, Theodor W.: Über Tradition. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band 10/1: Kulturkritik und Gesellschaft I. Frankfurt/M. 1977, S. 310-320.

Aka, Christine: Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens. Detmold 1993.

Althammer, Fritz: Friedhofsentwicklung in Frankfurt/M. Kurzfassung einer Fallstudie. In: Wie die Alten, 1979, S. 167-170.

Althammer, Fritz: Nekropole im Wandel der Zeiten. Die Grabmale des Frankfurter Hauptfriedhofes. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 56, 1978, S. 211-231.

Arghezi, Tudor: Der Friedhof. Roman. Frankfurt/M. 1991.

Ariès, Philippe: Bilder zur Geschichte des Todes. München, Wien 1984.

Ariès, Philippe: Geschichte des Todes. München 1985 (2. Aufl.)

Ariès, Philippe: Studien zur Geschichte des Todes. München 1981.

Arndt, Karl: Denkmal und Grabmal. Notizen zur Entwicklung seit dem Klassizismus. In: Wie die Alten, 1979, S. 17-26.

Artelt, Walter u.a. (Hg.): Städte-, Wohnungs- und Kleidungshygiene des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Stuttgart 1969.

Asendorf, Christoph: Batterien der Lebenskraft. Zur Geschichte der Dinge und ihrer Wahrnehmung im 19. Jahrhundert. Gießen 1978.

Assmann, Jan/Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1988.

Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992

Aufmuth, Ulrich: Die deutsche Wandervogelbewegung unter soziologischem Aspekt. Göttingen 1979.

Backs, Silvia: Die münsterischen Begräbnisplätze von der karolingischen Zeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. In: Alte Friedhöfe in Münster. Geschichte - Kunstgeschichte. Münster 1987, S. 29-34.

Bahnsen, Wilhelm: Die Stellung der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung. Berlin 1898.

Bajohr, Frank: Vom Honoratiorentum zur Technokratie. Ambivalenzen städtischer Daseinsvorsorge

und Leistungsverwaltung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. In: Bajohr u.a. (Hg.): Zivilisation, 1991, S. 66-82.

Bajohr, Frank/Werner Johe/Uwe Lohalm (Hg.): Zivilisation und Barbarei: Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Hamburg 1991.

Barker, Felix/John Gay: Highgate Cemetery. Victorian Valhalla. London 1984.

Barner, Wilfried u.a.: Lessing. Epoche - Werk - Wirkung. München 1981 (4. Aufl.).

Barner, Wilfried: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Tradition, Norm, Innovation. München 1989, S. IX-XXIV.

Barthel, Christian: Medizinische Polizey und medizinische Aufklärung. Aspekte des öffentlichen Gesundheitsdiskurses im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1989.

Bauche, Ulrich u.a. (Hg.): Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Hamburg 1986

Bauer, Franz J.: Von Tod und Bestattung in alter und neuer Zeit. In: Historische Zeitschrift 254, 1992, Heft 1, S. 1-31.

Bauer, Werner T.: Wiener Friedhofsführer. Wien 1988.

Baur-Heinhold, Margarete: Schmiedeeisen-Grabkreuze. München 1984.

Bebel, August: Aus meinem Leben. Berlin (DDR) 1961.

Bebel, August: Die Frau und der Sozialismus. Stuttgart 1904 (36. Aufl.).

Bebel, August: Die Mohamedanisch-Arabische Kulturperiode. Stuttgart 1884.

Beckmann, Alfred: Das Bestattungsritual der katholischen Kirche. Historische und theologische Aspekte unter besonderer Berücksichtigung der Aufklärungszeit. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 63-67.

Behm, Britta Lisette: Vom "scheußliche[n] Gerippe" zum "Zwillingsbruder des Schlafes" - Die Propagierung eines neuen Todesbildes als Mittel bürgerlicher Emanzipation im 18. Jahrhundert. Maschinenschriftl. Staatsexamensarbeit. Hamburg 1994.

Belgrader, Michael/Hans-Kurt Boehlke: "Friedhof". In: Theologische Realenzyklopädie. Band XI. Berlin, New York 1983, S. 646-653.

Beltz, Walter (Hg.): Lexikon der letzten Dinge. Augsburg 1993.

Ben-Amos, Dan: The seven strands of tradition: Varieties in its Meaning in American Folklore Studies. In: Journal of Folklore Research 21, 1984, S. 97-131.

Beneke, H. F.: Der Friedhofsdienst 1906. Separatdruck aus dem Hamburgischen Kirchenblatt. Hamburg 1907.

Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band I.2. Werkausgabe. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Zweiter Band. Frankfurt/M. 1980, S. 471-508.

Benraths Führer durch den Friedhof in Ohlsdorf. Neu bearb. von Max Schumm. Hamburg 1910/11

(5. Aufl.).

Berckenbusch, Gisela: Zum Heulen. Kulturgeschichte unserer Tränen. Berlin 1985.

Berding, Helmut/Hans Peter Ullmann: Veränderungen in Deutschland an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Dies. (Hg.): Deutschland zwischen Revolution und Restauration. Königstein/Ts. 1981, S. 11-42.

Bergeijk, Herman van: Necropolis, metropolis. Development of funerary institutions in Germany 1871-1918. In: Lotus International 1983, Heft II: Funerary Lotus, S. 79-82.

Berger, Patricia/Frank Thomas Gatter/Hans Klusmann-Burmeister: Ruhe süße Ruhe schwebe. Historische Friedhöfe in Nienburg. Nienburg 1994.

Bergmann, Klaus: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim 1970.

Bernbach, Udo: Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie. Frankfurt/M. 1994.

Bernbeck, Gerhard: Der alte Friedhof in Gießen. Gießen 1981 (2. Aufl.).

Berndt, Heide: Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie. In: Die alte Stadt 14, 1987, S. 140-163.

Berner, Max: Das Bestattungswesen in Preußen. Eine Darstellung unter Würdigung von Theorie und Praxis. Berlin 1932.

Bernsdorff-Engelbrecht, Christiane: Überlegungen zu einer Studie über den Wandel der Trauermusik im 18. und 19. Jahrhundert. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 165-170.

Bessinger, Otto: Carl Ernst Bock als Mitarbeiter der "Gartenlaube". Diss. Frankfurt/M. 1956.

Besuch bei Toten. Ein imaginärer Friedhof. Angelegt von Peter Maigler. Frankfurt/M. 1985.

Beutelspacher, Martin: Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrungen in der Aufklärung. Weingarten 1986.

Beutinger, Ernst: Handbuch der Feuerbestattung. Leipzig 1911.

Beyreuther, Erich: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1965.

Biedermann, Wolfgang: Friedhofkultur in Wien im 19. Jahrhundert. Das Bestattungswesen vom Josefinismus bis zur Gründerzeit. Diss. Wien 1978.

Bloch, Ernst: Gibt es Zukunft in der Vergangenheit? In: Leonhard Reinisch (Hg.): Vom Sinn der Tradition. München 1970, S. 17-33.

Bloch, Peter/Ludwig Scherhag: Grabmäler in Berlin III. Exempel: Die Kirchhöfe des 18. Jahrhunderts vor dem Halleschen Tor. Berliner Forum 7/80. Berlin 1980.

Bloch, Peter: Der Tod aus der Sicht der Hinterbliebenen. In: Wie die Alten, 1979, S. 27-36.

Bloch, Peter: Umriß einer Geschichte der Berliner Bildhauerei vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Abdankung Wilhelm II. In: Ders./Waldemar Grzimek: Das klassische Berlin. Die Berliner

Bildhauerschule im neunzehnten Jahrhundert. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1978, S. 21-346.

Blum, Paul Richard: Studien zur Thematik des Todes im 16. Jahrhundert. Wolfenbüttel 1983.

Boberg, Jochen/Tilman Fichter/Eckhart Gillen (Hg.): Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert. München 1984.

Boehlke, Hans-Kurt: Einführung. In: Wie die Alten, 1979, S. 1-6.

Boehlke, Hans-Kurt: Die Feuerbestattung in kulturhistorischer Perspektive. In: Friedhof und Denkmal 33, 1988, Nr. 5/6, S. 82-105.

Boehlke, Hans-Kurt: Der Gemeindefriedhof. Gestalt und Ordnung. Köln, Berlin 1973 (2., verbesserte Auflage).

Boehlke, Hans-Kurt: Der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal und die Friedhofsreform. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 6, S. 83-90.

Boehlke, Hans-Kurt: Über das Aufkommen der Leichenhäuser. In: Wie die Alten, 1979, S. 135-146.

Boehlke, Hans-Kurt: Die Verwendung des hochglanzpolierten schwedischen schwarzen Granitgesteins auf den Friedhöfen. Hermannsburg 1955

Boehlke, Hans-Kurt: Werner Lindner - Ein Leben für Heimatschutz und Friedhofsreform. In: Rotenburger Schriften 72/73, 1990, S. 93-113.

Bönig, Jürgen: Technik und Rationalisierung in Deutschland zur Zeit der Weimarer Republik. In: Ulrich Troitzsch/Gabriele Wohlauf (Hg.): Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze. Frankfurt/M. 1980, S. 390-419.

Bönisch-Brednich, Brigitte/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991.

Bogner, Josef: Geschichte des Münchner Waldfriedhofs. In: Oberbayerisches Archiv 104, 1979, S. 201-258.

Bolenz, Eckhard: Vom Baubeamten zum freiberuflichen Architekten. Technische Berufe im Bauwesen (Preußen/Deutschland 1799-1931). Frankfurt/M. u.a. 1991.

Bolin, Norbert: Sterben ist mein Gewinn. Ein Beitrag zur evangelischen Funeralkomposition der deutschen Sepulkralkultur des Barock. 1550-1750. Kassel 1989.

Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt/Main, Leipzig 1994.

Boockmann, Hartmut: Denkmäler, eine Utopie des 19. Jahrhunderts. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 28, 1977, S. 160-173.

Borst, Arno u.a. (Hg.): Tod im Mittelalter. Konstanz 1993.

Brackenhoeft, Eduard: Das Crematorium in Hamburg. Eine übersichtliche Darstellung der Entstehung, Einrichtungen und Betriebsvorschriften des Crematoriums in Hamburg. Hamburg 1896.

Brackenhoeft, Eduard: Die Beisetzung der Aschen-Überreste Feuerbestatteter. Ihre Berechtigung und Gestaltung. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis der Feuerbestattung. Hamburg 1904.

Brackenhoeft, Eduard: Die Feuerbestattung in Hamburg. Eine Darstellung der Einführung der facultativen Feuerbestattung in Hamburg sowie der für die Feuerbestattung in Hamburg bestehenden Einrichtungen und Vorschriften. Hamburg 1894.

Brackenhoeft, Eduard: Die Feuerbestattung und ihre Ausführung. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege 45, 1913, S. 77-90.

Brackenhoeft, Eduard: Feuerbestattung und Pietät. Wien 1909.

Brackenhoeft, Eduard: In memoriam. Eine Trauerfeier im Crematorium zu Hamburg am 17. März 1899. Wien 1899.

Braet, Herman/Werner Verbeke (Hg.): Death in the Middle Ages. Leuven 1983.

Braudel, Fernand: Geschichte und Sozialwissenschaften. Die "longue durée". In: Marc Bloch u.a.: Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse. Hg. von Claudia Honegger. Frankfurt/M. 1977, S. 47-85.

Braun, Hans-Joachim: Konstruktion, Destruktion und der Ausbau technischer Systeme zwischen 1914 und 1945. In: Ders./Walter Kaiser: Energiewirtschaft, Automatisierung, Information seit 1914. Propyläen Technikgeschichte, Band 5. Hrsg. von Wolfgang König. Frankfurt/M., Berlin 1992, S. 11-279.

Brednow, Walter: Christoph Wilhelm Hufeland. Arzt und Erzieher im Lichte der Aufklärung. Berlin (DDR) 1964.

Brix, Michael/Monika Steinhauser (Hg.): Geschichte allein ist zeitgemäß. Historismus in Deutschland. Gießen 1978.

Brix, Michael/Monika Steinhauser: Geschichte im Dienste der Baukunst. Zur historistischen Architektur-Diskussion in Deutschland. In: Dies. (Hg.): Geschichte allein ist zeitgemäß. Historismus in Deutschland. Gießen 1978, S. 199-327.

Brock, Bazon: Der Hang zum Gesamtkunstwerk. Pathosformeln und Energiesymbole zur Einheit von Denken, Wollen und Können. In: [Der] Hang zum Gesamtkunstwerk, 1983, S. 22-39.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. vollständig neu bearbeitete Ausgabe. Leipzig, Berlin, Wien 1898.

Bronfen, Elisabeth: Die schöne Leiche. Weiblicher Tod als motivische Konstante von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Moderne. In: Renate Berger/Inge Stephan (Hg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur. Köln, Wien 1987, S. 87-115.

Bronfen, Elisabeth: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. München 1994.

Bruford, Walter H.: Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1975.

Brunner, Carl: Das Beerdigungswesen in der Residenzstadt Cassel. Versuch einer Darstellung auf Grund der städtischen Akten. Cassel 1905.

Burckhardt, Martin: Metamorphosen von Raum und Zeit. Eine Geschichte der Wahrnehmung. Frankfurt/M., New York 1994.

Burkel, Ernst: Über die Verhütung des Scheintodes. Diss. München 1984.

Buschmann, Hans-Georg: Der Nordfriedhof von Wiesbaden und seine Vorgänger. Geschichte, Begräbnissitten und -riten, Grabmäler. Frankfurt/M. u.a. 1991.

Butler, Thomas (Hg.): Memory. History, Culture and Mind. Oxford 1989;

Buttlar, Adrian von: Der Landschaftsgarten. Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik. München 1980.

Campbell, Joan: Der Deutsche Werkbund 1907-1934. München 1989.

Caspary, Hans: Klassizistische Grabmäler auf dem Mainzer Hauptfriedhof. In: Mainzer Zeitschrift 67/68, 1972/73, S. 274-278.

Choron, Jacques: Der Tod im abendländischen Denken. Stuttgart 1967.

Clark, Vincent Alan: Entstehung und Professionalisierung der Architektenberufe in England und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 529-542.

Claussen, Horst: Zur Geschichte des Grabmals in Deutschland bis um 1800. In: Friedhof und Denkmal 34, 1989, Nr. 6, S. 90-101.

Clifford, Derek: Geschichte der Gartenkunst. München 1966.

Condrau, Gion: Der Mensch und sein Tod. Certa moriendi condicio. Zürich, Einsiedeln 1984.

Conze, Werner/Jürgen Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich. Stuttgart 1985.

Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin 1984.

Cremers, Dietmar: Totenweiber und Totengräber im Marburg des 19. Jahrhunderts. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Marburg 1994.

Croon, Helmut: Staat und Städte in den westlichen Provinzen Preußens 1817-1875. Ein Beitrag zum Entstehen des Preußischen Bau- und Fluchtliniengesetzes von 1875. In: Fehl/Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 55-79.

Curdes, Gerhard/Renate Oehmichen (Hg.): Künstlerischer Städtebau um die Jahrhundertwende. Der Beitrag von Carl Henrici. Köln 1981.

Curl, James S.: A Celebration of Death. An introduction to some of the buildings, monuments, and settings of funerary architecture in the Western European tradition. London 1980.

Demel, Walter: Vom aufgeklärten Reformstaat zum bürokratischen Staatsabsolutismus. München 1993.

Demmel, Hans Jos.: Die römisch-katholische Kirche und ihre Stellung zur Feuerbestattung. Köln 1928.

Derwein, Herbert: Geschichte des christlichen Friedhofs in Deutschland. Frankfurt/M. 1931.

Derwein, Herbert: Vom Heidelberger Begräbniswesen in früheren Zeiten. In: Kurpfälzer Jahrbuch 6, 1930, S. 54-68.

Dethlefs, Silvia: Zur Geschichte der Friedhöfe und des Bestattungswesens in Münster. Münster 1991.

Dickenberger, Udo: Der Tod und die Dichter. Scherzgedichte in den Musenalmanachen um 1800. Eine Sammlung von 220 Spottgrabinschriften. Hildesheim, Zürich, New York 1991.

Diefenbach, Joachim: Die rechtlichen Voraussetzungen für Gestaltungsvorschriften im Rahmen der "Zwei-Felder-Wirtschaft". In: Friedhof und Denkmal 37, 1992, Nr. 6, S. 84-88.

Diefenbach, Joachim/Reiner Sörries: Pestsarg und Ausschüttruhe. Kurzer Abriß der Geschichte des Holzsarges. In: Vom Totenbaum, 1993, S. 37-42.

Diercks, Herbert: Friedhof Ohlsdorf. Auf den Spuren von Nazi Herrschaft und Widerstand. Hamburg 1992.

Dipper, Christof: Deutschland 1648-1789. Frankfurt/M. 1991.

Döring, Jürgen: Die alten Göttinger Friedhöfe und ihre Grabdenkmäler. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 49-57.

Döring, Jürgen: Die Geschichte der alten Göttinger Friedhöfe. In: Göttinger Jahrbuch 31, 1983, S. 95-142.

Döring, Jürgen: Göttinger Grabmäler in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Göttinger Jahrbuch 33, 1985, S. 89-177.

Döring, Jürgen: Grabmäler des 18. Jahrhunderts in Göttingen. In: Göttinger Jahrbuch 32, 1984, S. 99-206.

Doerry, Martin: Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreiches. Zwei Bände. Weinheim, München 1986.

Dolgener, Dieter: Historismus. Deutsche Baukunst 1815-1900. Leipzig 1993.

Dolgener, Dieter: Klassizismus. Deutsche Baukunst. Leipzig 1991.

Dorn, Conrad: Der Friedhof zum Heiligen Sebastian in Salzburg. Salzburg 1969.

Dorn, Ernst-Paul: Das Hamburger Crematorium. In: Deutsche Bauzeitung 26, 1892, S. 97.

Dorneich, Julius: Der Alte Friedhof in Freiburg im Breisgau. Freiburg i. Brsg. 1967.

Drolshagen, Ebba D.: Der melancholische Garten. Der Frankfurter Hauptfriedhof und seine Grabdenkmäler im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1987.

Dülmen, Richard van: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland. Frankfurt/M. 1986.

Dülmen, Richard van: Vorbemerkung. In: Ders. (Hg.): Dynamik der Tradition. Studien zur historischen Kulturforschung IV. Frankfurt/M. 1992, S. 7-11.

Ebhardt, Franz (Hg.): Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Leipzig 1913 (17. Aufl.).

Eckardt, Götz: Johann Gottfried Schadow. 1764-1850. Der Bildhauer. Leipzig 1990.

Ehmer, Josef: Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels. Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M., New York 1994.

Ehrenberg, Richard: Die Unternehmungen der Brüder Siemens. Erster Band. Bis zum Jahre 1870. Jena 1906.

Einholz, Sibylle: Die Berliner Bildhauerschule und die Kreuzberger Friedhöfe. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 105-125.

Einholz, Sibylle: Sepulkralplastik in Stahnsdorf. In: Christoph Fischer/Volker Welter (Hg.): Frühlicht im Beton. Das Erbbegräbnis Wissinger von Max Taut und Otto Freundlich in Stahnsdorf. Berlin 1989, S. 62-67.

Einholz, Sibylle: Was der Nachwelt bleibt - Einblicke in die Berliner Sepulkralplastik. In: Peter Bloch/Sibylle Einholz/Jutta von Simson (Hg.): Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Berlin 1990, S. 257-280.

Eisenstadt, Samuel N.: Tradition, Wandel und Modernität. Frankfurt/M. 1979.

Eisold, Norbert: Das Dessau-Wörlitzer Gartenreich. Der Traum von der Vernunft. Köln 1993.

Eksteins, Modris: Rites of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age. Toronto 1989 (dt.: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Reinbek 1990).

Eley, Geoff: Die deutsche Geschichte und die Widersprüche der Moderne. Das Beispiel des Kaiserreiches. In: Bajohr u.a. (Hg.): Zivilisation, 1991, S. 17-65.

Elias, Norbert: Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt/Main 1982.

Engelhardt, Ulrich: "Bildungsbürgertum". Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts. Stuttgart 1986.

Ennen, Edith u.a.: Der Alte Friedhof in Bonn. Bonn 1986 (5. Aufl.).

Enninger, Werner/Christa Schwens: Friedhöfe als kulturelle Texte. In: Zeitschrift für Semiotik 11, 1989, Heft 2-3, S. 135-181.

Eppler, Gerold: Grabmale aus kunstpädagogischer Sicht. Steinerner Grabmale nach dem 1. Weltkrieg und in der Bundesrepublik Deutschland. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Frankfurt/M. 1992.

Erbe, Joh.: Die Verbesserung bestehender Friedhöfe. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 92-109.

Erbe, Joh./[Architekt] Effenberger: Anlage und Pflege der Friedhöfe. Breslau 1926 (2. Auflage).

Erkenbrecher, Hans: Zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Gotha im 19. Jahrhundert. In: Autorenkollektiv: Gotha. Zur Geschichte einer Stadt. Hg. von Helmut Leupold. Gotha, Leipzig 1975, S. 31-46.

Etlin, Richard A.: Between two worlds. Cemetery design 1750-1850. In: Lotus International 1983, Heft II: Funerary Lotus, S. 83-89.

Etlin, Richard A.: Das neue Eden. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 283-300.

Etlin, Richard A.: The Architecture of Death. The Transformation of the Cemetery in Eighteenth-Century Paris. Cambridge/Mass., London 1987.

Etzold, Alfred: Der Dorotheenstädtische Friedhof. Die Begräbnisstätten an der Berliner Chausseestraße. Berlin 1993.

Evans, Richard J.: Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830-1910. Reinbek 1990.

Evers, Bernd: Mausoleen des 17.-19. Jahrhunderts. Diss. Tübingen 1983.

Fabian, Gerhard: Die Entwicklung von der Erdbestattung zur Feuerbestattung aus sozialhygienischer Sicht. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. Diss. Hamburg 1958.

Fayans, Stefan: Bestattungsanlagen. Handbuch der Architektur. Vierter Teil. Achter Halbband. Heft 3. Stuttgart 1907.

Fayans, Stefan: Kunst und Architektur im Dienste des Totenkults. In: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines 60, 1908, Nr. 37, S. 593-617.

Fehl, Gerhard/Juan Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen 1800-1875. Von den Anfängen des modernen Städtebaues in Deutschland. Hamburg 1983.

Fehl, Gerhard/Juan Rodriguez-Lores: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 11-23.

Fehrenbach, Elisabeth: Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht. Die Einführung des Code Napoléon in den Rheinbundstaaten. Göttingen 1978 (2. Aufl.).

Fehrenbach, Elisabeth: Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815-1871. München 1992.

Fekete, Julius: Die Friedhöfe im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel des Ebershaldenfriedhofs in Esslingen. In: Esslinger Studien 23, 1984, S. 115-154.

Feuerbach, Ludwig: Kritik der gewöhnlichen Erklärungen von den, insbesondere volks- und althertümlichen Unsterblichkeitsvorstellungen. In: Ders.: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Sämtliche Werke. Erster Band. Hg. von Friedrich Jodl. Stuttgart 1903, S. 215-239.

Fisch, Stefan: Stadtplanung im 19. Jahrhundert. Das Beispiel München bis zur Ära Theodor Fischer. München 1988.

Fischer, Christoph: Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg. Zur Entstehungsgeschichte. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 17-52.

Fischer, Christoph/Renate Schein (Hg.): "O ewich is so lanck". Die Historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg. Ein Werkstattbericht. Berlin 1987.

Fischer, Christoph/Volker Welter/Sibylle Einholz: Eisenguß auf den historischen Friedhöfen in Berlin - Zehn Anmerkungen. In: Aus einem Guß. Eisenguß in Kunst und Technik. Berlin 1988, S. 124-146.

Fischer, Edmund/Kurt Bärbig: Die Sozialisierung des Bestattungswesens. Dresden 1921.

Fischer, Norbert: Bruchstücke der Tradition: Technik und Trauerkultur im ausgehenden 19. Jahrhundert. Überlegungen zu einem existentiellen Traditionsbegriff. In: Michael Dauskardt/Helge Gerndt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. 28. Deutscher Volkskunde-Kongreß Hagen 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993, S. 113-125.

Fischer, Norbert: "Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los". Historische Friedhöfe in Deutschland. Hamburg 1992.

Fischer, Norbert: Kulturelle Tradition und politische Macht. Ein Diskurs über die Trauer- und Bestattungszeremonien beim Tod von August Bebel. In: Hamburger Festschriftgruppe (Hg.): Festschrift für Gabriele Montaldi. Hamburg 1988, S. 89-123.

Fischer, Norbert: Pragmatischer Umgang mit dem Tod. Zur Einführung der Feuerbestattung in Hamburg 1892. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1986.

Fischer, Norbert: Technik, Tod und Trauerkultur. Zur Einführung der Feuerbestattung in Hamburg 1892. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 79, 1993, S. 111-132.

Fischer, Norbert: Zur Dynamik traditioneller Formen. Tod und Trauerkultur im frühen 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde N. F. 13, 1990, S. 89-107.

Fischer, Norbert/Andrea Kammeier-Nebel: Familie, Tod und Trauerkultur - Sozialgeschichtliche Überlegungen zum Wandel von Gefühlsstrukturen im nachreformatorischen Deutschland. In: Elke Kleinau/Katrin Schmiersahl/Dorion Weickmann (Hg.): "Denken heißt Grenzen überschreiten". Beiträge aus der sozialhistorischen Frauen- und Geschlechterforschung. Hamburg 1995, S. 67-85.

Fischer, Norbert/Barbara Leisner: Der Friedhofsführer. Spaziergänge zu bekannten und unbekannten Gräbern in Hamburg und Umgebung. Hamburg 1994.

Fischer, Norbert/Susanne Woelk: "Gewidmet den Toten ...". Der Mennonitenfriedhof in Hamburg: Zeugnis von historischer Tradition und gesellschaftlichem Selbstverständnis. In: Mennonitische Geschichtsblätter 52, 1995.

Fischer, Norbert u.a.: Tod und Technik. 100 Jahre Feuerbestattung in Hamburg. Hamburg 1992.

Frank, Hartmut (Hg.): Fritz Schumacher. Reformkultur und Moderne. Stuttgart 1994.

Frank, Hartmut: "Genius loci und Genius temporis". Fritz Schumachers Aufbruch zu einer modernen Großstadtarchitektur. In: Ders. (Hg.): Schumacher, 1994, S. 11-39.

Frank/[Otto] Linne (Friedhofsverwaltung Ohlsdorf): Aschengrabmale für den Ohlsdorfer Friedhof. Hamburg 1924.

Franz, Peter: Die historische und gesellschaftliche Entwicklung des Bestattungswesens unter besonderer Berücksichtigung der aktuellen Situation in der DDR. Diss. Halle/Saale. 1979.

Frecot, Janos: Die Lebensreformbewegung. In: Vondung (Hg.): Bildungsbürgertum, 1976, S. 138-152.

French, Stanley: The cemetery as cultural institution: the establishment of Mount Auburn and the "Rural Cemetery" movement. In: David E. Stannard (Hg.): Death in America. Philadelphia 1975, S. 69-91.

Freye, [Paul]: Die gartenkünstlerische Gestaltung von Friedhofsanlagen. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 73-91.

Freytag, Gustav: Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Zwei Bände. Hamburg 1927.

[Die] Friedhöfe in Heidelberg. Führer durch die christlichen und jüdischen Friedhöfe. Schriftleitung: E. Mushake. Frankfurt/M. o. J. [1929].

[Die] Friedhöfe in Mannheim. Wegweiser zu den Grabstätten bekannter Mannheimer. Mannheim 1992.

Friedhof zu Ohlsdorf-Hamburg. Hamburg o. J. [1897].

Friedhofkunst. Hg. von der Rheinischen Bauberatungsstelle in Düsseldorf. Berlin 1916.

Früh, Sigrid (Hg.): Märchen von Leben und Tod. Frankfurt/M. 1990.

Fuchs, Ludwig F.: Grabdenkmäler aus dem Münchener Waldfriedhof. München 1914.

Fuchs, Werner: Todesbilder in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1969.

Führer durch den Friedhof zu Ohlsdorf-Hamburg. Text bearbeitet von Otto Mau. Hamburg 1901.

Gaedke, Jürgen: Handbuch des Friedhofs- und Bestattungsrechts. Berlin, Bonn, München 1992 (6., völlig überarbeitete und ergänzte Auflage).

Gall, Lothar (Hg.): Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch 1780-1820. München 1991.

Gall, Lothar: Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert. Ein Problemaufriß. In: Ders. (Hg.): Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert. München 1990, S. 1-18.

Garber, Jörn: Spätabolutismus und bürgerliche Gesellschaft. Studien zur deutschen Staats- und Gesellschaftstheorie im Übergang zur Moderne. Frankfurt/M. 1992.

Gassner, Edmund: Der Alte Friedhof in Bonn. In: Bonner Geschichtsblätter 32, 1980, S. 17-45.

Gause-Reinhold, Angelika: Das Christinen-Denkmal von Antonio Canova und der Wandel in der Todesauffassung um 1800. Frankfurt/M., Bern, New York 1990.

Genschorek, Wolfgang: Christoph Wilhelm Hufeland. Der Arzt, der das Leben verlängern half. Leipzig 1977 (2. Aufl.).

Germann, Georg: Krumme Straßen. Städtebau Theorie der Frühneuzeit. In: Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 3, 1976, S. 10-25.

Germann, Georg: Neugotik. Geschichte ihrer Architekturtheorie. Stuttgart 1974.

Gerndt, Siegmund: Idealisierte Natur. Die literarische Kontroverse um den Landschaftsgarten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Deutschland. Stuttgart 1981.

Giedion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung. Frankfurt/M. 1987.

Glauben Daheim: Zeugnisse evangelischer Frömmigkeit. Zur Erinnerung: Zimmerdenkmale im Lebenslauf. Ausstellungskatalog. Kassel 1994.

Goecke, Michael: Stadtparkanlagen im Industriezeitalter. Das Beispiel Hamburg. Hannover, Berlin 1981.

Göckenjan, Gerd: Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M. 1985.

Goertz, Hans-Jürgen: Umgang mit Geschichte. Eine Einführung in die Geschichtstheorie. Reinbek

1995.

Goethe, Johann Wolfgang: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. Frankfurt/M. 1972.

Goody, Jack: The Culture of Flowers. Cambridge 1993.

Gothein, Marie Luise: Geschichte der Gartenkunst. Erster Band: von Ägypten bis zur Renaissance in Italien, Spanien und Portugal. Zweiter Band: Von der Renaissance in Frankreich bis zur Gegenwart. Jena 1926 (Nachdruck München 1988).

Gottschalk, Wolfgang: Der Garnisonfriedhof und der Invalidenfriedhof zu Berlin. Berlin 1991.

Gottschalk, Wolfgang: Der Südwestfriedhof Stahnsdorf. Ein Zentralfriedhof des Berliner Stadtsynodalverbandes. Berlin 1990.

Gottschalk, Wolfgang: Die Friedhöfe der St.-Hedwigs-Gemeinde zu Berlin. Berlin 1991.

Graff, Paul: Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zweiter Band: die Zeit der Aufklärung und des Rationalismus. Göttingen 1939.

Graichen, Albert: Urnengemeinschaftsanlagen auf dem Südfriedhof in Leipzig. In: Landschaftsarchitektur, 25. Jg., Heft 2/1995, Schwerpunkt: Friedhöfe, S. 20.

Grane, Leif: Die Kirche im 19. Jahrhundert. Europäische Perspektiven. Göttingen 1987.

Grässel, Hans: Über Friedhofanlagen und Grabdenkmale. (Dürer-Bund. 60. Flugschrift zur Ausdruckskultur). München 1910.

Greiffenrath, F.: Die Leichenverbrennung. Prüfung der Gründe dafür und dagegen. Frankfurt/M. 1894.

Greschat, Martin: Das Zeitalter der Industriellen Revolution. Das Christentum vor der Moderne. Stuttgart u.a. 1980.

Grimm, Jacob: Ueber das verbrennen der leichen. In: Ders.: Kleinere Schriften. Zweiter Band: Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Berlin 1865, S. 211-313.

Groh, Dieter: Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Frankfurt/M. u.a. 1973.

Groß, Karl: Die Urne. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 110-113.

Groß, Karl: Grab und Grabmal. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 3-10.

Groß-Hamburger Bestattungsinstitut r. V. - Ein Rückblick auf fünfzig Jahre Geschichte. 1920-1970. Hamburg 1970.

Gröning, Gert/Joachim Wolschke-Bulmahn: Von der Stadtgärtnerei zum Grünflächenamt. 100 Jahre Kommunale Freiflächenverwaltung und Gartenkultur in Hannover (1890-1990). Berlin, Hannover 1990.

Gröttrup, Hendrik: Die kommunale Leistungsverwaltung. Grundlagen der gemeindlichen Daseinsvorsorge. Stuttgart 1973.

Grolmann, Wilhelm von: Die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst. In: Stadtbaukunst, 1924,

Heft 1, S. 9-14.

Gross, David: The Past in Ruins. Tradition and the Critique of Modernity. Amherst 1992.

Grube, Hans: Der Parkfriedhof. Ein Münchener Zukunftsbild. In: Hamburger Nachrichten (Morgenausgabe), 22.1.1913, S. 1-2.

Grütter, Tina: Melancholie und Abgrund. Die Bedeutung des Gesteins bei Caspar David Friedrich. Ein Beitrag zum Symboldenken der Frühromantik. Berlin 1986.

Günther, Harri: Peter Joseph Lenné. Gärten/Parke/Landschaften. Stuttgart 1985.

Gutkas, Karl: Die "Todtentrue" in der Josephinischen Begräbnisreform. In: Vom Totenbaum, 1993, S. 75-76.

Gutkas, Karl: Kaiser Joseph II. Wien, Darmstadt 1989.

Haas, Alois M.: Todesbilder im Mittelalter. Fakten und Hinweise in der deutschen Literatur. Darmstadt 1989.

Haas, Rudolf/Wolfgang Munkel: Wegweiser zu den Grabstätten bekannter Mannheimer Persönlichkeiten. Hg. von der Stadt Mannheim. Mannheim 1981.

Haber, Georg J./Maximilian Heimler: Galvanoplastische Grabdenkmäler der Jahrhundertwende. Geschichte, Technik und Restaurationsproblematik kunstindustrieller Katalogware. In: Restauero 97, 1991, Nr. 6, S. 384-391.

Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt, Neuwied 1981 (12. Aufl.).

Hahn, Hans-Christoph/Hellmut Reichel (Hg.): Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder - Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722 bis 1760. Hamburg 1977.

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt/M. 1989.

Hallbaum, Franz: Der Landschaftsgarten. Sein Entstehen und seine Einführung in Deutschland durch Friedrich Ludwig von Sckell 1750-1823. München 1927.

Haltern, Utz: Architektur und Politik. Zur Baugeschichte des Berliner Reichstages. In: Ekkehard Mai u.a. (Hg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich. Berlin 1981, S. 75-102.

Hamburger Künstlerrat: Denkschrift des Hamburger Künstlerrates über den Ohlsdorfer Friedhof. Hamburg 1925.

Hammermayer, Ludwig: Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Band II: Zwischen Stagnation, Aufschwung und Illuminatenkrise 1769-1786. München 1983.

Handbuch des öffentlichen Gesundheitswesens. Bearbeitet und herausgegeben von Hermann Eulenberg. Zweiter Band. Berlin 1882.

[Der] Hang zum Gesamtkunstwerk. Europäische Utopien seit 1800. Aarau, Frankfurt/M. 1983 (2. Aufl.).

Hannig, Georg: Der Friedhof und seine Kunst. Zeitgemäße Betrachtungen über die Ausgestaltung unserer Friedhöfe. Berlin 1908.

Hannwacker, Volker: Friedrich Ludwig von Sckell. Der Begründer des Landschaftsgartens in Deutschland. Stuttgart 1992.

Hansen, Hans-Jürgen (Hg.): Das pompöse Zeitalter. Zwischen Biedermeier und Jugendstil. Kunst, Architektur und Kunsthandwerk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Oldenburg, Hamburg 1970.

Hansmann, Wilfried: Gartenkunst der Renaissance und des Barock. Köln 1983.

Happe, Barbara: Der Camposanto in Buttstädt - ein seltener Zeuge frühneuzeitlicher Sepulchrakunst in Thüringen. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 5, S. 67-77.

Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870. Tübingen 1991.

Happe, Barbara: Der Friedhof im 19. Jahrhundert - Ein stimmungsvoller Park? Korrektur eines lieb gewordenen Bildes. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 4, 1989, S. 67-87.

Happe, Barbara: Der Friedhof "Unter den Linden" in Reutlingen. Seine Geschichte und ausgewählte Grabmäler aus dem Zeitraum 1800-1992. Reutlingen 1994.

Happe, Barbara: Gottesäcker gegen Mitnacht und freyer Durchzug der Winde. Hygiene auf dem Friedhof des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung 7, 1988, S. 205-231.

Hard, Mikael: Überall zu warm. Vorbilder und Leitbilder der Kältetechnik. In: Unter Null: Kunsteis, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschoeke. Hg. vom Centrum Industriekultur und dem Münchener Stadtmuseum. München 1991, S. 68-85.

Hardtwig, Wolfgang: Der deutsche Weg in die Moderne. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als Grundproblem der deutschen Geschichte 1789-1871. In: Ders./Harm-Hinrich Brandt (Hg.): Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft, Kultur im 19. Jahrhundert. München 1993, S. 9-31.

Hardtwig, Wolfgang: Geschichtsinteresse, Geschichtsbilder und politische Symbole in der Reichsgründungsära und im Kaiserreich. In: Ekkehard Mai u.a. (Hg.): Kunstverwaltung, Bau und Denkmalpolitik im Kaiserreich. Berlin 1981, S. 47-74.

Hardtwig, Wolfgang: Kunst und Geschichte im Revolutionszeitalter. Historismus in der Kunst und der Historismusbegriff der Kunstwissenschaft. In: Archiv für Kulturgeschichte 61, 1979, S. 154-190.

Hardtwig, Wolfgang: Soziale Räume und politische Herrschaft. Leistungsverwaltung, Stadterweiterung und Architektur in München 1870 bis 1914. In: Ders./Klaus Tenfelde (Hg.): Soziale Räume in der Urbanisierung. Studien zur Geschichte Münchens im Vergleich 1850 bis 1933. München 1990, S. 59-153.

Hardtwig, Wolfgang: Traditionsbruch und Erinnerung. Zur Entstehung des Historismusbegriffs. In: Brix/Steinhauser (Hg.): Historismus, 1978, S. 17-27.

Harten, Hans-Christian/Elke Harten: Die Versöhnung mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder, heilige Berge und Tugendparks in der Französischen Revolution. Reinbek 1989.

Hartmann, Jörgen B.: Antike Motive bei Thorvaldsen. Studien zur Antikenrezeption des Klassizismus. Tübingen 1979.

Hartmann, Jörgen B.: Die Genien des Lebens und des Todes. Zur Sepulkralikonographie des Klassizismus. In: Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte, 1969, S. 9-38.

Hartmann, Kristiana: Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform. München 1976.

Haubold, Barbara: Die Grabdenkmäler des Wiener Zentralfriedhofs von 1874-1918. Münster 1990.

Haupt, Friedrich: Melaten - Friedhof und Kulturdenkmal. In: Festschrift zur 150-Jahr-Feier des Gymnasiums Kreuzgasse. Sonderdruck o.Pag. Köln 1978.

Hausen, Karin: "... durch die Blume gesprochen". Naturaneignung und Symbolvermarktung. In: Wolfgang Ruppert (Hg.): Fahrrad, Auto, Kühlschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge. Frankfurt/M. 1993, S. 52-78.

Hauser, Albert: Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz 1700-1990. Zürich 1994.

Hawlik-van de Water, Magdalena: Der schöne Tod. Zeremonialstrukturen des Wiener Hofes bei Tod und Begräbnis zwischen 1640 und 1740. Wien, Freiburg, Basel 1989.

Hederer, Oswald: Friedrich von Gärtner 1792-1847. Leben - Werk - Schüler. München 1976.

Hein, Dieter: Umbruch und Aufbruch. Bürgertum in Karlsruhe und Mannheim 1780-1820. In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 447-515.

Hein, Peter Ulrich: Die Brücke ins Geisterreich. Künstlerische Avantgarde zwischen Kulturkritik und Faschismus. Reinbek 1992.

Hein, Peter Ulrich: Transformation der Kunst. Ziele und Wirkungen der deutschen Kultur- und Kunsterziehungsbewegung. Köln, Wien 1991.

Heine, Heinrich: Die Harzreise. Nach Adolph Strodtmanns Handexemplar berichtigt und herausgegeben von Otto F. Lachmann. Leipzig 1946.

Heldwein, Johannes: Die Geschichte der Feuerbestattung und Deutsche Krematorien. Frankfurt/M. 1931.

Helmers, Sabine: Tabu und Faszination. Über die Ambivalenz der Einstellung zu den Toten. Berlin, Hamburg 1989.

Hempelmann, Josef: Die Praxis der Friedhofsgärtnerei. Anlage, Verwaltung und Instandhaltung von Friedhöfen und Gräbern. Berlin 1927.

Hennig, P. O.: Der Hutberg. Führer über den Gottesacker der Brüdergemeine. Herrnhut 1922.

Hepp, Corona: Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende. München 1992 (2. Aufl.).

Herf, Jeffrey: Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge u.a. 1984.

Hermund, Jost/Frank Trommler: Die Kultur der Weimarer Republik. Frankfurt/M. 1988.

Herrmann, Ulrich (Hg.): "Die Bildung des Bürgers". Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert. Weinheim, Basel 1982.

Herzberg, Hans: Das Leipziger Krematorium. In: Die Bauwelt, 2. Jg., Nr. 52, Mai 1911 [o. Pag.].

Hesse, Ellinor/Renate Quell: Der Braunschweiger Domfriedhof - Ein "romantischer" Friedhof aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts? Kurzfassung einer Fallstudie. In: Wie die Alten, 1979, S. 155-158.

Heuer, Ludger: Ländliche Friedhöfe in Unterfranken von 1800 bis 1950. Dettelbach 1995.

Hill, Ann (Hg.): DuMonts Bild-Lexikon der Kunst. Künstler - Stile - Techniken. Köln 1976.

Hilsheimer, Karl: Die Geschichte des Leichenbestattungswesens der Stadt Mannheim. Diss. Leipzig 1905.

Hinz, Gerhard: Peter Joseph Lenné. Das Gesamtwerk des Gartenarchitekten und Städteplaners. Zwei Teile. Hildesheim, Zürich, New York 1989.

Hipp, Hermann: Fritz Schumachers Hamburg: Die reformierte Großstadt. In: Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900-1950. Reform und Tradition. Stuttgart 1992, S. 151-183.

[Hipp, Hermann: Gutachten, 1976: siehe unter: 1. Quellen, Denkmalschutzamt Hamburg]

Hipp, Hermann: Das Rathaus. In: Plagemann (Hg.): Industriekultur, 1984, S. 32-35.

Hirsch, Erhard: Dessau-Wörlitz. München 1985.

Hirsch, Erhard: Experiment Fortschritt & praktizierte Aufklärung. Dessau 1990.

Hirsch, Helmut: August Bebel. Sein Leben in Dokumenten, Reden und Schriften. Köln, Berlin 1968.

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz: Theorie der Gartenkunst. Fünf Bände. Leipzig 1779-1785 (Nachdruck in zwei Bänden Hildesheim, New York 1973).

Hirzel, Stephan (Hg.): Grab und Friedhof der Gegenwart. Hg. im Auftrage des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal. München 1927.

Hirzel, Stephan: Zur Einführung. In: Ders. (Hg.): Friedhof, 1927, S. VII-XII.

Hobsbawm, Eric J./Terence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1992.

Hobsbawm, Eric J.: Introduction: Inventing Traditions. In: Ders./Ranger (Hg.): Invention, 1992, S. 1-14.

Hochhuth, Henriette: Tod und Bestattung in den Romanen Theodor Fontanes. Untersuchungen zu einem literarischen Motiv aus ausgewählten Textbeispielen. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1992.

Högg, Emil: Friedhofskunst. Bielefeld 1912.

Högg, Emil: Park und Friedhof (Dürerbund. 75. Flugschrift zur Ausdruckskultur). München 1911.

[Hölderlin, Friedrich:] Friedrich Hölderlins Sämtliche Werke und Briefe in fünf Bänden. Kritisch-

historische Ausgabe von Franz Zinkernagel. Vierter Band. Leipzig 1921.

Hölscher, Tonio: Tradition und Geschichte. Zwei Typen der Vergangenheit am Beispiel der griechischen Kunst. In: Assmann/ Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1988, S. 115-149.

Hoffmann, Alfred: Der Landschaftsgarten. Hamburg 1963.

Homburg, Volker: "Was irdisch an ihnen war, ist ausgelöscht ..." Der Osterholzer Friedhof. In: Frank Thomas Gatter /Mechthild Müser (Hg.): Bremen zu Fuß. 20 Streifzüge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg 1987, S. 285-295.

Horst, Fritz/Horst Keiling (Hg.): Bestattungswesen und Totenkult in ur- und frühgeschichtlicher Zeit - Beiträge zu Grabbrauch, Bestattungsriten, Beigabenausstattung und Totenkult. Berlin 1991.

Hortleder, Gert: Ingenieure in der Industriegesellschaft. Zur Soziologie der Technik und der naturwissenschaftlichen Intelligenz im öffentlichen Dienst und der Industrie. Frankfurt/M. 1973.

Houlbrooke, Ralph (Hg.): Death, Ritual, and Bereavement. London, New York 1989.

Hüppi, Adolf: Kunst und Kult der Grabstätten. Olten, Freiburg 1968.

Huerkamp, Claudia: Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preußens. Göttingen 1985.

Huerkamp, Claudia: Die preußisch-deutsche Ärzteschaft als Teil des Bildungsbürgertums: Wandel in Lage und Selbstverständnis vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Kaiserreich. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 358-387.

Hundert [100] Jahre Bestattungsunternehmen Friedrich Berg. 1894-1994. Text: Petra Südmeyer. Flensburg 1994.

Hundertfünfzig [150] Jahre Julius Grieneisen 1830-1980. Berlin 1980.

Huret, Jules: Berlin um Neunzehnhundert. München 1909 (Nachdruck Berlin 1979).

Illi, Martin: Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt. Zürich 1992.

Imhof, Arthur E.: Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay. München 1981.

In Highgate Cemetery. London 1992.

Informationszentrum Raum und Bau der Fraunhofer-Gesellschaft (IRB) (Hg.): Historische Friedhofsanlagen. IRB-Literaturauslese Nr. 2268. Stuttgart 1991 (2. Aufl.).

Irwin, David: Sentiment and Antiquity: European Tombs, 1750-1830. In: Joachim Whaley (Hg.): Mirrors of Mortality. Studies in the Social History of Death, London 1981, S. 131-153.

Jaeger, Roland: Hoch Hammonia! Gewerbe- und Industrieausstellung von 1889. In: Plagemann (Hg.): Industriekultur, 1984, S. 84-86.

Jagoda, Zenon/Stanislaw Klodzinski/Jan Maslowski: "bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada". Zum "Krematoriumsesperanto", der Sprache polnischer KZ-Häftlinge. In: Auschwitz-Hefte 2,

Weinheim, Basel 1987, S. 241-260.

Jean Paul: Flegeljahre. Frankfurt/M. 1964.

Jellicoe, Geoffrey/Susan Jellicoe: Die Geschichte der Landschaft. Frankfurt/M., New York 1988.

Jenz, Heiderose: Der Friedhof als stadtgeographisches Problem der Millionenstadt Berlin - dargestellt unter Berücksichtigung der Friedhofsgründungen nach dem 2. Weltkrieg. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Berlin 1977.

Jeske, Regina: "Ein behagliches, vergnügtes Leben, wenig berührt von den Stürmen der Zeit". Die Universitätsstadt Göttingen 1790-1825. In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 65-104.

Jochmann, Werner: Handelsmetropole des Deutschen Reiches. In: Werner Jochmann/Hans-Dieter Loose (Hg.): Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner. Band 2: Vom Kaiserreich bis zur Gegenwart. Hg. von Werner Jochmann. Hamburg 1986, S. 15-129.

Johannsen, Werner: Wer sie waren ... wo sie ruhen. Ein Wegweiser zu bemerkenswerten Grabstätten auf dem Friedhof Nienstedten. Hamburg 1992.

Jürgensen, Dagmar: Campo santo: Von der Familiengruft zur Einzelzelle. In: Deutsche Friedhofskultur 77, 1987, Heft 3, S. 55-57.

Kadatz, Hans-Joachim: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff. Wegbereiter des deutschen Frühklassizismus in Anhalt-Dessau. Berlin (DDR) 1986.

Kaemmerling, Ekkehard (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Band 1: Ikonographie und Ikonologie. Köln 1987 (4. Aufl.).

Kändler, Eberhard: "O ihr Gräber der Todten! Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beysammen?" Grabstätten der Hamburger Oberschicht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Inge Stephan/Hans-Gerd Winter (Hg.): "Heil über dir, Hammonia". Hamburg im 19. Jahrhundert. Kultur, Geschichte, Politik. Hamburg 1992, S. 199-232.

Kändler, Eberhard: Grabmale und Grabstätten einflußreicher Persönlichkeiten und Familien des Hamburger Bürgertums. Studien zur Sepulkralkultur des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Hamburg 1989 (Neufassung 1995).

Kaiser, Jochen-Christoph: Arbeiterbewegung und Religionskritik. Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik. Stuttgart 1981.

Kammerer-Grothaus, Helke: Antikenrezeption und Grabkunst. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 125-136.

Kantzow, Wolfgang T.: Sozialgeschichte der deutschen Städte und ihres Boden- und Baurechts bis 1918. Frankfurt/M., New York 1980.

Kany, Roland: Mnemosyne als Programm. Geschichte, Erinnerung und die Andacht zum Unbedeutenden im Werk von Usener, Warburg und Benjamin. Tübingen 1987.

Kaschuba, Wolfgang: Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Lebenspraxis. In: Kocka (Hg.): Bürgertum, Band 3, 1988, S. 9-44.

Kaschuba, Wolfgang: Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit. Frankfurt/M., New York 1988.

Kazmaier, Martin: Die deutsche Grabrede im 19. Jahrhundert. Aspekte ihrer Funktion innerhalb der

bürgerlichen Bestattungsfeierlichkeiten. Diss. Tübingen 1977.

Keil, Claudia: Das klassizistische und romantische Grabmal - Gehalt und Umfeld. Eine exemplarische Untersuchung im südhessischen Raum. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Frankfurt/M. 1990.

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich. Erste Fassung. München 1980 (2. Aufl.).

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich. Nach dem Text der Ausgabe von 1879/80 (Zweite Fassung). München 1960.

Keller, Volker: Architektur der Friedhöfe. In: Jugendstilarchitektur um 1900 in Mannheim. Red.: Jörg Schadt. Mannheim 1986, S. 181-184.

Keller, Volker: Das alte Krematorium in Mannheim. In: Mannheimer Hefte 1985, Heft 1, S. 43-50.

Kerner, Justinus: Sämtliche poetischen Werke in vier Bänden. Hg. von Josef Gaismaier. Leipzig 1905.

Kiesel, Otto Erich: Die alten hamburgischen Friedhöfe. Ihre Entstehung und ihre Beziehungen zum städtischen und geistigen Leben Alt-Hamburgs. Hamburg 1921.

Kiesel, Otto Erich/August Holler: Ohlsdorf. Führer durch die Sehenswürdigkeiten des Ohlsdorfer Friedhofes. Hamburg 1926.

Kill, Susanne: Vom alten Münster zur preußischen Provinzialhauptstadt (1780-1816). In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 105-141.

Kinder, Johannes: Der Lundener Geschlechterfriedhof und seine Grabdenkmäler. Lunden 1904.

Kinkel, Gottfried: Für die Feuerbestattung. Berlin 1877.

Klammer, Paul (Hg.): Verzeichnis der Feuerbestattungsvereine deutscher Sprache. Wien 1911 (Beilage zu Phoenix 9/1911).

Klöpping, Karl: Historische Friedhöfe Alt-Stuttgarts. Sankt Jakobus bis Hoppenlau. Ein Beitrag zur Stadtgeschichte mit Wegweiser zu den Grabstätten des Hoppenlaufriedhofs. Stuttgart 1991.

Klueting, Edeltraut (Hg.): Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991.

Kluge, Hans Joachim: Caspar David Friedrich. Entwürfe für Grabmäler und Denkmäler. Berlin 1993.

Knaut, Andreas: Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung. In: Klueting (Hg.): Antimodernismus, 1991, S. 20-49.

Knirim, Helmut: Vom Todesgenius zum Tod in weiblicher Gestalt. Ein Aspekt der Todesikonographie im 19. Jahrhundert. In: Bilder und Tänze des Todes. Gestalten des Todes in der europäischen Kunst seit dem Mittelalter (Ausstellungskatalog). Unna 1982, S. 86-96.

Knothe, A.: Eine Neuerung auf dem Gebiete der Galvanoplastik. In: Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft 12, 1901, Nr. 605, S. 513-519.

Koch, Günter-Michael: Bestattungswagen im Wandel der Zeit. Von der Kutsche zum Fahrzeug der achtziger Jahre. Berlin 1987.

Koch, Silvia: Geschichte und Bedeutung des Friedhofs im Abendland. In: Zeitschrift für Semiotik 11, 1989, Heft 2-3, S. 125-133.

Koch, Tankred: Geschichte der Henker. Scharfrichter-Schicksale aus acht Jahrhunderten. Herrsching 1991.

Koch, Tankred: Lebendig begraben. Geschichte und Geschichten vom Scheintod. Leipzig 1990.

Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte der neunziger Jahre. In: Frankfurter Hefte 40, 1993, S. 1125-1129.

Kocka, Jürgen: Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung. In: Historische Zeitschrift 243, 1986, S. 333-376.

Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation. Stuttgart 1989.

Kocka, Jürgen (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Göttingen 1987.

Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Drei Bände. München 1988.

Koebner, Thomas/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler (Hg.): "Mit uns zieht die neue Zeit". Der Mythos Jugend. Frankfurt/M. 1985.

Koetting, Bernhard: Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude. Köln, Opladen 1965.

Kogon, Eugen u.a. (Hg.): Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation. Frankfurt/M. 1983.

Kohli-Kunz, Alice: Erinnern und Vergessen. Das Gegenwärtigsein des Vergangenen als Grundproblem historischer Wissenschaft. Berlin 1973.

Kopitzsch, Franklin: Grundzüge einer Sozialgeschichte der Aufklärung in Hamburg und Altona. Hamburg 1990 (2. Aufl.).

Koselleck, Reinhart: Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit. In: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hg.): Epochenschwelle und Epochenbewußtsein. München 1987, S. 269-282.

Koselleck, Reinhart: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. In: Odo Marquard u.a. (Hg.): Identität. München 1979.

Koselleck, Reinhart: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848. Stuttgart 1975 (2. Aufl.).

Koselleck, Reinhart (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen. Stuttgart 1990.

Koselleck, Reinhart/Michael Jeismann (Hg.): Der politische Totenkult: Kriegerdenkmäler in der Moderne. München 1994.

Kostof, Spiro: Geschichte der Architektur. Band 3: Vom Klassizismus bis zur Moderne. Stuttgart 1993.

Kovacs, Elisabeth (Hg.): Katholische Aufklärung und Josephinismus. München 1979.

König, Wolfgang: Massenproduktion und Technikkonsum. Entwicklungslinien und Triebkräfte der Technik zwischen 1880 und 1914. In: Ders./Wolfhard Weber: Netzwerke, Stahl und Strom. 1840-1914. Propyläen Technikgeschichte. Hg. von Wolfgang König. Band 4. Berlin, Frankfurt/M. 1990, S. 265-552.

Krabbe, Wolfgang R.: Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Einführung. Göttingen 1989.

Krabbe, Wolfgang R.: Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsepoche. Göttingen 1974.

Krabbe, Wolfgang R.: Kommunalpolitik und Industrialisierung. Die Entfaltung der städtischen Leistungsverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Fallstudien zu Dortmund und Münster. Stuttgart 1985.

Kracauer, Siegfried: Das Ornament der Masse. In: Ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt/M. 1977, S. 50-63.

Krafft, Hermann: Friedhofsanlagen und Grabschmuck. In: Die Neue Welt. Illustriertes Unterhaltungsblatt, 1906, S. 371-372.

Kratzsch, Gerhard: "Der Kunstwart" und die bürgerlich-soziale Bewegung. In: Ekkehard Mai/Stephan Waetzoldt/Gerd Wolandt (Hg.): Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Berlin 1983, S. 371-396.

Kratzsch, Gerhard: Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus. Göttingen 1969.

Kreber, Sabine: Der Spaziergang in der Kunst. Eine Untersuchung des Motives in der Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. u.a. 1990.

Krenzlin, Ulrike: Johann Gottfried Schadow. Stuttgart 1990.

Krieg, Nina A.: "Schon Ordnung ist Schönheit." Hans Grässels Münchner Friedhofsarchitektur (1894-1929), ein 'deutsches' Modell? München 1990.

Krüger, Renate: Das Zeitalter der Empfindsamkeit. Kunst und Kultur des späten 18. Jahrhunderts in Deutschland. Leipzig 1972.

Kuchenbuch, Thomas: Die Welt um 1900: Unterhaltungs- und Technikkultur. Stuttgart, Weimar 1992.

Küchenmeister, Friedrich: Die Feuerbestattung. Stuttgart 1875.

Küchenmeister, Friedrich: Die Todtenbestattungen der Bibel und die Feuerbestattung. Stuttgart 1893.

Küster, Hansjörg: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. München 1995.

Kuhn, Jörg: Neubarocke Mausoleen auf Berliner Friedhöfen. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Berlin 1989.

Kupisch, Karl: Kirchengeschichte Band IV: Das Zeitalter der Aufklärung. Stuttgart u.a. 1975.

Kupisch, Karl: Kirchengeschichte Band V: Das Zeitalter der Revolutionen und Weltkriege. Stuttgart u.a. 1975.

Kurtz, Donna C./John Boardman: Thanatos. Tod und Jenseits bei den Griechen. Mainz 1985.

Labisch, Alfons: Homo Hygienicus. Gesundheit und Medizin in der Neuzeit. Frankfurt/M., New York 1992.

Ladd, Brian: Urban Planning and Civic Order in Germany, 1860-1914. Cambridge (Mass.), London 1990.

Lang, Bernhard: Heaven on Stone. Eighteenth- and Nineteenth-Century Ideas about Life after Death as Reflected in American Cemeteries. In: Hansjakob Becker, Bernhard Einig, Peter-Otto Ullrich (Hg.): Im Angesicht des Todes. Ein interdisziplinäres Kolloquium I, St. Ottilien 1987, S. 603-619.

Lange, Nicolai Bendix: Statistische Briefe über Dänemark, Norwegen, Schleswig und Holstein. Hg. von Wilhelm Ernst Christiani. Altona 1793.

Lange, Willy: Gartengestaltung unserer Zeit. Teil III. In: Illustrierte Zeitung Nr. 3021, 23.5.1901, S. 818.

Langenbach, Heike: "Über die Anlegung und Umwandlung der Gottesäcker in heitere Ruhegärten der Abgeschiedenen". In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 129-142.

Le Clere, Marcel: Guide des Cimetières de Paris. Paris 1990.

Laudel, Heidrun: Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Neuschaffen. Fritz Schumachers Dresdner Jahre. In: Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 67-89.

Le Goff, Jacques: Eine mehrdeutige Geschichte, in: André Bruguière u.a.: Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Hg. von Ulrich Raulff. Berlin 1989, S. 18-32.

Le Goff, Jacques: Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1992.

Lehmann, Hermine: Eine Bestandsaufnahme der Steine des Lundener Geschlechterfriedhofs. In: Dithmarschen. Zeitschrift für Landeskunde und Heimatpflege N. F. 1, 1969, S. 18-24.

Lehmbruch, Hans/Nancy Halverson Schless: Architektur. In: Hansen (Hg.): Pompöses Zeitalter, 1970, S. 13-70.

Lehnert, Detlef: Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848-1983. Frankfurt/M. 1983.

Leisner, Barbara: Die Anfänge der Gestaltung des Ohlsdorfer Friedhofs in Hamburg. In: Die Gartenkunst 2, 1990, Heft 2, S. 284-297.

Leisner, Barbara/Helmut Schoenfeld: Der Ohlsdorf-Führer. Spaziergänge über den größten Friedhof Europas. Hamburg 1993.

Leisner, Barbara/Ellen Thormann/Heiko K. L. Schulze: Der Hamburger Hauptfriedhof Ohlsdorf. Geschichte und Grabmäler. Bearbeitet von Andreas von Rauch. Zwei Bände. Hamburg 1990.

Lemburg, Peter: Repräsentative Architekturgrabmäler auf den Kreuzberger Friedhöfen in ihrer stilistischen Entwicklung. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 73-103.

Lemper, Ernst-Heinz: Historismus als Großstadtarchitektur. Die städtebauliche Legitimierung eines Zeitalters. In: Karl-Heinz Klingenburg (Hg.): Historismus - Aspekte zur Kunst im 19. Jahrhundert. Leipzig 1985, S. 50-72.

Lepenies, Wolf: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München 1976.

Lepenies, Wolf: Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1972.

Lepsius, M. Rainer (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung. Stuttgart 1992.

Lepsius, M. Rainer: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung. In: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum III, 1992, S. 9-18.

Lesser-Sayrac, Katrin: Ludwig Lesser (1869-1957). Erster freischaffender Gartenarchitekt in Berlin und seine Werke im Bezirk Reinickendorf. Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, Heft 4 (=Gartendenkmalpflege Heft 8). Berlin 1995.

Lessing, Gotthold Ephraim: Wie die Alten den Tod gebildet. In: Lessings Werke. Vollständige Ausgabe in 25 Teilen. Hg. von Julius Petersen und Waldemar von Olshausen. 17. Teil. Schriften zur antiken Kunstgeschichte. Hg. von Alfred Schöne. Berlin u.a. 1925, S. 309-357.

[Der] letzte Gang/De laatste gang. Totenbrauchtum/Gebruiken rond de Dood. Westmünsterland/Oost-Nederland. Enschede, Telgte, Vreden 1988.

Levi, Primo: Ist das ein Mensch? München, Wien 1991.

Lex, Peter: Das kirchliche Begräbnisrecht historisch-kanonistisch dargestellt. Regensburg 1904.

Lichtenthaeler, Charles: Geschichte der Medizin. Die Reihenfolge ihrer Epochenbilder und die treibenden Kräfte ihrer Entwicklung. Band II. Köln-Lövenich 1974.

Liedhegener, Josef: Das kirchliche Begräbnisrecht. Diss. Köln 1929.

Link, Franz (Hg.): Tanz und Tod in Kunst und Literatur. Berlin 1993.

Linse, Ulrich (Hg.): Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890-1933. München 1983.

Linse, Ulrich: Die Jugendkulturbewegung. In: Vondung (Hg.): Bildungsbürgertum, 1976, S. 119-137.

Lipp, Wilfried: Natur - Geschichte - Denkmal. Zur Entstehung des Denkmalbewußtseins der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt/M., New York 1987.

Lippe, Rudolf zur: Naturbeherrschung am Menschen. Zwei Bände. Frankfurt/M. 1974

Litten, Julian: The English Way of Death. The Common Funeral since 1450. London 1991.

Llewellyn, Nigel: The Art of Death. Visual Culture in the English Death Ritual c.1500-c.1800. London 1991.

Löffler, Peter: Studien zum Totenbrauchtum in den Gilden, Bruderschaften und Nachbarschaften

Westfalens vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Münster 1975.

Loth, Wilfried: Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschland. Düsseldorf 1984.

Loth, Wilfried (Hg.): Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne. Stuttgart 1991.

Ludwig, Karl-Heinz: Technik und Ingenieure im Dritten Reich. Düsseldorf 1979 (Nachdruck der Ausgabe von 1974).

Lübbe, Hermann: Das Theorem der säkularisierten Gesellschaft. In: Heinz-Horst Schrey (Hg.): Säkularisierung. Darmstadt 1981, S. 51-66.

Lüden, Walter: "Redende Steine": Grabsteine auf der Insel Föhr. Hamburg 1984.

Lurz, Meinhold: Der Mannheimer Hauptfriedhof: Grabmalgestaltung zwischen 1890 und 1940. In: Mannheimer Hefte 1986, Heft 1, S. 29-41.

Lurz, Meinhold: Erhalt der Aura trotz technischer Reproduktion. Berliner Künstler arbeiten für die WMF. In: Peter Bloch/Sibylle Einholz/Jutta von Simson (Hg.): Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914. Berlin 1990, S. 325-336.

Lurz, Meinhold: Sozialdemokraten contra preußisches Militär und badisches Innenministerium. Das Denkmal der 1849 erschossenen badischen Revolutionäre in Rastatt, ein Anlaß politischer Auseinandersetzung. In: Klaus Bergmann/Rolf Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag - Alltag in der Geschichte. Düsseldorf 1982, S. 110-143.

Luther, Martin: Ob man vor dem Sterben fliehen möge. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 23. Band. Weimar 1901, S. 338-379.

Magistratskommission für das Bestattungswesen in Berlin: Denkschrift betreffend die Einführung der Feuerbestattung auf dem Friedhof der Stadtgemeinde Berlin. Berlin 1892.

Mai, Ekkehard (Hg.): Das Rathaus im Kaiserreich. Kunstpolitische Aspekte einer Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts. Berlin 1982.

Mann, Heinrich: Die Jagd nach Liebe. Gesammelte Werke. Band 3. Berlin (DDR), Weimar 1988 (3. Aufl.).

Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Frankfurt/M. 1983 (27. Aufl.).

Mann, Thomas: Der Tod in Venedig. Frankfurt/M. 1992.

Marquard, Odo: Gesamtkunstwerk und Identitätssystem. Überlegungen im Anschluß an Hegels Schelling-Kritik. In: [Der] Hang zum Gesamtkunstwerk, 1983, S. 40-49.

Marszalek, Józef: Majdanek. Konzentrationslager Lublin. Warschau 1984.

Matis, Herbert (Hg.): Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Berlin 1981.

Matsche-von Wicht, Betka: Das Grabmal im Landschaftsgarten. In: Wie die Alten, 1979, S. 45-56.

Mattausch, Hubert: Das Beerdigungswesen der freien Reichsstadt Nürnberg (1219-1806). Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung an Hand der Ratsverlässe und der vom Rat erlassenen Leichenordnungen. Diss. Würzburg 1970.

Matzerath, Horst: Urbanisierung in Preußen 1815-1914. Stuttgart 1985.

Melchert, Herbert: Die Entwicklung der deutschen Friedhofsordnungen. Dessau 1929.

Memento mori. Der Tod als Thema der Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Darmstadt 1984.

Memento mori! Zur Kulturgeschichte des Todes in Franken. Erlangen 1990.

Memmesheimer, Paul Arthur: Das klassizistische Grabmal. Eine Typologie. Diss. Bonn 1969.

Messerer, Wilhelm: Zu extremen Gedanken über Bestattung und Grabmal um 1800. In: Probleme der Kunstwissenschaft. Band I: Kunstgeschichte und Kunsttheorie im 19. Jahrhundert. Berlin 1963, S. 172-195.

Metken, Sigrid (Hg.): Die letzte Reise. Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern. München 1984.

Metken, Sigrid: Seelkerker, Schädel und Totengebein. In: Dies. (Hg.): Letzte Reise, 1984, S. 330-332.

Mettele, Gisela: Kölner Bürgertum in der Umbruchszeit (1776-1815). In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 229-275.

Migge, Leberecht: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena 1913.

Miller Lane, Barbara: Architektur und Politik in Deutschland 1918-1945. Braunschweig, Wiesbaden 1986.

Mittig, Hans-Ernst/Volker Plagemann (Hg.): Denkmäler im 19. Jahrhundert. Deutung und Kritik. München 1972.

Moeller, Gisela: Peter Behrens in Düsseldorf. Die Jahre von 1903 bis 1907. Weinheim 1991.

Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1986.

Mohr, Rudolf: Protestantische Theologie und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters. Diss. Marburg 1964.

Mosse, George L.: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Stuttgart 1993.

Müller, Henning: Denkmalstil und Menschenbild im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 14, 1979, S. 241-269.

Müller, Sebastian: Kunst und Industrie. Ideologie und Organisation des Funktionalismus in der Architektur. München 1974.

Mundt, Barbara: Historismus. Kunstgewerbe zwischen Biedermeier und Jugendstil. München 1981.

Murken, Axel Hinrich: Vom Armenhospital zum Großklinikum. Die Geschichte des Krankenhauses vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Köln 1988.

Nahrstedt, Wolfgang: Die Entstehung der Freizeit. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. Göttingen

1972.

Naumann, Barbara: "Wie die Alten den Tod gebildet". Lessings produktives Mißverständnis der Todesgenien im Streit um das Bild des heiteren Todes. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 205-214.

Neef, Wolfgang: Ingenieure in der Metallindustrie. Entwicklung und Funktion einer Berufsgruppe. Diss. Tübingen 1980.

Nehring, Dorothee: Stadtparkanlagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Landschaftsgartens. Hannover, Berlin 1979.

Nestoris, Marijanna: Vom gemeindlichen Kirchhof zum städtischen Zentralfriedhof. Studien zum Wandel der Bestattungskultur in Hamburg. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1993.

Neubert, Christhard G.: Wandlungsprozesse des evangelischen Bestattungsrituals. Anmerkungen zur Sepulkralkultur zwischen 1750-1850. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 69-74.

Neuloh, Otto/Wilhelm Zilius: Die Wandervögel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung der frühen deutschen Jugendbewegung. Göttingen 1982.

Neunzehnhundertzehn [1910] - Halbzeit der Moderne. Van de Velde, Behrens, Hoffmann und die anderen. Stuttgart 1992.

Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachtheile der Historie für das Leben. in: Ders.: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Dritte Abteilung. Erster Band: Die Geburt der Tragödie - Unzeitgemäße Betrachtungen I-III. Berlin, New York 1972, S. 241-330.

Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1993 (6. Aufl.)

Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1993 (3. Aufl.).

Nipperdey, Thomas: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976, S. 133-173.

Nipperdey, Thomas: Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918. München 1988.

Nipperdey, Thomas: Vereine als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Modernisierung I. In: Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976, S. 174-205.

Nitschke, August u.a. (Hg.): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930. Zwei Bände. Reinbek 1990.

Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin 1990.

Novalis (d.i. Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg): Heinrich von Ofterdingen. Frankfurt/M. 1982.

Odenhausen, Helmut: Grabkreuze aus Eisen und Stahl. Tübingen 1962.

Oelkers, Jürgen: Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. Weinheim, München 1989.

Ohler, Norbert: Sterben und Tod im Mittelalter. München 1993.

Opitz, Max: Das Bestattungsgewerbe und die drohende Kommunalisierung. Görlitz 1920.

Orth, Georg-Wilhelm: Bestattungswesen in Seuchenzeiten. Diss. Frankfurt/M. 1947

Packeis und Preßglas. Von der Kunstgewerbebewegung zum Deutschen Werkbund. Hg. vom Werkbund-Archiv. Gießen 1987.

Pätzig, Birgit: Der Einfluß der Reformbewegung auf den Urnenhain Dresden-Tolkewitz. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 6, S. 90-94.

Papenheim, Martin: Erinnerung und Unsterblichkeit. Semantische Studien zum Totenkult in Frankreich 1715-1794. Stuttgart 1992.

Pasche, Hans-Günter: 150 Jahre Kasseler Hauptfriedhof 1843-1993. In: Ders./Joachim Diefenbach/Karl-Hermann Wegner: Todtenhof und Nordstadtpark. 150 Jahre Kasseler Hauptfriedhof. Kassel 1993, S. 9-25.

Peiter, Katharina: Der evangelische Friedhof. Von der Reformation bis zur Romantik. Diss. Berlin (DDR) 1968.

Petsch-Bahr, Wiltrud: Der Stadterweiterungsplan für Bonn von 1855/56. Beispiel für eine nicht zu realisierende Straßenplanung. In: Feh/Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 253-283.

Peukert, Detlev J. K.: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt/M. 1987.

Pieper, Josef: Über den Begriff der Tradition. Köln, Opladen 1958.

Pietsch, Christian: Der Einfluß staatlicher Verordnungen auf die Entwicklung des neuzeitlichen Begräbniswesens in Berlin und Brandenburg-Preußen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Fischer/Schein (Hg.): Berlin-Kreuzberg, 1987, S. 143-166.

Pietzner, Hans: Landschaftliche Friedhöfe, ihre Anlage, Verwaltung und Unterhaltung. Leipzig 1904.

Pilz, Kurt: St. Johannis und St. Rochus in Nürnberg. Nürnberg 1984.

Pinnau, Peter: Die Majestät des Todes. Zu den Münchner Friedhofsanlagen Hans Grässels. In: Metken (Hg.): Letzte Reise, 1984, S. 195-202.

Pinnau, Peter: Gruft, Mausoleum, Grabkapelle. Studien zur Sepulkralarchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts mit besonderer Hinsicht auf Adolf von Hildebrand. München 1992.

Plättner, Petra: "Jedes fühlende Wesen stehe mit Andacht hier". Das Grab der Caroline Schelling in Maulbronn. Marbach 1993.

Plagemann, Volker (Hg.): Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt. München 1984.

Polley, Rainer: Das Verhältnis der josephinischen Bestattungsreformen zu den französischen unter dem Ancien Régime und Napoleon I. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 109-124.

Poschlod, Klaus/Wolf-Dieter Grimm: Der Alte Südfriedhof in München. Seine Gesteine - seine Restaurierung. In: Steinmetz und Bildhauer 100, 1984, Heft 11, S. 28-33.

Praz, Mario: Liebe, Tod und Teufel. Die schwarze Romantik. München 1981 (2. Aufl.).

Preczang, Ernst: Im Totenhain zu Ohlsdorf. In: Die Neue Welt. Illustriertes Unterhaltungsblatt, 1906, S. 372-374.

Pregill, Philip/Nancy Volkman: Landscapes in History. Design and Planning in the Western Tradition. New York 1993.

Pressac, Jean-Claude: Die Krematorien von Auschwitz. Die Technik des Massenmordes. München 1995 (2. Aufl.).

Proebsting: Wie stellen sich in Deutschland die evangelischen Kirchenbehörden und kirchlichen Vertretungen zur Feuerbestattung? Wien 1895 (2. Aufl.).

Quedens, Georg: Die alten Grabsteine auf dem Amrumer Friedhof. Insel Amrum 1984.

Radkau, Joachim: Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt/M. 1989.

Ranft, Gertrud: Historische Grabstätten aus Weimars klassischer Zeit. Weimar 1988 (4. Aufl.).

Ratschow, C.H.: "Säkularismus I". In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hg. von Kurt Galling. Tübingen 1961 (3. Aufl.). Sp. 1288-1296.

Rautmann, Peter: Caspar David Friedrich. Landschaft und bürgerliches Naturverhältnis. Diss. Hamburg 1979 (veröffentlicht unter dem Titel: Caspar David Friedrich. Landschaft als Sinnbild entfalteter bürgerlicher Wirklichkeitsaneignung. Frankfurt/M., Bern, Las Vegas 1979.)

Reclam, Carl: Neuestes zur Feuerbestattungsfrage. In: Die Gartenlaube 27, 1879, Nr. 3, S. 47-49.

Regener, Susanne: Totenmasken. In: Ethnologia Europaea 23, 1993, S. 153-170.

Reiter, Michael: Der Hammer Friedhof. Ein historischer Führer. Ahrensböck 1988.

[Die] Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Hg. von Kurt Galling. Tübingen 1961 (3. Aufl.).

Reulecke, Jürgen/Adelheid Gräfin zu Castell-Rüdenhausen (Hg.): Stadt und Gesundheit. Zum Wandel von "Volksgesundheit" und kommunaler Gesundheitspolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991.

Reulecke, Jürgen: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt/M. 1985.

Reulecke, Jürgen: Stadtbürgertum und Sozialreform in Preußen. In: Lothar Gall (Hg.): Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert. München 1990, S. 171-197.

Revolutionsarchitektur: Boullée, Ledoux, Lequeu. Stuttgart-Bad Cannstatt 1970.

Richardson, Ruth: Death, Dissection and the Destitute. London 1987.

Richter, Gerhard: Die Wandlung des friedhofsarchitektonischen Erscheinungsbildes für die Zeit zwischen 1750 und 1850. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 137-143.

Richter, Gerhard: Entstehung und Entwicklung des öffentlichen Grüns in Hannover bis zur Eingemeindung Lindens im Jahre 1920. Diss. Hannover 1969.

Richter, Gerhard: Zur historischen Pflanzenverwendung auf Friedhöfen. In: Jutta Schuchard/Horst Claussen (Hg.): Vergänglichkeit und Denkmal. Beiträge zur Sepulkralkultur. Bonn 1985, S. 33-41.

Riesenfellner, Stefan/Heidemarie Uhl: Todeszeichen. Zeitgeschichtliche Denkmalkultur in Graz und in der Steiermark vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien, Köln, Weimar 1994.

Rietschel, Christian: Das Herrnhuter Modell eines Gemeinschaftsfriedhofs, der Gottesacker der Brüdergemeinde. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 75-88.

Rietschel, Christian: Grabsymbole des frühen Klassizismus. In: Wie die Alten, 1979, S. 95-104.

Rietzsch, Barbara: Der Neustädter Friedhof und die Entwicklung der Begräbniskultur in Erlangen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Erlanger Bausteine 31, 1984, S. 149-192.

Ringbeck, Birgitta: Architektur und Städtebau unter dem Einfluß der Heimatschutzbewegung. In: Klueting (Hg.): Antimodernismus, 1991, S. 216-287.

Rode, August: Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten in Dessau. Dessau 1795.

Rodriguez-Lores, Juan: "Gerade oder krumme Straßen?" Zu den irrationalen Ursprüngen des modernen Städtebaues. In: Fehl/Ders. (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 101-134.

Rodriguez-Lores, Juan: Stadthygiene und Städtebau: Zur Dialektik von Ordnung und Unordnung in den Auseinandersetzungen des Deutschen Vereins für Öffentliche Gesundheitspflege 1868-1901. In: Ders./Gerhard Fehl (Hg.): Städtebaureform 1865-1900. Von Licht, Luft und Ordnung in der Stadt der Gründerzeit. Teil 1. Hamburg 1985, S. 19-58.

Röttgen, Steffi: Der Südliche Friedhof in München. Vom Leichenacker zum Campo Santo. In: Metken (Hg.): Letzte Reise, 1984, S. 285-301.

Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1982.

Rüegg, Walter (Hg.): Kulturkritik und Jugendkult. Frankfurt/M. 1974.

Ruppert, Wolfgang: Bürgerlicher Wandel. Die Geburt der modernen deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1984 (2. Aufl.).

Ruuskanen, Leena: Der Heidelberger Bergfriedhof. Kulturgeschichte und Grabkultur. Ausgewählte Grabstätten. Heidelberg 1992.

Ryn, Zdzislaw/Stanislaw Klodzinski: Tod und Sterben im Konzentrationslager. In: Auschwitz-Hefte I, Weinheim, Basel 1987, S. 281-328.

Saldern, Adelheid von: "Statt Kathedralen die Wohnmaschine". Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne. In: Bajohr u.a. (Hg.): Zivilisation, 1991, S. 168-192.

Sartorius, Karl: Die Leichenverbrennung innerhalb der christlichen Kirche. Eine historisch-theologische Studie. Basel 1886.

Sauder, Gerhard: "Bürgerliche" Empfindsamkeit. In: Vierhaus (Hg.): Bürgerlichkeit, 1981, S. 149-164.

Sauder, Gerhard: Empfindsamkeit. Band I: Voraussetzungen und Elemente. Stuttgart 1974.

Schadow, Johann Gottfried: Kunstwerke und Kunstansichten. Ein Quellenwerk zur Berliner Kunst- und Kulturgeschichte zwischen 1780 und 1845. Kommentierte Neuausgabe der Veröffentlichung von 1849. Hg. von Götz Eckardt. Drei Bände. Berlin 1987.

Schädel, Dieter u.a.: Kommentiertes Verzeichnis der Werke Fritz Schumachers. In: Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 192-299.

Scharf, Barbara: Der Ohlsdorfer Friedhof im Spiegelbild großer Ausstellungen. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 78, 1992, S. 135-161.

Schepers, Wolfgang: Zu den Anfängen des Stilpluralismus im Landschaftsgarten und dessen theoretischer Begründung in Deutschland. In: Brix/Steinhaus (Hg.): Historismus, 1978, S. 73-92.

Schepper-Lambers, Friedrike: Beerdigungen und Friedhöfe im 19. Jahrhundert in Münster. Dargestellt anhand von Verordnungen und Archivalien. Münster 1992.

Scherer, Georg: Das Problem des Todes in der Philosophie. Darmstadt 1988 (2. Aufl.).

Schieder, Wolfgang (Hg.): Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1993.

Schieferdecker, Jürgen: Schumacher und sein Krematorium in Dresden-Tolkewitz. In: Zur Aktualität der Ideen von Fritz Schumacher. Fritz-Schumacher-Colloquium 1990. Hamburg 1992, S. 28-46.

Schiefler, Gustav: Eine hamburgische Kulturgeschichte 1890-1920. Beobachtungen eines Zeitgenossen. Bearbeitet von Gerhard Ahrens, Hans Wilhelm Eckardt und Renate Hauschild-Thiessen. Hamburg 1985.

Schiller, Gisela: Der organisierte Tod. Beobachtungen zum modernen Bestattungsgewerbe. Düsseldorf 1991.

Schivelbusch, Wolfgang: Geschichte der Eisenbahnreise. Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Verkürzung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. München 1977.

Schmidt, Eva: Der preußische Eisenkunstguß: Technik - Geschichte - Werke - Künstler. Berlin 1981.

Schmidt, Heike: Friedhof und Grabdenkmal im Industriezeitalter am Beispiel Essener Friedhöfe: Geschichte - Gestaltung - Erhaltung. Eine kunsthistorische Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung des Steinzerfalls. Bochum 1993.

Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Dritter Band: Erfahrungswissenschaften und Technik. Freiburg 1954 (3. Aufl.).

[Die] schöne Leiche. Weibliche Todesbilder in der Moderne. Ausgewählt von Elisabeth Bronfen. München 1992

Schoenfeld, Helmut: Friedhofsreform in Hamburg - Das Beispiel Ohlsdorfer Friedhof. In: Barbara Happe/Barbara Leisner/Norbert Fischer/Helmut Schoenfeld: Vom Gottesacker zum Reformfriedhof. Beiträge zur Geschichte der Friedhöfe in Deutschland. Hamburg 1994, S. 49-62.

Schoenfeld, Helmut: Das neue Krematorium von Fritz Schumacher. In: Fischer u.a.: Tod und

Technik, 1992, S. 22-23.

Schoenfeld, Helmut: Der Urnenhain - ein Gartendenkmal des Historismus. In: Fischer u.a.: Tod und Technik, 1992, S. 38-41.

Schott, Dieter/Hanna Skoblies: Die ursprüngliche Vernetzung. Die Industrialisierung der Städte durch Infrastrukturtechnologien und ihre Auswirkungen auf Stadtentwicklung und Städtebau. Eine Forschungsskizze. In: Die alte Stadt 14, 1987, S. 72-99.

Schraepler, Ernst: August Bebel - Sozialdemokrat im Kaiserreich. Göttingen u.a. 1966.

Schramm, Percy Ernst: Hamburg, Deutschland und die Welt. Leistungen und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck. Ein Kapitel deutscher Geschichte. Hamburg 1952 (2. Aufl.).

Schultze-Naumburg, Paul: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Dritter Band. München 1928 (3. Aufl.).

Schulze, Winfried (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Göttingen 1994.

Schumacher, Fritz: Die Feuerbestattung. Handbuch der Architektur. Viertes Teil. Achter Halbband. Heft 3b. Leipzig 1939.

Schumacher, Fritz: Selbstgespräche. Erinnerungen und Betrachtungen. Hamburg 1949.

Schumacher, Fritz: Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters. Stuttgart, Berlin 1935 (auch 3. Auflage: Stuttgart 1949).

Schwabe, Carl: Das Leichenhaus in Weimar. Nebst einigen Worten über den Scheintod und mehrere jetzt bestehende Leichenhäuser, sowie über die zweckmäßigste Einrichtung solcher Anlagen im Allgemeinen. Leipzig 1834.

Schwarz, Gudrun: Die nationalsozialistischen Lager. Frankfurt/M., New York 1990.

Schwarz, Thomas: "Wird wieder erwachen". Grabmäler des Alten Friedhofs in Freiburg i. Br. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Freiburg i. Br. 1980.

Schweizer, Johannes: Kirchhof und Friedhof. Eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten. Linz a. d. Donau 1956.

Seib, Gerhard: Exemplarische Darstellung einer Fallstudie am Beispiel der Friedhöfe in Kassel. In: Vom Kirchhof, 1984, S. 19-48.

Seib, Gerhard: Das Gußeisen im Dienst der Totenehrung in der Zeit zwischen 1750 und 1850. In: Wie die Alten, 1979, S. 85-94.

Selz, Jean: Plastik. In: Hansen (Hg.): Zeitalter, 1970, S. 153-180.

Shama, Simon: Landscape and Memory. London 1995.

Shils, Edward: Tradition. London 1981.

Siedek, Oskar: Die Verbandstage der Feuerbestattungsvereine deutscher Sprache in der Zeit von 1886 bis 1900. Wien 1900.

Siegrist, Hannes (Hg.): Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich. Göttingen 1988.

Siegrist, K.: Die Qualitätsmarke. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 139-144.

Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849-1871. Frankfurt/M. 1990.

Simmen, Jeannot/Uwe Drepper: Der Fahrstuhl. Die Geschichte der vertikalen Eroberung. München 1984.

Simson, John von: Kanalisation und Städtehygiene im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1983.

s'Jacob, Henriette: Idealism and realism. A study of sepulchral symbolism. Leiden 1954.

Sloane, David Charles: The last great necessity. Cemeteries in american history. Baltimore, London 1991.

Sörries, Reiner: Feuerbestattungen: Tradition oder Propaganda? In: Landschaftsarchitektur, 25. Jg., Heft 2/1995: Schwerpunkt Friedhöfe, S. 24.

Sörries, Reiner: Seid getröstet ... Zwei galvanoplastische Grabengel im Museum für Sepulkralkultur. In: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V./Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur: Tätigkeitsbericht 1992. Kassel 1993, S. 3-5.

Sofsky, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors: das Konzentrationslager. Frankfurt/Main 1993

Späth, Manfred: Die Professionalisierung von Ingenieuren in Deutschland und Rußland 1800 bis 1914. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 561-588.

Speler, Ralf-Thorsten: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff. Begründer der klassizistischen Baukunst in Deutschland. Diss. Halle/Saale 1982.

Sperling, Eberhard: Der Rechtsstatus der kommunalen und kirchlichen Friedhöfe. In: Wie die Alten, 1979, S. 37-44.

Spickernagel, Ellen: "Poetische Freiheit" und "prosaische Beschränkung". Zur geschlechtsspezifischen Form von Grabmal und Denkmal im Klassizismus. In: Kritische Berichte 1989, Heft 4, S. 60-76.

Spree, Reinhard: Der Rückzug des Todes. Der epidemiologische Übergang in Deutschland während des 19. und 20. Jahrhunderts. Konstanz 1992.

Stachow, Helga: Rituale der Erinnerung. Die Maifeiern der Hamburger Arbeiterbewegung zwischen 1890 und 1914. Marburg 1995.

Stadtvorstand (Hg.): Gedenkschrift zum 50jährigen Bestehen des Krematoriums in Gotha. Gotha 1928.

Städtische Bestattung München (Hg.): Die Städtische Bestattung München 1819-1969. München 1969.

Städtisches Friedhofsamt Frankfurt am Main (Hg.): Die Organisation des Bestattungswesens in Frankfurt am Main und die Durchführung der Kommunalisierung mit einer Einführung über Geschichte und Recht im Bestattungswesen. Frankfurt/M. 1921.

Staiger, Ursula: Die Auseinandersetzungen um die Feuerbestattung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Diss. Mainz 1982.

Steckner, Cornelius: Museum Friedhof. Bedeutende Grabmäler in Berlin. Berlin 1984.

Steckner, Cornelius: Über die Luftangst. Chemische Anmerkungen zum Tode. In: Wie die Alten, 1979, S. 147-150.

Stern, Fritz: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. München, Bern 1963.

Stevenson, James: Im Schattenreich der Katakomben. Entstehung, Bedeutung und Wiederentdeckung der frühchristlichen Grabstätten. Köln 1990.

Stevenson, Robert Louis: Der Leichenräuber. In: Ders.: Der Leichenräuber und andere Geschichten. Zürich 1979, S. 147-181.

Stock, Markus: Politische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Schaffung eines Zentralfriedhofes in Hamburg. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Hamburg 1995

Stockmann, Bernhard: "Ruht wohl, ihr teuren Gebeine". Die Trauerfeiern für Hans von Bülow. In: Harald Weigel (Hg.): Festschrift für Horst Gronemeyer zum 60. Geburtstag. Herzberg 1993, S. 461-477.

Stubbe, Hannes: Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung. Berlin 1985.

Stübgen, Josef: Gerade oder krumme Straßen? In: Deutsche Bauzeitung 11, 1877, Nr. 28, S. 132-134.

Stüber, Karl: Commendatio animae. Sterben im Mittelalter. Bern, Frankfurt/M. 1976.

Sutcliffe, Anthony: Planung und Entwicklung der Großstädte in England und Frankreich von 1850 bis 1875 und ihre Einflüsse in Deutschland. In: Fehl/Rodriguez-Lores (Hg.): Stadterweiterungen, 1983, S. 35-53.

Szeemann, Harald: "Vorbereitungen". In: [Der] Hang zum Gesamtkunstwerk, 1983, S. 16-19.

Tahara, Keiichi: Jugendstil. Aufbruch zu einer neuen Architektur. Mit Texten von Riichi Miyake. Dortmund 1991.

Tenfelde, Klaus: Die Entfaltung des Vereinswesens während der Industriellen Revolution in Deutschland 1850-1873. In: Otto Dann (Hg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. München 1984, S. 55-114.

Thalmann, Rolf: Urne oder Sarg? Auseinandersetzungen um die Einführung der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert. Bern, Frankfurt/M., Las Vegas 1978.

Thompson, Edward P.: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Zwei Bände. Frankfurt/M. 1987.

Tittel, Lutz: Monumentaldenkmäler von 1871 bis 1918 in Deutschland. Ein Beitrag zum Thema Denkmal und Landschaft. In: Ekkehard Mai u.a. (Hg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich. Berlin 1981, S. 215-275.

Trelawny, Edward John: Letzte Sommer. Mit Shelley und Byron an den Küsten des Mittelmeers. Berlin 1986.

[Der] Tübinger Friedhof und seine Denkmäler. In: Tübinger Blätter 2, 1899, S. 16-20.

Uhlmann, Gordon/Ursula Weisser: Grundzüge einer Geschichte des Eppendorfer Krankenhauses. In: Ursula Weisser (Hg.): 100 Jahre Universitätskrankenhaus Eppendorf 1889-1989. Tübingen 1989, S. 12-129.

Unger, Franz: Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier. Wien 1867.

Ungericht, Hansmartin: Der Alte Friedhof in Ulm. Bestattungsriten, Planungen und Grabmale. Ulm 1980.

Ungericht, Hansmartin: Zur Friedhofsentwicklung von Ulm/Donau. Kurzfassung einer Fallstudie. In: Wie die Alten, 1979, S. 151-154.

Urbain, Jean-Didier: L'archipel des morts. Le sentiment de la mort et les dérives de la mémoire dans les cimetières d'Occident. Paris 1989.

Urbain, Jean-Didier: La société de conservation. Étude sémiologique des cimetières d'Occident. Paris 1978.

Valentien, Otto: Der Friedhof. Gärtnerische Gestaltung, Bauten, Grabmale. München 1953.

Valentien, Otto/Josef Wiedemann: Der Friedhof. Gestaltung/Bauten/Grabmale. München, Basel, Wien 1963.

Valéry, Paul: Cahiers/Hefte. Band 3. Frankfurt/M. 1989.

Varrentrap, G.[eorg]: [Bericht über] Gutachten über die Einführung der facultativen Leichenverbrennung im Auftrage des Münchener Gesundheitsrathes erstattet von Kreismedicinalrath Dr. Kerschensteiner, München, September 1878. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege 11, 1879, S. 492-494.

Venier, Arnalda: Technological death. Fritz Schumacher's Dresden crematorium. In: Lotus International 1983, Heft II: Funerary Lotus, S. 121-124.

Vesper, Ernst: Die Sterbekassen in alter und neuer Zeit. Berlin 1966.

Vierhaus, Rudolf (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg 1981.

Vierhaus, Rudolf: Aufklärung als Lernprozeß. In: Ders.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen 1987, S. 84-95.

Vierhaus, Rudolf: Aufklärung und Reformzeit. In: Ders.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegungen. Ausgewählte Aufsätze. Göttingen 1987, S. 249-261.

Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt/M., New York, Paris 1988.

Volp, Rainer: Der Tod im Leben. In: Wie die Alten, 1979, S. 7-16.

Volp, Rainer: Der unverfügbare Tod. Todesanschauungen und Bestattungsrituale zwischen Aufklärung und Industriekultur. In: Hansjakob Becker/Bernhard Einig/Peter-Otto Ullrich (Hg.): Im Angesicht des Todes. Ein interdisziplinäres Kolloquium. St. Ottilien 1987, S. 621-636.

Vom Kirchhof zum Friedhof. Wandlungsprozesse zwischen 1750 und 1850. Kassel 1984.

Vom Totenbaum zum Designersarg. Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart. Kassel 1993.

Vondung, Klaus (Hg.): Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen. Göttingen 1976.

Vondung, Klaus: Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit. In: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum, 1976, S. 20-33.

Vovelle, Michel: Die Einstellungen zum Tode: Methodenprobleme, Ansätze, unterschiedliche Interpretationen. In: Arthur E. Imhof (Hg.): Biologie des Menschen in der Geschichte - Beiträge zur Sozialgeschichte der Neuzeit aus Frankreich und Skandinavien. Stuttgart-Bad Cannstatt 1978, S. 174-197.

Vovelle, Michel: Mourir autrefois: attitudes collectives devant la mort aux XVII^e et XVIII^e siècles. Paris 1974.

Vovelle, Michel: Piété baroque et déchristianisation en Provence au XVIII^e siècle: les attitudes devant la mort d'après les clauses des testaments. Paris 1973.

Wagner, Fritz: Die Anfänge der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In: Fritz Hartmann/Rudolf Vierhaus (Hg.): Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert. Bremen, Wolfenbüttel 1977, S. 171-191.

Wagner, Gabriela: Memento Mori! Gedenke des Todes! Friedhofs- und Bestattungskultur in Köln gestern und heute. Köln 1995.

Wagner, Waltraud: Architektonisch wertvolles Ensemble. In: Ostthüringer Zeitung, 12.11.1992, S. 1.

Wagner, Waltraud: Dr. phil. Otto Plarre. In: Wohin in Gera 12/93, S. 21-22.

Wagner, Waltraud: Feuerbestattungen waren einst umstritten. In: Ostthüringer Zeitung, 27.10.1992, S. 1.

Wanetschek, Margaret: Die Grünanlagen in der Stadtplanung Münchens von 1790-1860. München 1971.

Warnke, Martin: Politische Ikonographie. In: Jean Arrouye u.a.: Die Lesbarkeit der Kunst. Zur Geistes-Gegenwart der Ikonologie. Hg. von Andreas Beyer. Berlin 1992, S. 23-28.

Warnke, Martin: Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992.

Weber, Wolfhard: Verkürzung von Zeit und Raum. Techniken ohne Balance zwischen 1840 und 1880. In: Wolfgang König/Wolfhard Weber: Netzwerke, Stahl und Strom. 1840-1914. Propyläen Technikgeschichte. Hrsg. von Wolfgang König. Band 4. Berlin, Frankfurt/M. 1990, S. 11-261.

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. 1700-1815. München 1987.

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen "Deutschen Doppelrevolution". 1815-1845/49. München 1987.

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der "Deutschen Doppelrevolution" bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges: 1849-1914. München 1995.

Weiß, Philipp: Eine kleine Geschichte des Sarges. In: Vom Totenbaum, 1993, S. 10-22.

Weller, Christian: Reform der Lebenswelt durch Kultur. Die Entwicklung zentraler Gedanken Fritz Schumachers bis 1900. In: Frank (Hg.): Schumacher, 1994, S. 41-65.

Wellmann, Angelika: Der Spaziergang. Stationen eines poetischen Codes. Würzburg 1991.

Wengel, Tassilo: Gartenkunst im Spiegel der Zeit. Leipzig 1985.

Wentzlaff-Eggebert, Friedrich-Wilhelm: Der triumphierende und der besiegte Tod in der Wort- und Bildkunst des Barock. Berlin, New York 1975.

Wenzel, Waldo: Auszug aus dem Vortrag zu der Tagung des Arbeitsausschusses für Friedhof und Denkmal am 27. Juli 1939 in Stuttgart. In: Gartenkunst 53, 1940, Heft 2, S. 1-2

Wenzel, Waldo: Der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 116-118.

Weppen, Wolfgang von der: Der Spaziergänger. Eine Gestalt, in der sich Welt vielfältig bricht. Tübingen 1995.

Werfel, Franz: Die Geschwister von Neapel. Frankfurt/M. 1956.

Westheider, Rolf: Kein Platz für Leichen. Bestattungsprobleme in einer ostwestfälischen Kleinstadt um 1800. In: Friedhof und Denkmal 38, 1993, Nr. 2, S. 38-42.

Whaley, Joachim: Introduction. In: Ders. (Hg.): Mirrors of Mortality. Studies in the Social History of Death. London 1981, S. 1-14.

Whaley, Joachim: Symbolism for the Survivors: The Disposal of the Dead in Hamburg in the Late Seventeenth und Eighteenth Centuries. In: Ders. (Hg.): Mirrors of Mortality. Studies in the Social History of Death. London 1981, S. 80-105.

Wicker, C. V.: Edward Young and the Fear of Death. A Study in Romantic Melancholy. Albuquerque 1952.

Wie die Alten den Tod gebildet. Wandlungen der Sepulkralkultur 1750-1850. Mainz 1979.

Wietek, Gerd: Der Hamburger Architekt Johann August Arens (1757-1806) als Baumeister Goethes. In: Bewahren und Gestalten. Festschrift für G. Grundmann. Hamburg 1962, S. 165-176.

Wilken, Holger: Überblick über die Entwicklung im Friedhofs- und Beerdigungswesen vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1937. In: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins. Band 59/1988, S. 295-311.

Willett, John: Explosion der Mitte. Kunst und Politik 1917-1933. München 1981.

Williams, Raymond: Theorie und Verfahren der Kulturanalyse. In: Ders.: Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und Kultur. Hg. von H. Gustav Klaus. Frankfurt/M. 1977, S. 45-73.

Wilson, Arnold/Hermann Levy: Burial reform and funeral costs. London, New York, Toronto 1938.

Wimmer, Clemens Alexander: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989.

Winckler, Stefanie: Zur Entstehungsgeschichte landschaftlich gestalteter, großstädtischer Zentralfriedhöfe in Deutschland von 1870 bis 1914: Beispiele aus Hamburg, München und Berlin. Maschinenschriftl. Examensarbeit Berlin 1990.

Windsor, Alan: Peter Behrens. Architekt und Designer. Stuttgart 1985.

Winkle, Stefan: Johann Friedrich Struensee. Arzt, Aufklärer und Staatsmann. Beitrag zur Kultur-, Medizin- und Seuchengeschichte der Aufklärungszeit. Stuttgart 1983.

Winkler, Heinrich August: Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. München 1993.

Wischhöfer, Bettina: Krankheit, Gesundheit und Gesellschaft in der Aufklärung. Das Beispiel Lippe 1750-1830. Frankfurt/M. 1991.

Wolf, Georg Jakob: Münchener Waldfriedhof. Augsburg 1928.

Wolf, Paul: Der Friedhof als städtebauliches und architektonisches Problem. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 53-72.

Wolters, K. J. V.: Die Leichenbegängnisse der vorigen Jahrhunderte in Hamburg. In: Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg 9, 1903, S. 87-106.

Wunder, Bernd: Geschichte der Bürokratie in Deutschland. Frankfurt/M. 1986.

Wunderer, Hartmann: Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der deutschen Arbeiterbewegung. Frankfurt/M. 1980.

Wurzbacher, Gerhard: Die öffentliche freie Vereinigung als Faktor soziokulturellen, insbesondere emanzipatorischen Wandels im 19. Jahrhundert. In: Walter Rüegg, Otto Neuloh (Hg.): Zur soziologischen Theorie und Analyse des 19. Jahrhunderts. Göttingen 1971, S. 103-122.

Wyss, Beat: Trauer der Vollendung. Von der Ästhetik des Deutschen Idealismus zur Kulturkritik an der Moderne. München 1985.

[Young, Edward:] Eduard Young's Nachtgedanken. Ins Deutsche übertragen von Elise von Hohenhausen. Cassel 1844.

Zabel, Hermann: Verweltlichung/Säkularisierung. Zur Geschichte einer Interpretationskategorie. Diss. Münster 1968.

Zacher, Inge: Düsseldorfer Friedhöfe und Grabmäler. Begräbniswesen und Brauchtum im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1982.

Zacher, Inge: Grabmäler Düsseldorfer Unternehmer - Selbstdarstellung eines Standes auf dem Friedhof. In: Aspekte Düsseldorfer Industrie 1831-1981. Düsseldorf 1981, S. 77-98.

Zeitler, Rudolf: Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin 1990.

Zelger, Franz: Arnold Böcklin: Die Toteninsel. Selbstheroisierung und Abgesang der abendländischen Kultur. Frankfurt/M. 1991.

Zerback, Rolf: Zwischen Residenz und Rathaus. Bürgertum in München 1780-1820. In: Gall (Hg.): Stadt im Umbruch, 1991, S. 605-653.

Ziegler, Hermann: Friedhöfe in Stuttgart. Erster Band. Ehemaliger Kirchhof Berg, Ehemaliger Befriedhof am Raitelsberg, Bergfriedhof. Stuttgart 1987.

Ziegler, Hermann: Friedhöfe in Stuttgart. Fünfter Band. Fangelsbach-Friedhof. Stuttgart 1994.

Ziener, Gerhard/Hans Wolf: Wandervogel und Freideutsche Jugend. Bad Godesberg 1961.

Zoepfl, Friedrich: "Beinhaus". In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. Hg. von Otto Schmitt. Zweiter Band. Stuttgart-Waldsee 1948, Sp. 203-214.

Zuber, Elfi: Der Alte Nördliche Friedhof. Ein Kapitel Münchener Kulturgeschichte. München 1983.

Zum Gedenken. Grabmale in Frankfurt am Main. Fotografiert von Helga und Victor von Brauchitsch. Mit einer Einführung von Fritz Althammer. Frankfurt/M. 1988.

Zweckbronner, Gerhard: Je besser der Techniker, desto einseitiger sein Blick? Probleme des technischen Fortschritts und Bildungsfragen in der Ingenieurerausbildung im Deutschen Kaiserreich. In: Ulrich Troitzsch/Gabriele Wohlauf (Hg.): Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze. Frankfurt/M. 1980, S. 328-356.